

Theodor Mügge.
Neues Leben.
In drei Bänden.

Prag & Leipzig 1856.
Expedition des Albums.

- Regierungsrath von Wolters (Rudolph)
- Assessor von Trifels (Eduard), zwei Verwandte
- Präsident von Landau, verwittwet, 5 Kinder, davon Hedwig
- Niedlich (Heinrich), Agent
- Christian und Liesbeth Hartmann, Blechschmieds-paar, mit Tochter Marie
- Reinhold Stark, Blechschmied, Neffe von Christ-an
- Herzberg (Andreas), Dichter und Musiker, und seine halbblinde Mutter
- Emma Ruhwald, Haushälterin bei von Landau's

ERSTER BAND.

ERSTES CAPITEL.

»Denn es ist eine schöne Sache um das Blech, und es soll mir Keiner kommen und was dagegen sagen, oder wohl gar vornehm thun und denken, Gold und Silber seien besser. Das Blech hat seine Wunder in sich, es läßt sich nichts damit vergleichen. Wenn's da liegt schwarz, rostig und unscheinbar, möchte es kaum einer anrühren, aber sobald nur die rechte Hand es anfaßt, so biegt sich's und fügt sich's, als wär's Wachs und Honig, blitzt und funkelt wie Demant, und es ist kein Stoff in der Weit so gelenkig und nützlich.«

Der alte Meister Hartmann, der in seiner Wohnstube am Tische saß und sein Abendbrod eben verzehrt hatte, ließ bei dem letzten Lobspruche, den er seinem Lebensberuf darbrachte, das Messer neben den Teller fallen, und seine rauhen Hände über den Leib faltend, lehnte er sich behaglich in den Großvaterstuhl zurück. Auf dem Tisch brannte eine blanke Messinglampe, deren Schattenseite ihm zugekehrt war; jenseits aber, wo das Licht hell fiel, saßen zwei Frauen, die, während der Hausherr noch tafelte, schon ihre Arbeiten wieder in die Hand genommen hatten und fleißig mit Nähen und Stopfen beschäftigt waren.

Da der Meister Blechschmied keine Antwort erhielt, beschäftigte er sich mit seinen Gedanken, und diese hüllten ihn eine Zeit lang in nachdenkliches Schweigen, bis

er mit erfreulicher Selbstverwunderung sich wieder laut vernehmen ließ.

»Es ist doch merkwürdig!« rief er aus, »was alles im Blech steckt! Aus der ganzen Menschheit wäre nichts Gescheidtes geworden, wenn's Blech nicht erfunden wäre. Da setzen sie Generalen und Fürsten Bildsäulen, als ob die wer weiß was Nützliches und Großes gethan hätten, wodurch das Volk auf Erden glücklicher geworden aber wer das Blech erfunden hat, an den denkt Keiner, dessen Namen weiß Keiner, und doch kann kein Mensch ohne Blech leben. Ich will erst gar nicht von Dampfmaschinen und solchen Dingen reden; es wäre aber überhaupt ein miserables Leben, ein ganz nichtswürdiges Leben ohne Blech. Sagt mal selbst, ihr Weiber da, was fängt ihr an ohne Blech in Eurer Küche, ohne Lampe, ohne Bratröhre, ohne Kuchenbleche, ohne Kessel, Kannen und Casserollen?«

Er schlug ein herzhaftes Gelächter auf, während die alte Frau ihm gegenüber ihr langes, hohles Gesicht von dem Wollstrumpf emporrichtete, an dem sie stopfte, und die Hornbrille mit großen runden Gläsern auf ihren lustigen Mann richtete.

»Nun, dann,« sagte sie widerspänstig, »wäre es auch eben kein allzu großes Unglück. Wir würden schon Mittel finden, uns in anderer Art zu helfen.«

»O, Ihr – Ihr würdet Mittel finden!« rief der Meister ärgerlich. »Aber ich glaub's,« fuhr er nachdrücklich fort,

»wahrhaftig, ich glaub's. Der Gott sei bei uns und die Weiber haben immer noch Mittel gefunden, wenn es darauf ankam, Schwarz in Weiß zu verwandeln.«

»Aber, Vater,« fiel eine wohlklingende Stimme von der Ecke des Tisches ein, als die alte Frau etwas vor sich hin murmelte und hastig nach ihrem Strumpf griff, »wenn denjenigen Bildsäulen gesetzt werden sollten, die sich zumeist verdient gemacht haben, so giebt es denn doch wohl noch andere Leute, wie den ersten Blechschmied.«

»Wen denn, Du Weisheit?« fragte er. »Etwa den ersten Komödianten oder Musikanten? Darauf wird's bei Dir hinauskommen.«

»Ist denn dem, der den Pflug erfunden hat, eine Bildsäule gesetzt worden, oder weiß man seinen Namen?« antwortete sie, ohne den Angriff zu beachten und ohne ihre Nadel ruhen zu lassen. »Ueberhaupt aber, sind nicht eben diejenigen, welche zumeist verdienten bekannt und genannt zu werden, von jeher unbekannt geblieben!«

Der Meister schwieg ein Weilchen auf diese Antwort, dann sagte er halb vor sich hin: »Es ist Manches wahr an dem, was sie sagt, aber das Blech muß darum doch nicht von Dir zurückgesetzt werden, Marie, weil es vor allen Dingen in der ersten Reihe steht, und wenn Reinhold hier wäre, der würde sich aufthun und Dir klar machen, was es damit zu sagen hat. Brauchst nicht darüber zu lachen; der versteht seine Sache besser, als mancher Hans Narr, der Wunder glaubt, was er versteht. Das würd' er, meiner Seele! das würd' er!«

Nach diesem letzten kräftigen Ausruf trat abermals eine Pause ein, denn Marie erwiederte nichts, und ihr Vater schob das schwarze Käppchen von der linken auf die rechte Seite des Kopfes, stützte diesen in seine Hand und richtete die Augen fest auf seine Tochter, während eine dicke Falte sich über seine Stirn legte.

Wie sie da vor ihm saß, groß und wohl gebildet, Alles nett und kleidsam an der kräftigen, runden Gestalt, mußte sie ihm gefallen, und dennoch schüttelte er den Kopf und sah mit strengen Blicken auf die Korallenschnur um ihren Hals und auf das wellig gescheitelte glänzende Haar, worin sie heute zwei große Goldnadeln befestigt hatte. Dann flogen seine Blicke über das Stübchen fort, das in seiner Abendruhe sänftigend auf ihn wirkte; denn wohin er sah, war es blank und freundlich, trotz seiner kleinbürgerlichen Einfachheit. Der Schrank in der Ecke mit den Reihen sauberer Tassen und Gläser, das große Schreib- und Wäschespind mit den Leisten von Ebenholz und den massiven Ringen in den Löwenköpfen, die Stühle rechts und links mit tief geschweiften Lehnen und die große Gewichtsuh, deren langsames Getacke allein in der Stille umher hörbar war – Alles trug dazu bei, seine unmuthige Laune zu überwältigen, und als er in den Spiegel zwischen den Fenstern schaute, um welche die weißen Vorhänge sich leise bewegten, strich er mit der Hand die Falte von der Stirn fort, und das gutmüthige Lachen schwebte wieder um seine Lippen.

Er legte das eine Bein über das andere und sah die hübsche Tochter dabei nochmals an, doch keinesweges

mehr mit der früheren Strenge, sondern sichtlich voll väterlicher Empfindungen und allerlei guten Gedanken. Dabei drückte er die beiden Ellbogen auf die beiden Armlehnen des alten Stuhles, daß dieser knackte, und die Flächen seiner Hände an einander haltend, blies er vergnügt die Luft über seine ausgestreckten Fingerspitzen.

Plötzlich aber wurde diese angenehme Beschaulichkeit durch ein anhaltendes und scharfes Geklingel unterbrochen. Es hatte Jemand die Hausthür geöffnet, welche mit einer Glocke versehen war, und dieser Jemand ließ jetzt auf dem Fliesenpflaster der Hausflur seine Schritte hören. Die Frauen horchten von ihrer Arbeit auf, und in den Augen des jungen Mädchens schimmerte etwas, das ihres Vaters Unmuth neu anzufachen schien. Er ließ seine Hände sinken und that einen grämlichen Blick nach ihr, dann nach dem Eingange. Dieser Blick streifte zu gleicher Zeit an der langen Wandseite hin und haftete dort auf einem Kasten, welcher auf vier dicken braunen Füßen ruhte und mit einer röthlich schimmernden Decke umhüllt war. Der Anblick dieses Kastens mußte seinen Unwillen vermehren, denn eben als an der Thür geklopft wurde, sagte er in seinem besten Kehltone:

»Alle diese Narrensposen müssen jetzt ein Ende nehmen! So soll's sein, und damit ist's gut!«

»Guten Abend, meine schönen Damen!« rief bei seinen letzten Worten ein junger Herr zur Thür herein. »Guter

Abend, Papa Hartmann. So ist's angenehm, im Sorgenstuhle ohne Sorgen; nach gethaner Arbeit ist gut zu ruhen! Ihr ergebenster Diener, verehrteste Frau und Fräulein Marie. Liebes Mariechen, ich komme mit einer unterthänigsten Bitte in aller Eile, und der Papa darf nicht Nein sagen, wenn wir alle ihn vereinigt zwingen, Ja zu sagen. Sehen Sie einmal, was er für ein schreckliches Gesicht macht, als ob das Blech um fünfzig Procent gestiegen wäre, und doch ist es der allerbeste, gutherzigste Gatte und Vater, der mich kennt von Kindesgebein an. Er weiß, daß ich nichts thue und bitte, was ihm irgend Kosten machen könnte. Der treue Freund seines Hauses, der allertreueste Freund seiner Familie, der ergebenste Diener, wo ich dienen kann also, bester Papa Hartmann, sagen Sie nicht Nein, oder es geschieht ein Unglück, das Sie nimmermehr gut machen können.«

Der alte Meister befand sich während dieser ganzen hastigen, in lachendem und vertraulichem Tone gehaltenen Rede in den Armen des jungen Herrn, der ihn fest hielt und auf ihn einsprach. Der Meister in seiner Schoßjacke und seiner breitschultrigen Gedrungenheit und der junge Herr im schwarzen Frack nach der neuesten Mode, der weißen Shawlweste und der weißen Binde sahen in dieser Umarmung höchst wunderlich aus. Der junge Herr war wie ein Licht schmal und lang, geschmeidig in seinen Bewegungen, mit einem schmalen dunkeln Backenbart versehen, der wie ein Band von seinen Ohren abwärts gerade herunter lief, bis er unter dem steifaufstehenden Halskragen in unbekannte Tiefen sich

verlor. Sein rothes, lebhaftes Gesicht wurde durch den Umstand, daß er eine sehr hohe Stirn besaß und sein Haupthaar ganz kurz abgeschoren trug, noch länger und schmaler, als er sonst gewesen wäre; aber der kleine zusammengeschobene Mund, die wohlgeformte Nase darüber und ein Paar blitzende, schlaublickende Augen gliichen das Unförmige wieder aus, und wenn er so freundlich scherzte und lachte, wie es jetzt der Fall war, so blieb der Eindruck seiner Erscheinung ein überragend vortheilhafter.

Halb gegen seinen Willen schien auch der störrige alte Mann dieses Uebergewicht zu empfinden.

»Lassen Sie meine Jacke los, Heinrich Niedlich, oder sie reißt in Stücke,« sagte er. »Was haben Sie wieder vor? Was wollen Sie von mir und uns allen?«

»Nicht eher lasse ich los, als bis Sie Ja gesagt haben,« rief der junge Herr, »und wenn es mein Leben kosten sollte!«

»Ich kann doch nicht zu einem Dinge Ja sagen, das ich nicht kenne,« wandte der Meister dagegen ein. »Lassen Sie jetzt los, Heinrich.«

»Aber vorsichtiger Papa,« lachte Herr Niedlich, »Sie sollen ja keinen Wechsel unterschreiben, Sie sollen mich auch nicht zum Erben einsetzen, ich will auch kein Geschenk von Ihnen erpressen, ich will nur etwas von Ihnen leihen, mit Ihrer Bewilligung auf einige Stunden leihen, und gebe Ihnen mein feierliches Ehrenwort, daß Sie es unversehrt und wohlerhalten aus meiner Hand zurück empfangen.«

»Wenn's weiter nichts ist,« sagte der alte Mann zufriedengestellt. »Was ich geben kann, sollen Sie haben.«

»Gut,« antwortete Herr Niedlich, in des Meisters Hand einschlagend, »es haben es Alle hier gehört. Ich wünsche auf vier, höchstens auf sechs Stunden Fräulein Marie zu leihen. – Halt da! es hilft kein Zurückziehen. Sie haben Sich vor diesen Zeugen verpflichtet und dürfen Ihr Wort nicht brechen.«

»Oho!« rief der alte Mann, den Kopf nach den Frauen hingewandt, »ist der Ueberfall etwa abgekartet? Bleiben Sie mir mit dergleichen aus dem Hause, Herr Niedlich!«

»Abgekartet!« schrie der junge Herr. »Bester Papa Hartmann, was soll denn abgekartet sein? Die Sache ist ganz einfach. Drüben, bei dem Präsidenten von Landau, wird heut dessen Geburtstag gefeiert. Nun, den Herrn Präsidenten kennen Sie ja, einen respectableren Mann kann es nicht geben. Angesehene Familie, feines Haus, ausgezeichnete Bildung und Einrichtung – Alles vorhanden. Zur Feier des Geburtstages haben wir eine Quadrille einstudirt, eine Quadrille von Gärtnerinnen und Gärtnern, die den lebenswürdigen alten Herrn mit Blumen und Kränzen bewerfen sollen. Plötzlich vor einer Stunde wird Fräulein Emma krank, das Fräulein, welches im Hause die Wirthschaft führt, seitdem die Frau Präsidentin in den Himmel versetzt wurde. Ich bekomme daher von Fräulein Hedwig ein Billet voller Verzweiflung. Da fällt

mir ein, daß wir dieselbe Quadrille ja im vorigen Jahre im Kränzchen getanzt haben, im seligen Familien-Kränzchen, woran Sie auf unsere Bitten und Vorstellungen Theil nahmen. Mariechen kann die Quadrille gewiß noch, und so antwortete ich denn sogleich, daß ich zu Ihnen eilen und Sie anflehen würde, Fräulein Marie zu erlauben, den Platz einzunehmen, damit dem guten Präsidenten die Freude nicht verdorben werde. Und das wollen Sie doch gewiß nicht auf sich laden, Papa? Der Präsident ist doch gewiß ein Mann, der Ihre Achtung besitzt.«

»Es hat gar nichts damit zu thun, meine Achtung,« fiel der alte Meister verdrießlich ein; »aber meine Tochter geht auf keinen Ball.«

»Als ob's ein Ball wäre!« schrie Herr Niedlich. »Es ist gar kein Ball, es ist nichts als eine Familien-Unterhaltung.«

»Wo eine Gesellschaft beisammen ist und wo getanzt wird, das nenne ich einen Ball,« antwortete der alte Mann.

»Aber es sind ja nur die Kinder und die nächsten Freunde des Hauses, wozu ich mir schmeichle, auch zu gehören,« fuhr Herr Niedlich unerschrocken fort. »Es ist auch keine Musik da, es wird nur zum Clavier getanzt, und wenn Sie mir nicht glauben wollen, so leid mir das thäte, so habe ich einen Zeugen bei mir – Herzberg, wo sind Sie denn? Kommen Sie doch herein! Herzberg soll uns aufspielen, ich habe ihn dazu engagirt. – Wo steckt er denn? So ein Musicus oder Künstler ist immer etwas irre im Kopfe, stolz wie ein Truthahn, wenn's ihm auch noch so schlecht geht. Giebt Stunden für acht Goschen,

aber zum Tanz aufspielen, drei Thaler verdienen für ein paar Stunden, ist gegen seine Ehre! Es hat Mühe gekostet, ihm das Geld in die Tasche zu bringen.«

Herr Niedlich machte diese Mittheilungen, indem er spöttisch lachend die Hand an den Mund hielt und leise sprach; dann drehte er sich um, öffnete die Thür und steckte den Kopf hinaus, indem er seinen Ruf wiederholte.

»Da kommt er die Treppe herunter!« fuhr er, sich umwendend, fort, »und bringt seinen Gönner und Beschützer mit, den Herrn Assessor von Trifels. Dem werden Sie doch glauben, Papa Hartmann. Er ist auch eingeladen bei dem Präsidenten. Na, Herzberg, das war ein gescheidter Gedanke, daß Sie uns Beistand von oben holten. Musiker haben auch zuweilen gescheidte Gedanken, Fräulein Marie. Herr von Trifels, sagen Sie dem Papa hier, daß es gar nicht anders geht, als wenn er sich erweichen läßt, und erweicht muß er werden, wäre er auch bis ins Herz von Eisenblech.«

Indem Herr Niedlich in dieser Art schwatzte, lärmte und lachte, wobei er sich hin und her drehte und seine Hände nach den verschiedenen Personen ausstreckte, traten die beiden jungen Männer herein, welche er angekündigt hatte. Der Kleinere mit dem bleichen Gesicht, dem langfallenden, dunklen Haar und den großen, scheu und schwermüthig blickenden Augen war der Musiker, welcher duldsam alle die lustigen Bemerkungen, die auf seine Kosten gemacht wurden, mit einer schweigenden Verbeugung erwiderte. Unbeachtet stand er dann neben

seinem großen Begleiter, der das heiterste Bild aller Vorzüge bot, durch welche ein junger Mann die Augen zu fesseln oder zu blenden vermag.

»Es handelt sich darum, wie ich so eben höre,« sagte der Assessor von Trifels, »daß Fräulein Marie die Güte hat, uns freundlich zu unterstützen und aus der Noth zu helfen, wofür wir alle ihr unendlich verbunden sein würden, vorausgesetzt, daß Sie, mein lieber Herr Hartmann, mir die Ehre erzeigen wollten, das Fräulein meiner Begleitung und meinem Schutze anzuvertrauen.«

»Es ist also Alles so richtig,« antwortete der alte Mann, indem er in das klare Gesicht des jungen Herrn blickte, von welchem ein besonderes Vertrauen ihn überkam.

»Alles richtig,« erwiederte dieser. »Ich bürge Ihnen dafür.«

»Und Sie,« fuhr der alte Mann kopfschüttelnd fort, »Sie finden es auch richtig, daß Maria mitgehen soll?«

»Warum sollte ich es nicht so finden?« antwortete Herr von Trifels lächelnd. »Fräulein Marie ist den jungen Damen, denen sie einen freundlichen Dienst erweisen will, nicht ganz unbekannt. Alle werden es ihr danken, und der Präsident selbst wird nicht minder erfreut sein.«

»Es paßt sich aber doch nicht!« brummte der Meister. »Wir sind schlichte Leute, es ist ein schlichtes Mädchen und dann ... dann ...«

»Aber, lieber Meister,« fiel der junge Edelmann ein, »was sind das für Bedenklichkeiten? Ich bitte Ihr Fräulein Tochter im Namen der Familie, die sich geehrt fühlt

durch ihr Erscheinen, ich werde Fräulein Marie's Cavalier sein.«

»Gehorsamer Diener!« sagte der Meister, auch seine Mütze fassend, »es ist aber da Alles fein geputzt, und die hier . . . «

»Darüber keine Sorge!« erwiederte Trifels, und indem er seine Augen auf das junge Mähchen richtete, die schweigend, doch mit erwartungsvoll höher geröthetem Gesicht hinter dem Tische saß, fügte er hinzu:

»Mag Fräulein Marie das einfachste Kleid tragen, ihr Schmuck wird niemals verkannt werden. Im Uebrigen ist für Alles gesorgt. Fräulein Emma's ganzer Anzug. Blumen, Bänder liegen bereit. Eilen Sie, Fräulein Marie, nur den Mantel umgehängt und den Hut aufgesetzt, das Weitere wird sich finden.«

»Darf ich denn, Vater?« fragte Marie.

»Wenn es so sein soll,« sagte der alte Mann mit zögernder Ueberwindung seiner Bedenken, »so kannst Du es thun.«

»Bravo! Bravo!« schrie Herr Niedlich, »jetzt haben wir gewonnen. Herzberg, laufen Sie voran und bringen Sie die freudige Botschaft als unser Sieges-Courier. Trösten Sie Fräulein Emma mit einem neuen Walzer und componiren Sie unterwegs eine Hymne, mit der Sie uns empfangen können.«

Der Musiker stand auf, nahm seinen Hut und empfahl sich, während Marie rasch durch die Glasthür im Hintergrunde sich entfernte.

»Ich will mich bereit machen,« sagte Trifels, »in wenigen Minuten bin ich wieder hier. Unseren besten Dank für Ihre Güte, die uns den frohen Abend sichert! Der Präsident wird Ihnen jedenfalls selbst sagen, wie erfreut er darüber war.«

Als er mit dem Musiker hinaus war, sprang Herr Niedlich auf den alten Meister los und drehte ihn in seinen Armen tanzend um.

»Nur jetzt kein grämliches Gesicht mehr!« rief er dabei, »und die Hand von der Mütze, denn das ist ein Zeichen, daß da oben noch allerlei Gewitter herum fahren. Der Trifels ist ein Sappermenter, der weiß überall gut Wetter zu machen; was er will, das setzt er auch durch.«

»Bei mir setzt er nichts durch, was ich nicht will,« sagte Hartmann.

»Das ist gewiß!« lachte Niedlich, der Frau Meisterin heimlich zuwinkend, »Sie wollen eben, Papa, was er will; alle Menschen wollen, was er will. Ich habe noch niemals so einen immer fröhlichen, heiteren, lebenslustigen jungen Mann gesehen, den jeder, der ihn sieht, so gern hat. Aber erstens muß man sagen, daß er sich darnach zu benehmen weiß, und dann kann er sich neben Jedem sehen lassen« – hier ließ Herr Niedlich einen Blick voll Selbstzufriedenheit an sich heruntergleiten – »und endlich ist er der Herr von Trifels, Assessor, reich, arbeitet zu seinem Spaß, so lange er will, hat Geld und Gut vollauf.«

»Es ist mir Alles einerlei,« brummte der alte Mann, der sich wieder in seinen Stuhl gesetzt hatte.

»Das weiß ich wohl,« sagte Herr Niedlich, »Sie machen Sich aus dergleichen nichts, und es ist auch eigentlich dummes Zeug. Geld, Titel, Adel, Würden, es ist Alles dummes Zeug! Kann ich dafür, daß ich Niedlich heiße, Bank-Agent bin, an die Börse gehe und hübsche Geschäfte mache? Kann er dafür, daß er von Trifels genannt wird und sein Vater ihm eine Menge Geld hinterlassen hat? Wir können Alle nichts dafür, Papa, gar nichts! Wie wir sind, so sind wir, das ist einmal nicht anders.«

»Aber es muß Jeder zusehen, was aus ihm wird,« fiel der Meister ein.

»Da haben Sie Recht!« rief Herr Niedlich, »das ist die Hauptsache! Es muß Jeder sehen, was er in der Welt aus sich machen kann. Das Leben ist eine große Leiter, Jeder soll daran aufklettern, so weit er kommen kann, aber es soll Keiner wieder heruntersteigen oder gar herunterfallen. Um Gottes willen, Papa, nicht fallen, die Beine brechen, den Hals brechen, haha!«

Herr Niedlich legte einen seiner schmalen, langen Knochenfinger an seine schmale, lange Nase, und indem er die Haut seiner hohen Stirn in viele Weisheitsfalten zog, stieß er ein wieherndes Gelächter aus.

Während er lachte, schielten des Meisters Augen seitwärts zu ihm hin, und mit unverkennbar geringschätzendem Ausdruck brummte er:

»Blech bleibt aber doch Blech, schlechter Thon wird niemals Blech werden.«

»Kommen Sie mir nicht mit Ihrem Blech und der ganzen Naturgeschichte, Papa!« schrie Herr Niedlich. »Aus

einem Mauersteine läßt sich allerdings niemals Brod baden; doch Thon sowohl wie Menschenfleisch ist aller möglichen Veredlung fähig. Sehen Sie mein bescheidenes Beispiel an, Papa, wenn Sie es nicht glauben wollen. Mein Vater seliger, Ihr Nachbar, war ein einfacher Strumpfwirker.«

»Er war ein aufrichtiger, guter Mann,« sagte der Meister.

»Das war er,« antwortete Herr Niedlich. »Glauben Sie etwa, daß ich mich seiner schäme? Nicht im Geringsten schäme ich mich. Ich sage zu allen, die es hören wollen: mein Vater war ein Strumpfwirker, hatte nichts gelernt, gar nichts gelernt, konnte kaum seinen Namen ordentlich schreiben, das sage ich alle Tage.«

»Aber er verstand seine Sache und hat seinen Sohn etwas lernen lassen,« fiel der alte Mann ein.

»Das hat er gethan, für meine Bildung hat er gesorgt,« erwiederte der Agent wohlgefällig, an sein spitzes Kinn greifend. »Mit Gottes Hilfe nehme ich daher auch eine respectable Stellung ein, bin mit respectablen Leuten in Verbindung, und mache meine Geschäfte prompt ab, wie es sich gehört.«

»Es ist recht so,« murmelte der Meister vor sich hinnickend.

»Dabei aber immer munter auf dem Platz,« fuhr Herr Niedlich lachend fort; »denn heut zu Tage muß man auf dem Platz sein und in der Gesellschaft fest stehen. Man muß zeigen, Papa, daß man zu setzen weiß und Bildung besitzt.«

»Allerlei Leichtsinn gehört auch dazu,« murmelte der alte Mann.

»Sie sind aus der alten Schule!« rief Herr Niedlich. »Die jetzige Welt soll nichts taugen, gar nichts, aber so schlimm ist es doch nicht. Mein Vater saß wie ein Uhu in seinen vier Pfählen und gab keinen Groschen für Theater, Concerte, Kunst und Wissenschaft aus.«

»Dafür hat er dem Herrn Sohn manchen Groschen zurückgelassen,« antwortete der Meister mit einem strengen Blicke.

»Richtig, Papa!« sagte der junge Mann in übermüthigem Tone; »aber trotz dessen, daß ich die Kunst liebe, die Theater besuche, einen ganzen Schrank voll Bücher habe und allerleu unnütze Dinge treibe, wie Sie meinen, sind die Groschen dennoch zu Thalern geworden. Sie können es glauben!« rief er mit einem eigenthümlichen lustigen Grinsen. »Heinrich Niedlich weiß immer, was er thut. Dreißig Jahre ist er im vorigen Monate alt geworden, er braucht aber nicht das Schwabenalter zu erwarten, um klug zu werden, darauf können Sie einen Eid ablegen!«

Unter lebhaftem Kopfnicken rieb er die langen schmalen Hände an einander, und spitzte den kleinen Mund noch mehr zusammen.

»Wenn ich nicht Kunst und Wissenschaft liebte,« fuhr er fort, »und meine gehörige Weltbildung besäße, würde ich jemals bei dem Präsidenten ins Haus gekommen sein? Würde ich Agent bei der Bank geworden sein? Und das ist ein Aemtchen, Papa, wobei man bestehen kann. Ich

sage Ihnen, man muß Bildung haben in der Welt, man muß sich zeigen und sich Ansehen geben können.«

»Kommt's Ansehen von daher?« fragte der alte Mann.

»Das ist gewiß!« rief Herr Niedlich. »Sehen Sie einmal den Herzberg an, den armen Jungen, den Musiker.«

Der Meister machte eine unruhige Bewegung mit seinem rechten Arm und Ellbogen, als wollte er den Namen von sich stoßen.

Herr Niedlich lachte dazu hell auf.

»Sie können den armen Teufel nicht leiden!« rief er, »und doch müßte er eigentlich so recht nach Ihrem Herzen sein, obenein ist es ja so eine Art Verwandter von Ihnen.«

»Zum Tempel werde ich ihn nächstens hinausschmeißen!« fiel der Alte auffahrend ein.

»Das werden Sie nicht thun,« sagte der Agent. »Die Kunst muß jeder Mensch lieben und unterstützen, es ist auch selten einer, der gar kein Gefühl hätte. Das ärmste Volk giebt den Harfnern und Orgeldrehern seine mühsam erworbenen Dreier, um sich an der Musik zu erfreuen.«

»Ich gebe auch,« antwortete der alte Mann, »thu's aus Mitleid mit Blinden und Lahmen. Wer aber seine gesunden Gliedmaßen hat, soll was Nützliches thun.«

»Sie sind ein Vandale, Papa!« rief Herr Niedlich heftig lachend; »aber ich wette drauf, wenn Herzberg das Blech verstünde und Mariechen Unterricht im Beckenschlagen gäbe, würde er Ihr Herz in Aufruhr bringen.«

Der Meister blickte den Spaßmacher zornig an.

»Behalten Sie Ihren Witz für sich!« sagte er. »Den Menschen, obwohl er zu unserer Freundschaft gehört, will ich nicht länger hier leiden. Mein Kind braucht nicht auf dem Kasten da herum zu schlagen, es paßt sich nicht für ein einfaches Bürgermädchen. Sie haben ihn mir ins Haus gebracht, schaffen Sie ihn wieder fort, wenn ich mich nicht hineinmischen soll.«

»Wenn's Ihr Ernst ist, Papa,« erwiderte Herr Niedlich, die Achseln zuckend, »so soll's geschehen; aber Bildung steht jedem Menschen wohl an, mag er sein, wer er will, und Musik veredelt das Herz und reinigt die Seele. Ein Mensch, der Musik liebt, muß ein guter Mensch sein, sagt Schiller, oder Shakespeare sagt es, und was kann ein junges Mädchen oder eine junge Frau mehr empfehlen, als wenn sie nicht allein nähen und kochen kann, sondern auch höhere Gefühle und Empfindungen für Bildung besitzt und mit heiteren Walzern oder schwärmerischen Phantasieen das häusliche Dasein ihres Gatten verschönert.«

Da der Papa keine Antwort gab, fuhr Herr Niedlich fort:

»Was aber den Herzberg betrifft, so kann ich sagen, er verdient, daß man sich seiner annimmt, denn er ist ein Talent. Ich kann das beurtheilen, Papa, wenn ich sage er ist ein Talent. Ich würde ihn nicht anempfohlen haben, um Mariechen zu unterrichten, wenn's kein Talent wäre. Der Präsident wird ihm auch seine jüngsten Kinder zum Unterricht anvertrauen; er ist aber, wie solche Menschen sind, ohne Lebensart, weiß sich nicht zu benehmen und

zu empfehlen. Es ist gut, daß er eine Mutter zu ernähren hat, sonst würde er längst verhungert sein; so muß er für die aus seinem Winkel heraus, weil die Mutter so ziemlich blind geworden ist, und es ist ein guter Junge, der Niemanden etwas zu Leide thut und sich gebrauchen läßt.«

Auf diese Mittheilung sagte der alte Mann wieder nichts, aber sein hartes Gesicht war milder geworden.

»Trifels,« begann Herr Niedlich noch einmal, »ist auch sein Gönner; ich habe ihn bestens empfohlen und werde ihn auch weiter empfehlen, wo ich kann. Aber, Papa, wissen Sie denn, was nächstens geschehen wird?«

Der Meister blickte aufhorchend den Sprecher an, der sich halb zu der alten Frau gegen den Tisch beugte, die, ohne sichtlichen Antheil an allen diesen Vorgängen zu nehmen, ihren Strumpf fertig stopfte.

»Verlobung!« flüsterte Herr Niedlich, seine Augen listig zusammenkneifend – »Verlobung, Mama. Es wird ungeheures Aufsehen machen.«

»Wie so, Aufsehen?« fragte der Meister.

»Er, Trifels, wird sich verloben,« sagte Herr Niedlich.

»Ist es möglich!« rief die Frau Meisterin, den Strumpf fortlegend, und dann setzte sie mit frohlockendem Selbstbewußtsein hinzu: »Ich habe es mir wohl gedacht, seit langer Zeit schon habe ich es gedacht.«

»Also Sie merkten es?« fuhr Herr Niedlich fort. »Na, es war auch nicht schwer, denn in der letzten Zeit war er ja fast täglich bei dem Präsidenten, und daß er um den

nicht ins Haus kam, konnte sich Jeder an den Fingern abzählen.«

»Wo eine hübsche Tochter ist, fehlt es nie an Besuch,« rief Herr Niedlich lachend, »und Fräulein Hedwig ist zwar keine große Schönheit – wenigstens meine Schönheit ist sie nicht, ich kann die runden Gesichter mit blauen Augen nicht leiden – aber gebildet ist sie; feine Bildung, das muß man sagen.«

»Und Geld ist auch da,« fiel die alte Frau ein.

»Geld ist auch da!« rief Herr Niedlich, »wenn es auch eben kein Reichthum ist; denn fünf Kinder theilen ein Ganzes in fünf Theile, und der Präsident macht ein Haus, braucht viel, ist ein Mann, der zu leben versteht, ein Mann von großer Bildung.«

»Es ist eine feine Familie,« sagte Frau Hartmann, »und ich habe es längst gedacht, Herr von Trifels wird sich das Fräulein holen; habe sogar einmal neulich darauf angespielt, wie er Mittags hier bei uns war, aber er wollte nichts bekennen, sagte, es wäre nichts damit.«

»Wie lange wohnt er jetzt bei Ihnen im Hause?« fragte Herr Niedlich.

»Zu Michaelis sind's zwei Jahre gewesen,« antwortete sie nachrechnend, »und einen besseren Miether hätten wir nicht bekommen können.«

»Ich habe ihn damals zu Ihnen gebracht, das wissen Sie doch,« sagte Niedlich stolz. »Der Präsident fragte mich, ob ich keine gute Wohnung bei ordentlichen Leuten für einen jungen Mann wüßte, der ihm empfohlen sei. Da fiel mir der Papa ein, der die drei Zimmer oben

leer hatte und keinen Miether fand, wie er ihm paßte. Hehe! es hat Mühe genug gefoitet, daß er es mit diesem versuchte.«

»Es hat uns niemals leid gethan,« erwiderte die alte Frau, »und wenn er bis an sein Lebensende bei uns wohnen wollte, würden wir es gern sehen.«

»Potz Wetter!« rief Herr Niedlich, »das wird er bleiben lassen; denn eigentlich für einen Mann, der so viel Geld hat wie der, müßte er überhaupt anders wohnen und leben, und wenn er Fräulein Hedwig heirathet, wird er seinen Geldbeutel etwas weit aufmachen müssen, denn die versteht's Geld auszugeben. Durch und durch gebildet, malt, singt, liebt die Kunst, Alles vom besten Geschmack an ihr.«

»Es ist doch ein rechtes Glück, was der liebe Herr von Trifels macht!« rief die alte Frau; »aber er verdient es auch, so gut wie er ist, immer freundlich und gut wie ein Kind.«

Herr Niedlich hatte Lust, laut aufzulachen und in seinem langen Gesichte zogen sich hundert spottende Falten zusammen, als er seine Neigung unterdrückte.

»Das Glück ist allerdings groß genug,« sagte er, »denn es ist eine kostbare Sache, so eine lebenswürdige, geistreiche Frau zu haben, die auf dem höchsten Punkt der Bildung steht; allein es ist doch auch eine angenehme Empfindung, einen Mann zu bekommen, der zehntausend Andere haben könnte, die alle Hände nach ihm ausstrecken würden. Und Sie können es glauben, Mama, es wird Lärm genug machen, daß der reiche Freiherr von

Trifels sich nicht eine Dame aus einer alten Familie, so eine Gräfin oder irgend eine aus den obern Regionen aussucht, sondern eigentlich doch hinunter steigt.«

»Herr Jesus!« schrie die alte Frau, »ist denn der Präsident nicht auch ein vornehmer Mann?«

Herr Niedlich lächelte.

»Wir sind alle vornehm,« sagte er, seine Stirn weise fallend, »wenn wir uns gegenseitig auf die Wage stellen und herunter blicken auf diejenigen, welche leichter wiegen; für die aber, welche schwerer ins Gewicht gehen, als wir selbst, sind wir die Geringen, und so geht es fort, Mama Hartmann, ganz von oben herunter, vom Großmogul oder Großtürken bis zum Sargträger. Verstehen Sie mich jetzt, Mama?«

»Es ist mir so, als ob ich's verstände,« antwortete die alte Frau nachsinnend.

»Ich sage aber nicht,« fuhr Herr Niedlich fort, »daß ein Vornehmer nicht etwa auch unter seinen Stand heirathen und lieben sollte. Ueber solche Narrheiten muß ein gebildeter Mann fort sein. Wenn er Bildung findet, so ist dies der höhere Standpunkt; wenn er dadurch seine gebildeten Gefühle hingerissen sieht, so hat er nicht nach dem Stande der Eltern oder Angehörigen zu fragen; das wäre eine gemeine Gesinnung, Mama. Bildung adelt alle Menschen, und wenn einer Gott weiß was alles ist und hat keine Bildung, so ist er nichts; gar nichts ist er! Darum muß man keine Bildung hindern oder gar verachten.«

Mit diesen Worten legte Herr Niedlich sein langes rechtes Bein über das linke und schielte lächelnd den alten

Mann an, der sein ernsthaftes Gesicht regungslos auf die Lampe richtete.

»Ich habe immer geglaubt ...« murmelte der Meister vor sich hin und schwieg wieder still.

»Was haben Sie geglaubt, Papa?« fragte Herr Niedlich lebhaft.

»Die rechte Bildung für den Menschen kommt von daher,« fuhr der Meister fort, indem er seine Hand auf die linke Seite seiner Jacke legte. »Es soll Jeder thun, was recht ist, was sich für ihn schickt, der Eine so, der Andere so. Jeder in seiner Weise.«

»Das ist ganz wahr!« rief Herr Niedlich belehrend, »aber es ist nur nicht richtig angewandt. Bildung schickt sich für Alle gleichmäßig, keiner hat ein besonderes Privilegium darauf, darum heißt es auch allgemeine Bildung. Sehen Sie mich an, Papa, ich bin ein Agent, ein Mann von der Börse, kein reicher oder hochstudirter Herr, aber ich gelte gerade so viel wie der Herr von Trifels und dergleichen: ich bin eben so angesehen wie er, es ist gar kein Unterschied zwischen uns, denn Bildung wischt alle Unterschiede fort. Lerne, sagt Göthe, nutze Deine jungen Tage. – Sehr schön gesagt, Papa, nicht wahr? Und eben deßwegen muß man gebildet sein, muß Musik lernen, Kunst und Wissenschaft lieben, damit man mitsprechen kann und nicht über die Achsel angesehen und ausgelacht wird.«

»Es soll Jeder da bleiben, wo er nicht ausgelacht wird,« sagte der alte Mann; aber Herr Niedl hörte nicht auf diese Antwort. Er sprang auf und lief nach der Thür. »Da

kommt Trifels endlich!« schrie er, »ich wäre längst wieder hier gewesen. Wo bleibt denn Mariechen? Es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Ach! jetzt erscheint sie in dunkler Verpuppung, doch bald entweicht der schönste Schmetterling! wie Schiller sagt.«

Bei diesem Ausruf verbeugte sich Herr Niedlich ein halbes Dutzend Male, indem er theatralisch seine Arme ausstreckte und seinen Klapphut in der Rechten schwenkte. Fräulein Marie Hartmann trat so eben herein, in den Mantel gehüllt und den Kopf unter einer schwarzen Seidenkappe verborgen, aus welcher ihr frisches Gesicht anmuthig hervorblickte. Von der andern Seite aber erschien der Assessor von Trifels, in seinen großen Kragen gewickelt, aus welchem er die Hand mit dem gelben knappen Handschuh und der feinen weißen Manchette dem alten Meister entgegenstreckte.

Sein glückliches, frohes Lächeln und der männliche, überlegene Ausdruck in seinen Mienen thaten auch jetzt ihre Wirkung in so weit, daß der alte Mann die gebotene Hand annahm und ruhig anhörte, was Trifels ihm von Dank und Wohlwollen wiederholte.

»Bringen Sie mir das Mädchen nur bald zurück, ich werde so lange warten und aufbleiben,« sagte er darauf. »Und Du, Marie, vergiß nicht, daß Du morgen nicht ausschlafen kannst, sondern Hände und Beine rühren mußt. Du weißt schon, warum.«

Die Tochter neigte sich zum Kusse über ihren Vater, Herr Niedlich schrie laut auf.

»Es ist eine Barbarei, solche väterliche Abschiedsrede,« fing er an zu schelten. »Was haben Sie denn morgen vor, Papa, das Mariechen in Athem halten soll?«

»Allerlei Gutes,« sagte der Meister. »Nimm die Lampe, Mutter, und leuchte ihnen hinaus.«

Mit seinen letzten Abschiedsworten gingen sie, dann kam die alte Frau in großer Eile noch einmal zurück, um einen Pelzkragen zu holen, und hinter ihr her flog Herr Niedlich, der ihr das schützende Putzstück aus der Hand nahm, es um seinen eigenen dünnen Hals schlang, vor dem Papa einen Knix machte, ihm versicherte, daß er sich höchst sittsam benehmen werde, und zur Thür hinausprang, unter dem herzlichen Gelächter der alten Frau, die ihm nachfolgte.

Nach einigen Minuten schlug die Hausthür zu, der schlurfende Gang der Frau Meisterin kam näher, und als sie die Lampe auf den Tisch stellte, blickte sie beobachtend ihren Mann an, der noch ganz so saß, wie er gesessen, worauf sie ihre Arbeit nahm, ohne ein Wort an ihn zu richten.

Dieses gegenseitige Schweigen des alten Ehepaares dauerte lange Zeit fort. Zuweilen, wenn die Frau ihre Nadel neu einfädelte und ihr Gesicht vom Lichte der Lampe hell wurde, that der Meister einen langen, scharfen Blick darauf hin, als wollte er in allen Falten und Ecken etwas lesen, und wenn er den Kopf aus der rechten in die linke Hand legte und mir den Füßen dazu schurrte, sah sie unter ihrer Haube hervor auf die dicken, borstigen Augenbrauen, um eben so schnell wieder seitwärts zu blicken.

Ihre Lippen, die sich freundlich verzogen hatten, schlossen ich dann von Neuem scharf zusammen.

Es war ganz gewiß, daß Beide eigentlich große Lust spürten, sich Mittheilungen zu machen, und daß dieses Verlangen immer mehr anwuchs; denn die alte Frau wandte den Kopf nach und nach immer rascher auf und nieder, der Meister dagegen veränderte seine Stellungen eben so schnell; allein Keiner wollte den Anfang machen, und der gegenseitige Aerger über die Hartnäckigkeit des Anderen erwies sich deutlicher noch als durch jene Unruhe, durch die finsternen und unzufriedenen Mienen.

Auch hier behauptete jedoch die zähere weibliche Natur endlich das Schlachtfeld; denn plötzlich hob der Meister seine Hand auf, mit welcher er einen festen Schlag auf die Armlehne that und dabei grollend sagte:

»Und es soll doch geschehen, Blech soll Blech bleiben!«

»In Gottes Namen!« antwortete die Frau, weiter stopfend.

»Habt Ihr Eure Plane gemacht, soll's Euch nichts helfen,« fuhr er fort.

»Wir haben keine Plane gemacht,« fiel sie ein, »aber ...«

»Ich kenne Euch Weiber!« rief er dazwischen, »und ich sage es Dir noch einmal, auch heut Abend war es abgekartet! Nicht allein der Hanswurst da, der Niedlich, mußte kommen, auch den Assessor habt Ihr angeworben.«

»Wenn's so wäre,« sagte sie, »warum hast Du es denn erlaubt? Es war Deine Sache!«

Der Meister schwieg still, der Vorwurf traf ihn gut genug.

»Ich hätte es freilich nicht thun sollen,« brummte er endlich, »aber dem Trifels konnt' ich's nicht abschlagen. Ich weiß nicht, warum ich's nicht konnte, es macht wohl, weil ich glaube, er hat das Herz auf dem rechten Fleck, und weil's ein Mann ist, auf den man sich verlassen kann, und weil's dem Präsidenten zu Gefallen geschieht, ein Herr, der Achtung verdient, und endlich« – hier faßte der alte Mann an sein schwarzes Käppchen und drehte es mit einem stürmischen Ruck rund um seinen Kopf.

»Also darum,« sagte seine Frau, deren hageres Gesicht sich zu einem Lachen verzog.

»Ja, darum,« fuhr er fort. »Weil ich wohl sah, das Mädchen mochte es gern, und Dir war's noch mehr recht, als ihr. Muß man nicht den Weibern zu Liebe leben, um, wenn's geschehen kann, die sauren Gesichter zu vermeiden? Es ist mein Kind, ich mache ihm gern eine Freude, habe es auch immer so gehalten.«

Die Frau Meisterin streckte ihre Hand über den Tisch nach ihm aus und nickte ihm zu.

»So mach' doch kein Gerede mehr, Christian,« sagte sie, »und laß das Brummen ein Ende nehmen! Ist es denn nicht eine Ehre für unser Kind, solche feine Gesellschaft und vornehme Leute? Mariechen wird sich schon anzustellen wissen, blöde ist sie nicht, dumm auch nicht. Wir wenden es ja auch an sie, so viel wir können und wenn der Heinrich Niedlich in nichts Recht hat, so hat er darin

Recht, daß Bildung den Menschen ziert und eine gebildete Frau das ganze Haus schmückt. Jedermann kann stolz darauf sein, solche Frau zu haben.«

»Es wird aber doch nichts daraus!« rief der Meister wieder in dem alten heftigen Tone.

»Woraus wird nichts?« fragte sie.

»Ich will's Dir sagen,« erwiderte er darauf. »Schrei nicht auf, wenn ich Unrecht habe, aber es ist mir so vorgekommen, als ob der Herr Agent von der Staatsbank sich an uns machen wollte; das heißt, an Marie möchte er sich machen, und daraus kann nichts werden und soll nichts werden nun und nimmermehr!«

Frau Hartmann schwieg ein Weilchen, und wie genau der Meister sie beobachtete, er konnte seine Veränderung in ihren Gesichte bemerken. Endlich aber ließ sie die Nadel ruhen und sagte mit gedämpfter Stimme, als könnte ein Dritter es hören, den ihre Augen vergebens suchten:

»Mir ist nichts aufgefallen, gar nichts habe ich gemerkt. Heinrich ist von Klein auf hier aus und ein gegangen und ist immer ein lustiger Vogel gewesen, der gern lacht und viel spricht; wenn's aber wirklich so wäre, Christian, so wüßte ich doch nicht, wo's Unglück säße.«

»Sie wüßte nicht, wo's Unglück säße!« wiederholte er mit Bitterkeit.

»Nein,« fuhr sie fort, »ich sage es auch noch einmal. Niedlich ist ein Mann, der oben steht und noch höher kommen wird. Allen Leuten gefällt er.«

»Mir nicht!« rief der alte Mann dazwischen. »Mir gar nicht!«

»Dir braucht er auch nicht zu gefallen, Du wirst ihn auch nicht heirathen,« antwortete sie eifriger.

»Aber ich will keinen Schwiegeraohn haben, der mir nicht gefällt!« schrie er mit der ganzen Kraft seiner Stimme.

»Es würden wenige Mädchen sein, die nicht herein riefen, wenn Heinrich Niedlich anklopfte,« erwiderte sie unerschrocken. »Ein junger hübscher Mann, ein eigenes Haus, Geld, vornehme Freunde, eine Einrichtung wie bei einem Fürsten.«

»Laß ihn nehmen, wer ihn haben will!« sagte er grimmig. »Ich habe es ja gesagt, sie stecken alle unter einer Decke; aber ich will ein Ende damit machen! Das will ich!«

»Bisch!« flüsterte sie einlenkend, »soll's die Magd draußen hören? Niemand hat noch ein Wort gesagt, Marie nicht und Heinrich noch weniger. Thu mit Deiner Tochter, was Du verantworten kannst. Ich sage nichts dazu; gar nichts sage ich dazu.«

»Aber es ist nicht recht von Dir, so zu reden, daß mir das Blut in den Kopf steigt,« begann der Meister ruhiger. »Den ganzen Abend über habe ich's wohl gemerkt, daß das, worauf ich lossteuerte, Dir nicht recht war. Es soll aber so sein, Liesbeth, und es bringt mir Keiner den Sinn herum. Den Reinhold soll sie nehmen, der wird sie in Ehren halten. Denn erstens stammt er von meines Vaters Schwesterkind ab, ist also ein Verwandter; zweitens ist er brav, ich hab' ihn erprobt, und drittens ist Keiner gescheidter wie er. Die ganze Werkstatt hält er zusammen

und hat's Geschick von Gott in den Händen sowohl, wie im Kopfe. Ich sag's Dir, Liesbeth, es kann's ihm Keiner gleich thun im ganzen Lande. Was der Erznarr, der Niedlich, von Bildung schwatzt und Kunst, ist lauter Alfanzelei. Auf den Michaelsthurm soll er steigen, soll zusehen, was der Reinhold da für ein Kunstwerk geschaffen hat, Knaufe, Rosetten und Arabesken, die ganze Verzierung bis zur Spitze hinauf mit dem Hammer aus dem dicken Zinkblech getrieben und oben die Krone mit Knopf und Kreuz, drei Männer können darin sitzen. Von weit her sind berühmte Leute gekommen, haben die Sache angeschaut und haben's kaum glauben wollen, daß ein einfacher Blechschmied das alles mit seinen Händen gemacht hat. Siehst Du, Liesbeth, das nenn' ich Kunst, und da sitzt die Bildung. Ich kann's nicht machen, was der Reinhold vollbringt, ich sag's laut und offen. Ohne ihn hätt' ich die Arbeit nimmer ausführen können, und wenn er wollte, alle Tage könnt er sich selbständig setzen, würde viel Geld verdienen, mit mir aber würde es rückwärts gehen. Er soll mir aber nicht aus der Werkstatt und aus dem Hause. Ich seh's an jeder Miene, wie es drinnen bei ihm aussieht, und es ist eine treue Seele, Mutter; wem die anhängt, von dem kann sie nicht lassen.«

Frau Hartmann hörte still zu, sie konnte offenbar nichts anfechten, was Ihr Mann sagte, und doch hatte sie sicher mancherlei auf den Lippen.

»Hast Du dennn schon mit ihm gesprochen?« fragte sie darauf.

»Nichts,« sagte er, »doch es muß kommen. Nun dachte ich, ich würd's morgen wahrnehmen, wo sein Geburtstag ist, und Marie soll ihn beschenken. Da wird er wohl Worte finden, ein Wort dann giebt's andere, bis ich die Hände zusammen legen thäte. Darum geht es mir doppelt in die Quer, da Marie aus dem Hause ist. Ich hätt's nicht leiden sollen – hätte mich nicht herumkriegen lassen sollen,« murmelte er gegen sich selbst zürnend.

Wenn er nicht dabei die Augen vor sich tief nieder gesenkt hätte, würde er gesehen haben, welche Genugthuung sich in Gesichte seiner Lebensgefährtin kund gab; mitten in den schweigsamen Betrachtungen des alten Ehepaares aber ging draußen abermals die Klingel an der Thür, und der Meister ruckte in seinem Stuhle auf und sagte mit einer gewissen Beklommenheit, als nahe ein Richter seiner Handlungen:

»Da kommt Reinhold nach Haus. Es wird ein Fragen geben, und lieb wird es ihm gewiß nicht sein, wenn er hört, wo Marie ist. Ich wollte, ich hätte es nimmer zugegeben, es drückt mir den Mund zu.«

»So werde ich ihn aufthun,« antwortete die Frau Meisterin. »So weit sind wir doch noch nicht, daß man vor ihm bange sein könnte!« fügte sie gereizt hinzu, indem sie nach der Thür blickte, durch welche ihr unerwünschter zukünftiger Schwiegersohn eben hereintrat.

Man mußte der entschlossenen Frau Meisterin aber jedenfalls beipflichten, daß der erste Arbeiter und Vetter ihres Mannes kein Gegenstand sei, der sofort Furcht oder

irgend ein ähnliches Gefühl erwecken konnte. Der junge Mann, welcher mit allen Zeichen der Ehrerbietung an den Tisch trat und einen letzten guten Abend bot, sah gutmüthig und nichts weniger als fürchterlich aus. Ein ungewöhnlich großer breiter Kopf saß auf seinem Halse, zu welchem ein ganz anderer Körper zu gehören schien, der, wie man meinen konnte, ihm abhanden gekommen sein mußte. Hiedurch entstand eine gewisse Unförmigkeit zwischen dem vorhandenen Körper und dem mächtigen Kopfe, welche nicht hinlänglich dadurch ausgeglichen wurde, daß zwei freundliche blaue Augen unter seiner hoch gewölbten Stirn lagen und die milden Züge des wohlgeformten Mundes diesem einen sehr sanften Ausdruck ertheilten. Das blonde Haar des Arbeiters sank sein und glatt an seinen Schafen nieder, und seine etwas bleiche Gesichtsfarbe paßte zu den scharfen Linien des ganzen Gesichtes.

Als sein Gruß mit Dank erwiedert war, legte er seine Mütze auf das Clavier und schien eine Einladung zum Niedersetzen zu erwarten, die lange ausblieb, denn die Meisterin stopfte fleißig, und der Meister schien ganz in seinen Gedanken versunken. Endlich aber sah er auf, streckte seine Hand nach dem Stuhle neben sich aus, den er näher zog, und richtete das Wort an seinen Vertrauten.

»Setz Dich her, Reinhold,« fing er an. »Bist bei guten Freunden Deinen Abend über gewesen?«

»Ja Vetter,« erwiederte der junge Mann in sanftem, leisem Tone. »Sie wissen ja, daß wir einen Verein gestiftet

haben, sowohl zur Geselligkeit, wie auch zum gegenseitigen Nutzen.«

Der Meister nickte beistimmend, und Reinhold fuhr fort:

»Wir versammeln uns wöchentlich zwei Mal und haben dazu einen Saal mit anstoßendem Garten gemiethet.«

»Da geht's wohl lustig her?« fragte Frau Hartmann.

»Wie es so bei jungen Leuten der Fall ist,« antwortete der Arbeiter, »aber es geschieht doch eigentlich der besseren Bildung wegen.«

»Ihr habt's also auch mit der Bildung zu thun?« rief der alte Mann auflachend. »Alle Welt hat es jetzt mit der Bildung zu thun!«

»Ei, ja, lieber Vetter, es ist auch nothwendig, denn die Welt geht vorwärts,« erwiderte Reinhold, sanftmüthig lächelnd. »Der Handwerker zumal hat es nöthig, aus den alten Zuständen herauszukommen, aus dem wüsten Leben und Schwärmen, das bisher in den Herbergen üblich war.«

»Ihr wollt also vornehm hinaus?« fragte der Meister. »Jeder will jetzt vornehm sein!«

»Wenn's so viel bedeutet, wie etwas auf sich halten, das rohe Wesen ablegen und an guten Dingen Wohlgefallen haben,« sagte der Gesell, die blauen freundlichen Augen aufschlagend, »so sollte jeder Mensch vornehm sein.«

Die Antwort schien dem alten Manne zu behagen.

»Das läßt sich anhören,« meinte er, »und es klingt ganz anders,« fuhr er fort, indem er nach seiner Frau hinübersah. »Was thut Ihr denn beisammen?«

»Es wird über allerlei Schickliches gesprochen, auch Vorträge werden gehalten, von denen, die es besser wissen, über Geschichte und Länderkunde und andere nützliche Kenntnisse. Was in dem und jenem Handwerk etwa neu ist oder neu erfunden, wird beredet, wer darüber etwas zu sagen weiß, läßt es hören. Ich habe auch schon über unsere Arbeiten allerlei mitgeteilt, so gut ich's vermochte,« fügte er bescheiden hinzu, »und weil ich im Zeichnen etwas weiter bin, als Andere, gebe ich ein paar Stunden alle Woche denen, die es annehmen wollen.«

»Und dabei sitzt ihr den ganzen Abend trocken beisammen?« fragte die alte Frau ungläubig.

»Nicht doch, Frau Muhme,« sagte Reinhold. »Es kann Jeder seine Kehle anfeuchten mit einem Glase Bier, kann rauchen und schwatzen, wenn er nicht zuhören mag, oder Zeitung lesen; dazu werden gute Bücher ausgeliehen; endlich aber wird auch gesungen. Die besten Stimmen sind zusammengethan in den Gesangverein, einen eigenen Musik-Director haben wir uns dafür angeschafft.«

»Einen Musik-Director!« schrie die Frau Meisterin. »Das wird ein schöner Musik-Director sein!«

»Jung ist er zwar,« antwortete der Arbeiter lächelnd, »doch seine Sache versteht er, wie ein Alter, sie sagen's alle. Es ist der Herr Herzberg,« fuhr er fort, »er thut's uns zu Gefallen; Geld und Gut haben wir nicht zu bieten.«

»Der ist es?« sagte sie. »Der hat ja selbst nichts.«

»Das soll wohl sein,« sprach Reinhold. »Ein angesehener, reicher thät's nicht, darum kann's nur ein armer thun, der's empfindet der Sache wegen. Jeder von uns giebt gern seinen Wochengroschen, wofür Alles beschafft wird, da es an die zweihundert sind. Und es ist Segen dabei, lieber Vetter,« fuhr er fort, während das blasse, große Gesicht noch freundlicher und heller wurde. »Wüstes Toben kommt nicht vor, wüßte Menschen gehen von selbst oder müssen gehen. So sind wir eine vornehme Gesellschaft, die auf Bildung hält; dazu hilft der Eine den Anderen; das Allerbeste fürs Ganze aber thun Musik und Gesang.«

»Hörst Du, Christian,« fiel die Frau Meisterin ein, »Hörst Du, was Dein Reinhold sagt?«

»Es giebt nichts Schöneres und Besseres,« fuhr der Arbeiter fort. »Lange wird's nicht dauern, so werden wir ein Concert geben können, wobei Jeder seine Familie oder Angehörige mitbringt, und nach dem Concert soll ein Ball kommen.«

»Siehst Du wohl, Vater, was zur Bildung gehört!« rief die Meisterin triumphirend. »Mariechen liebt auch Musik und macht gern ein Tänzchen. Junge Mädchen tanzen alle gern, und wenn's in guter Gesellschaft geschieht, ist es das schönste Vergnügen.«

Der Meister faßte nach seinem Käppchen und stieß einen Ton aus, der zwischen Seufzen und Brummen in

der Mitte schwebte. Reinhold aber wandte den Kopf sinkend nach der Glasthür, die ins Nebenzimmer führte, und fragte leise lächelnd:

»Wo ist denn Mariechen? Doch nicht krank und schon ins Bett gestiegen?«

»I, bewahre!« antwortete die Meisterin, »ausgeflogen zur Bildung auf einen Ball; jetzt wird sie eben so recht dabei sein.«

Reinhold sah ihr ungläubig ins Gesicht, dann rieb er seine Hände und blickte zu dem Vetter hin, der sich nicht rührte; endlich aber schüttelte er mit dem immer gleichen stillen Lächeln leise den Kopf.

»Es ist wirklich wahr, Reinhold!« rief die Base. »Marie ist ausgebeten worden, ganz unverhofft.«

»Wenn's ihr nur lieb war,« sagte er freundlich, »Tanzen und froh sein ist jungen Mädchen immer lieb,« fuhr sie fort. »Herr Niedlich kam und holte sie ab.«

»Der Herr von Trifels kam, ich konnt's ihm nicht abschlagen!« rief der Meister dazwischen.

»Sie sind alle beim Präsidenten drüben,« sagte Frau Hartmann, und nun erzählte sie mit Ruhmredigkeit, was sich zugetragen hatte, indem sie Niedlich's Namen, so oft es sich thun ließ, einmischte und endlich mit der Versicherung schloß, Mariechen werde gewiß jetzt öfter eingeladen werden, weil Herr Niedlich längst hinterbracht habe, wie gern die gnädigen Fräulein Marien kennen lernen möchten.

»Ich glaube es wohl,« fiel Reinhold ein, und seine blauen Augen leuchteten hell auf, »das Mariechen muß auch Jedermann lieb haben, man braucht es nur anzusehen.«

Plötzlich schwieg er still, wie erschrocken über sich selbst, und erst nach einigen Augenblicken fügte er hinzu:

»Also getanzt wird bei den Herrschaften drüben, darum sind die Fenster alle so hell. Ich wollte, daß ich's mit anschauen könnte, sie wird's schöner machen, wie alle Anderen.«

»Und der Vater wollte es ihr erst gar nicht erlauben,« sagte die Mutter vorwurfsvoll in ihrem Stolze.

»Warum denn nicht?« fragte der junge Mann. »Es ich ja eine Ehre, so wohl gelitten zu sein.«

»Es ist Dir also recht, daß sie hingegangen ist?« fragte der Meister, indem er nach ihm umschaute.

»O, mir ... mir!« antwortete Reinhold, und auf seiner breiten Stirn schien sich ein röthlicher Schimmer zu sammeln; »es ist mir eine rechte Freude, weil ich denke, es muß Mariechen Freude machen, und wenn ich das denke, so ... so weiß ich nichts Besseres, das geschehen könnte.«

Er stand unruhig auf, als habe er etwas Unrechtes gesagt, und griff nach dem Lichte, das auf dem Brett in der Ecke stand.

»Willst schon hinauf in Deine Kammer?« fragte der Meister.

»Morgen früh,« erwiderte der Gesell, »soll der letzte Hammerschlag an der Thurmkrone geschehen.«

»Hast kunstvoll daran gearbeitet, als wär's eine Brautkrone,« sagte der Alte ihm zunickend.

Der Blick machte ihn noch verwirrter. Er steckte das Licht an und wandte sein Gesicht ab.

»Sag's nur Mariechen morgen eben so,« fuhr der Meister fort.

»Was denn?« fragte er.

Der Meister lachte.

»Nun, was Du ihr zu Deinem Geburtstage wünschen thust. Du mußt es am besten wissen, wie Du es mit ihr meinst.«

Das Glück glänzte in den Augen des jungen Arbeiters, sein ganzes Gesicht war roth. Er wollte etwas sprechen, aber es kam nicht dazu, denn die Muhme nahm ihm den Muth. Sie saß, als sähe und hörte sie nichts, arbeitete vor sich hin und machte ein Gesicht, vor welchem er erschrak.

»Gute Nacht, lieber Meister, gute Nacht, Frau Muhme!« sagte Reinhold.

Sie nickte und murmelte etwas, der Meister aber schüttelte ihm die Hand.

»Laß Dich nicht irre machen, Reinhold,« sagte er mit barschem Tone, »Weiber sind Weiber, allesammt haben sie ihre Mucken; aber ein Mann läßt sich darum nicht unterkriegen, und das Blech bleibt Blech, schlag drauf, daß es klingt, so biegt es sich. Bist ein Bursch, der es thun kann. Also paß auf – morgen!«

Mit seinem sanftmüthigen Lächeln und einem Blitz aus den hellen Augen entfernte sich Reinhold, und jetzt wurde die tiefe Stille in der Wohnstube nicht mehr unterbrochen.

Der Meister nahm eine Pfeife mit langem Rohr von dem Wandgestell, stopfte den großen Kopf, zündete ihn an und machte es sich dann so bequem wie möglich, indem er nicht mehr wie früher ärgerliche Blicke auf seine schmollende Frau warf, sondern gemüthlich spottende und lustige. Er hatte seinen Faden gut eingefädelt, um, was geschehen sollte, morgen glatt abzuwickeln; Liesbeth war unzufrieden, ließ es merken und wagte doch nicht, laut dagegen zu sein. Endlich legte sie ihre Arbeit fort, stand auf und ging neben ihm vorbei in die Kammer; der Meister aber blieb sitzen und blies mit leisem Gelächter ihr eine ungeheuere Dampf Wolke nach, aus der er vergnügt hervorschaute. Nachdrücklich auf die Stuhllehne schlagend, rief er dann, indem er gegen die Kammer nickte:

»Heda, Frau, schlaf gesund und träum' was Gutes, aber das Blech muß doch allemal oben schwimmen!«

ZWEITES CAPITEL.

Der Präsident von Landau bewohnte das erste Stockwerk des großen schönen Hauses, das in der breiten Straße dicht an einem freien Platze lag, der den Mittelpunkt des geschäftigen Lebens bildete. Von den Fenstern der

Wohnung aus konnte man weit nach beiden Seiten sehen und an der Straßenkrümmung aus das bescheidene Eigenthum des ehrsamten Blechschmiedes erkennen, das mit seinem hohen Giebel und alterthümlichen Vorbau von weit stattlicheren Nachbarn umringt war. An einem der Fenster, die zur Wohnung des Präsidenten gehörten, befanden sich nun am nächsten Vormittage zwei junge Damen, von denen die eine ein Schlüsselbund an der Seite trug, ein Körbchen am Arme und ein ziemlich abgenutztes Geldtäschchen in der Hand hielt, die andere mit einem aufgeschlagenen Büche spielte, das sehr kostbar gebunden war, während sie zugleich sprechend und lachend mit einem vergoldeten Theelöffel eine Tasse Chocolate umrührte, welche neben ihr stand, und das duftende Getränk mit den Lippenspitzen kostete.

»Wie gut Du bist, Herzens-Emma!« rief sie dabei, ihrer Freundin zunickend, »wie Du für mich sorgst, und was die Chocolate prächtig schmeckt! Du hast sie gewiß selbst bereitet.«

»Wie immer, Hedwig,« antwortete die Gefragte.

»O, Du bist die allerbeste Seele!« fuhr die junge Dame fort. »Was sollte aus mir werden, wenn ich Dich nicht hätte! Was sollte aus uns allen werden, wenn unser liebes Töntchen uns nicht bemutterte!«

Sie warf das Buch fort und legte den Arm um die Freundin, indem sie diese so heftig an sich zog und küßte, daß einige Mühe dazu gehörte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. »Du wirfst mich um,« sagte Emma, »oder ich werfe die Tasse um; da fällt schon das Buch.«

»Laß das dumme Buch fallen!« rief Hedwig, »aber mach kein so schrecklich ernsthaftes Gesicht, Töntchen. Bist Du böse auf mich? Du darfst nicht böse sein! Sieh mir einmal gerade in die Augen, ganz gerade! Du kannst gar nicht böse sein, Töntchen, denn Du bist viel zu herzensgut, und wenn Du nur nicht so ehrbar wärest, so moralisch, so fürchterlich tugendhaft« – sie brach in ein schallendes Gelächter aus und küßte die Widerstrebende mit Heftigkeit, während ihre Augen vor Lust und Schelmerei strahlten.

Die beiden jungen Mädchen, denn sie waren beide jung, sahen sehr verschieden aus. Das derbe, runde und gesunde Gesicht derjenigen, welche Emma genannt wurde, rechtfertigte den Beinamen ›Töntchen‹ eben sowohl, wie die ganze kleine runde Person. Dazu paßte auch ihr häuslicher Anzug, das schwarze Jäckchen und das Schlüsselbund, während ihre jüngere Freundin so lieblich und heiter wie ein Frühlingsmorgen in die Welt schaute und so fein, schlank und zart aussah, als wäre sie aus besonderem Stoffe gemacht. Ihre sonnigen großen Augen fingen voll Schalkheit die abmahnenden Blicke ihrer Freundin auf; es machte ihr Vergnügen, deren Mißfallen zu vermehren, um es endlich zu besiegen, weil sie wußte, daß diesen reizenden, spottenden, einschmeichelnden Mienen, diesen süßen Bitten und Liebesworten doch zuletzt nicht zu widerstehen sei.

»Laß mich endlich los, Du böses Mädchen,« sagte Emma, mit dem Bestreben sich zu befreien. »Hier am Fenster obenein – jeder, der hinaufsicht, muß es bemerken.«

»Was schadet es denn?« rief Hedwig, ihre Hände öffnend; »aber siehst Du, Töntchen, siehst Du, Moralistin, so bist Du? Statt mir in die Arme zu fallen, meine Küsse zu erwiedern, mich Deine Herzens-Hedwig zu nennen, zwingst Du mich, an Deinem Halse fest zu kleben und um ein Bischen Liebe mich halb todt zu betteln.«

Das Töntchen hatte inzwischen das Buch von der Erde aufgenommen, sorgsam die verknickten Blätter geordnet und die Ecken gerade gebogen.

»Wenn ich Dir böse sein könnte,« sagte sie, schmollend und lachend, »wenn ich Zeit dazu hätte, würde ich es gewiß versuchen.«

Hedwig schlug mit übermüthiger Lustigkeit in ihre Hände, und indem sie die Flut ihrer hellbraunen Locken in den Nacken schüttelte, rief sie herausfordernd:

»Du solltest es wirklich versuchen, aber es würde Dir leider nicht glücken. Seit drei Jahren machst Du zuweilen einige vergebliche Anstrengungen, was hilft es Dir, armes, gutes Töntchen! Deine Herzensgüte ist viel zu groß, um das Riesenwerk zu Stande zu bringen. Doch eben deswegen sind wir ja sämmtlich Deine gehorsamen Kinder und getreuen Unterthanen, und ich vor Allen, Emma; ich möchte Dir jeden Tag zu Füßen fallen und möchte doch auch wieder, daß Du mich schiltst und zankst, weil es gar zu hübsch aussieht, wenn Dein treues, gutes Gesicht sich gefährlich machen will.«

Sie hielt dabei die Freundin mit beiden Händen fest, welche sich noch immer nicht recht erbitten lassen wollte, während die Vergebung doch überall durch das

Schmollen brach und ihre treuen Augen voll Liebe das schöne Mädchen betrachteten.

»Siehst Du wohl, Töntchen!« rief Hedwig mit ihrem reizendsten Lachen, indem sie von Neuem sie umfaßte, »Du kannst mir nicht böse sein und darfst es auch nicht. Du bist ja meine innigste Vertraute, und bist Du auch keine zehn Jahre älter als ich, so bist Du doch mein geheimer Rath, mein Staats- und Kriegs-Minister. Niemand in der Welt, den ich lieber hätte, wie Dich.«

»So sagst Du,« antwortete Emma, »aber ich zweifle sehr oft daran. Gestern zum Beispiel.«

Hedwig legte rasch ihre kleine Hand auf Emma's Mund.

»Gestern!« rief sie lebhaft, »hattest Du mir versprochen, unbedingt und schweigend meine Bitte zu erfüllen. Du hast es auch redlich gethan, aber heute schmollst Du nachträglich, und doch will ich mich kunstfertig eben vor Dir rechtfertigen, Du sollst Alles erfahren.«

Sie war aufgesprungen und zog die ernsthafte Freundin zu einem großen Fauteuil, drückte sie hinein und kniete an ihrer Seite nieder.

»So sollst Du mich hören,« sagte sie bittend, »und nicht eher will ich aufstehen, als bis Du mich wieder liebst. Du weißt, daß Trifels bei dem wunderlichen alten Handwerker wohnt dort unten in der Straße, in dem schrecklichen Giebelhause. Ganze Stunden sitzt er bei ihm; es ist eine eigenthümliche, unerklärbare Passion, das heißt, so lange unerklärbar für mich, als ich nicht wußte, daß der alte

Handwerker eine Tochter hat, die zu dieser Freundschaft das vermittelnde Band bildet.«

»Wer hat Dir das mitgeteilt?« fragte Emma.

»Herr Niedlich!« rief Hedwig lachend, »der charman- te, immer dienstfertige, prächtige Herr Niedlich. Er erzählte mir zuerst davon, und er muß es wissen, denn er ist nicht allein der Nachbar des Blechschmiedes, sondern auch Verehrer und Jugendfreund der Mamsell Marie.«

»Ich würde diesem Herrn Niedlich sehr wenig glauben,« erwiderte Emma, »am wenigsten mit ihm gemeinsam etwas beginnen, was wie Unbesonnenheit aussieht.«

»Ich habe ihm auch sehr wenig geglaubt, gestrenges Töntchen!« rief das übermüthige Mädchen, »aber ich habe mich seiner bedient, um hinter die Wahrheit zu kommen.«

»Und Trifels?« fragte Emma.

»Das ist es ja eben,« lachte Hedwig, ihre weißen Hände ringend, »um diesen Trifels handelte sich ja die ganze Frage. Wir mußten etwas ersinnen, wodurch er selbst ohne es zu wissen, unser Bundesgenosse wurde; denn ich war entschlossen, Mamsell Marie kennen zu lernen. Herr Niedlich ist eine lustige Person, aber Plane kann er machen, schlaue genug hat er diesen ausgesonnen. Trifels sollte uns selbst die Tochter des alten Handwerkers zuführen, den er so liebenswürdig findet. Es kam nur darauf an, Dich für unsere Absichten zu gewinnen; allein Herr Niedlich verzweifelte auf der Stelle daran, und ich

mußte ihm Recht geben; denn – Hand aufs Herz, gewissenhaftes Täntchen, würdest Du mit uns complottirt haben?«

»Nein,« erwiderte Emma.

»Also blieb nichts weiter übrig, als Dich aus dem Wege zu räumen, und dies geschah, indem ich Dich dringend bat, krank zu werden, und dabei doch feierlich gelobte, nichts zu stören und nichts zu ändern.«

»Hätte ich geahnt . . .,« sagte Emma.

Hedwig ließ sie nicht weiter sprechen.

»Du hast eben nichts geahnt!« rief sie schmeichelnd. »Du gabst meinen Bitten nach, weil Du neugierig warst, welchen Scherz ich heimlich vorbereitet hätte. Und war es denn nicht ein allerliebster Scherz?! Haben wir nicht einen köstlichen Abend erlebt? Ist Papa je so munter und liebenswürdig gewesen? Seit meine Mutter todt ist, also seit vier Jahren, habe ich ihn nicht so heiter gesehen.«

»Es ist wabr,« antwortete Emma lächelnd, »meine Stelle ist gut ausgefüllt worden; ich konnte dafür um so besser mein häusliches Amt verwalten.«

»O Du armes, viel getreues Täntchen!« rief Hedwig liebkosend, »vergieb mir, vergieb, daß ich Dich um alle Freuden dieses Abends brachte und zur Einsamkeit und Arbeit verbannte.«

»Ich habe die Belustigung nicht vermißt,« antwortete Emma zufrieden lächelnd.

Es war, als wollte sie verhindern, daß Hedwig irgend eine bedauernde Gegenbemerkung machte, denn sie fügte schnell hinzu:

»Meine Gegenwart wurde auch draußen nöthiger, als ich dachte; denn die Gesellschaft vergrößerte sich gegen unsere Erwartung.«

»Wie Du gut bist, wie Du mild bist!« rief Hedwig. »Der einzige Fremde, den wir nicht erwartet hatten, war der Regierungsrath von Wolters, und um diese einzige hohe Person, die sich unvermuthet einfand, hättest Du wahrlich nicht nöthig gehabt, einen Finger zu bewegen.«

»Höre auf, liebe Hedwig,« sagte Emma, »über etwas zu sprechen, was vorüber ist. Wahrlich, die Herren Diplomaten haben ganz Recht, daß über vollendete Thatsachen kein Wort mehr verloren werden darf. Du bist froh gewesen, und ich habe mich nicht betrübt. Das Hauswesen Deines Vaters zu leiten ist meine Pflicht, die beiden kleinen Mädchen, Deine Schwestern, zu pflegen und zu behüten, ist eine noch größere Aufgabe meines Lebens. Ein süßer Lohn ist mir ihre Liebe und Deine Freundschaft, Herzens-Hedwig. Wenn Du nur glücklich bist, glücklich bleibst, Dein ganzes Leben über, so bin ich zufrieden.«

Die Umarmung, welche diesen herzlichen Worten folgte, war eine innige von beiden Seiten und dauerte sehr lange, bis Hedwig sich von ihrer Freundin losriß und mit schelmischem Trotze fragte:

»Zweifelst Du denn daran, Töntchen, daß ich glücklich werde? Ich will glücklich werden, ich habe die allerbesten Anlagen dazu! Mich kann so leicht nichts verstimmen, und so weit ich die Welt überschauen kann, sieht sie auch gar nicht böse aus. Nur mein neuer blauer

Shawl macht mir Sorge. Ich bin gestern einem Candela-ber im Saale zu nahe gekommen und habe ein schreckliches Loch hineingebrannt.«

»Hat es Dein Vater erfahren?« fragte Emma.

Hedwig schüttelte den Kopf.

»Das wird ihm gar nicht lieb sein,« setzte die Freundin hinzu, »er hat den Shawl Dir erst geschenkt, obenein ist er theuer.«

»Rede nicht, drohe nicht!« lachte das übermüthige Mädchen. »Du sagst ja selbst, daß man über vollendete Thatsachen kein Wort verlieren muß. Blaue Shawls sind überdies nicht mehr die neueste Mode; man hat viel geschmackvollere mit farbigen Streifen. Im Uebrigen hat Trifels die meiste Schuld daran; er und sein Vetter, Herr von Wolters, sie standen bei mir und trieben Possen. Beide hatten mich zum Tanz aufgefordert. Wolters tanzt übrigens weit besser als Trifels, Töntchen. Ich hatte, wie sie behaupteten, es Beiden zugesagt; Keiner wollte weichen, ich sollte entscheiden. Nun hatte ich mit ihnen Knall-Bonbons gezogen, – die Devisen hielt ich in den Händen, über alle Maßen lustig zu lesen. Hier hieß es: ›Könntest Du in mein Herze sehn, Du ließest, theure Freundin, mich nicht flehn.‹ Dort aber: ›Beharrlich bin ich und lasse nicht ab, Bis ich Deine Gunst errungen hab'!‹ War das nicht lustig, Töntchen, höchst lustig und lächerlich? Aber aus dem Streit um meine Hand war kein Herauskommen, trotz aller Witzelei und alles Gelächters, bis ich die beiden Devisen nahm und anbrannte: wessen zuerst ausginge, der sollte verloren haben.«

»Und dabei hast Du den Shawl verbrannt?« fiel Emma ein.

»Ich weiß es nicht, aber an Trifels Devise mußte etwas von der feurigen Masse gesessen haben, oder was es war, genug, es that einen Knall und erlosch plötzlich; im Augenblick faßte Trifels den Shawl und drückte ihn zusammen. Das Loch war eingebrannt, und der Spaß war aus, oder vielmehr er ging erst recht an, denn Trifels machte ein so seltsames jämmerliches, düsteres, wehnuthvolles Gesicht, als sein Vetter mich siegreich davon führte, daß ich ganz entzückt darüber war.«

»Das ist sonderbar!« sagte Emma.

»Was ist sonderbar, Töntchen?«

»Daß Trifels Devise . . . freilich ist es Thorheit.«

»Eine ausgemachte Thorheit!« rief Hedwig; »aber ich will wetten, daß Trifels im Augenblicke darüber ganz bestürzt war, denn er sah aus, als wäre ein Gottesurtheil über ihn gekommen.«

»Es sind oft die ruhigsten und aufgeklärtesten Menschen,« erwiderte Emma lächelnd, »die vor einem unbedeutenden Zufalle fast abergläubisch erschrecken, wenn dieser sich in ihre geheimen Herzens- und Lebenshoffnungen mischt. Trifels ist, wie ich glaube, ein Mann von vielem Verstande und edlen Eigenschaften.«

»Sehr viele gute Laune hat er,« sagte die junge Dame, ein helleres Roth auf ihren Wangen. »Er war nachher wieder so liebenswürdig ausgelassen, voll Witz und guter

Einfälle, mehr als vorher, und« – sie hielt einen Augenblick inne – »darum habe ich mich ja so köstlich unterhalten, Töntchen. Ich mußte ihn entschädigen für den fatalen Zufall.«

»Es war Dir also fatal?«

»Ich muß Dir etwas vertrauen,« sagte das schöne Mädchen, »etwas, das ich keinem anderen Menschen sagen möchte – ich glaube . . .«

Sie hielt inne, und mit einem funkelnden Blicke, aus dem die stolze Freude glänzte, flüsterte sie dann:

»Es ist mir so – nun ja, als ob – ich glaube wirklich, Trifels liebt mich.«

Emma legte statt der Antwort beide Hände um sie und zog sie fester an sich. Das ernsthafte Gesicht belebte sich von ihren Empfindungen, und wie eine Mutter, der das Bekenntniß ihres Kindes das ganze Herz mit Glück füllt, sah sie dankend und gerührt nach oben.

»Was sagst Du dazu, Töntchen?« fragte Hedwig während dieser stummen Scene, ohne ihren Kopf aufzuheben.

»Was ich sage? Ich wußte es, ich sah es längst, und ich wünschte es. Auch Du liebst ihn, Hedwig!«

Hedwig hob ihr geröthetes, beseeltes Gesicht auf, schüttelte den Kopf, daß die Locken flogen, und rief dazu:

»Was Du nicht alles weißt; ich glaube, Du irrst Dich – aber – es könnte vielleicht doch sein!«

»Du liebst ihn,« fuhr Emma fort, »sonst hättest Du niemals mit Herrn Niedlich Complot gemacht.«

»Ich wollte ja nur mich überzeugen, was an der Geschichte mit der hübschen Blechschmieds-Tochter wahr sei,« flüsterte sie.

»Und Du hast Dich überzeugt,« sagte Emma.

»Es ist gar nichts daran,« erwiderte sie. »Trifels hat mir gesagt, daß sie nächstens mit einem Vetter und Arbeiter ihres Vaters sich verheirathen wird, einem Menschen, den er sehr lobt. Ich habe sie ja nun auch selbst gesehen, und er hat mir mancherlei von ihr erzählt. Eben dadurch kam er auf das Heiraths-Capitel und auf das Glück der Liebe und der Ehe, bis er zuletzt von sich selbst sprach und – vom mir.«

»Von Dir?«

»Er sprach von mir, daß ich sechszehn Jahre alt gewesen, als er mich kennen lernte, daß ich nun bald meine neunzehn haben müsse, und plötzlich faßte er meine Hand – wir saßen in dem kleinen grünen Cabinet – und sah mich mit seinen großen, strahlenden Augen so seltsam an, daß ich zitterte. ›In wenigen Monaten muß ich Sie nun verlassen,‹ sagte er, ›denn ich will nicht im Staatsdienst bleiben.««

»Wollen Sie denn nicht wieder kommen?« fragte ich erschrocken.

»Er schüttelte den Kopf und schaute auf mich, daß ich dunkelroth wurde. – ›Wenn ich gehen muß,‹ antwortete er, ›werde ich niemals wieder kommen. Eissiedlerisch will ich mich dann in den Bergen meiner Heimath begraben, bis das Possenspiel sein Ende erreicht hat.««

»Welches Possenspiel?« rief ich neugierig. Er lachte mich aus. »Mögen hundert Jahre vorüberziehen und Sie mich dann noch so fragen,« flüsterte er mir zu. »Hundert Jahre mit Ihnen, theure Hedwig, sie würden vorübergehen wie ein schöner Traum, der keine andere Sehnsucht aufkeimen läßt. Wollen Sie mir das versprechen? Wollen wir ein Jahrhundert zusammen durchlachen, durchträumen, glücklich sein? Schlagen Sie ein, bannen Sie alles Glück in meiner Brust mit diesen himmlischen Augen, daß es wie in einer Schale von Gold seinen Ausweg findet.«

»Mir wurde ängstlich zu Muthe, wie er so sprach und so seltsam erregt war. Hätte er mir gesagt: Ich liebe Sie, Hedwig, wollen Sie mein sein? dann hätte ich ihn verstanden so redete er in allerlei Bildern, in denen kein Wort von Liebe vorkam, wie aufmerksam ich auch war, und dabei ruhten seine Augen fast unheimlich auf mir, daß ich kaum antworten konnte.«

Emma blickte lächelnd auf ihre Schülerin.

»Die Liebe macht poetisch,« flüsterte sie, »er sprach deutlich genug.«

»Wenn ich es nur vermöchte! sagte ich zu ihm,« fuhr Hedwig in ihrer Mittheilung fort. Da legte er den Arm um mich und neigte sich an mein Ohr. »Sie vermögen Alles,« murmelte er leise hinein, wissen Sie das nicht, Hedwig? Habe ich noch nicht so viele Macht über Ihre Seele gewonnen, daß diese weiß, was in mir vorgeht? Reden Sie, theure Hedwig, sagen Sie mir, ob ich mich getäuscht habe.«

»In dem Augenblicke kam Wolters herein, und er ließ seinen Arm fallen. Ich hatte nur Zeit, Nein! zu sagen, als er aufstand und nichts erwiderte als: ›Morgen denn!‹ – ›Was giebt es morgen?‹ fragte Wolters. – ›Ein Räthsel zu lösen, an dem ich schon lange gerathen habe!‹ rief er lachend und führte mich in den Saal zurück. Aber kein Wort hat er dort mit mir davon gesprochen.«

»Kannst Du noch zweifeln?« sagte Emma. »Er wird kommen.«

»Aber er soll nicht fort,« fiel Hedwig ein. »In einer einsamen wilden Gegend soll er nicht leben, ich auch nicht!«

»Das ist freilich kein passender Aufenthalt für eine junge lebenslustige Braut,« erwiderte Emma lächelnd. »Er wird bleiben, verlasse Dich darauf.«

Bei dem Worte Braut fuhr ein heller Freudenschein über Hedwig's Gesicht. »Bestes, bestes Töntchen!« rief sie, »sprich es noch einmal, Du bist die Erste, die es sagt, es läuft mir elektrisch durch alle Adern. Braut, Braut! was das unheimlich, schauerlich und süß klingt! – O, ich – ich muß es Dir vertrauen – ich glaube, ich muß – so wisse denn: ich war gequält von den Nachrichten, die ich hörte, denn – ich liebe ihn längst! jetzt erst fühle ich, daß ich ihn liebe, und ist er nicht schön, schöner als alle Anderen?! Wie reizend kann er lachen! Wenn seine Augen sich aufthun, sieht man in einen glänzenden Abgrund – ach! mein Herz, mein Herz! Töntchen, es ist verloren!«

Mit diesem Ausruf, der halb spottend, halb wie Wahrheit klang, fiel sie in Emma's Arme, die mit ihrem stillen Lächeln sie auf die Stirn küßte. Zu gleicher Zeit aber trat

Herr von Landau herein, bei dessen ersten festen Schritten Hedwig einen Schrei der Ueberraschung ausstieß und den Versuch machte, zu entfliehen; als sie jedoch ihren Vater erkannte, änderte sich dieser Vorsatz, und anstatt davon zu laufen, flüsterte sie ihrer Freundin rasch einige Worte zu.

Der Präsident war von ziemlich hoher Gestalt und wohl beleibt. Er war lebhaft in seinen Bewegungen und gewandt in seinen Formen. Sein Gesicht mit regelmäßigen Zügen und fleischiger Nase hatte noch immer etwas Jugendliches, denn er war völlig glatt rasirt, und eine braune Perrücke, reich an Haar und ein wenig gelockt, verdeckte alle Spuren eines höheren Alters. Kluge, klare Augen unter hoch gebogenen breiten Brauen zeigten den scharfblickenden Geschäftsmann an, der große Mund mit vollen Lippen deutete auf einen Verehrer sinnlicher, materieller Genüsse, die stark hervortretende Nase, welche diesem Gesicht den herrschenden Ausdruck gab, ließ einen entschlossenen Charakter vermuthen.

»Was giebt es denn hier?« fragte er. »Was hat das Kind verloren?«

»Sage es nicht, Töntchen!« rief Hedwig. »Was ich verloren habe, ist nicht zu ersetzen, Papa.«

»Es giebt nichts was sich nicht ersetzen ließe,« antwortete der Präsident.

»Hast Du niemals unersetzliche Verluste erlitten?« fragte seine Tochter.

Er erwiederte ihr Anschauen mit einem listigen Blicke, der von einem feinen Lächeln begleitet war.

»In Deinen Jahren,« sagte er dann, »verliert man nur, um zu gewinnen. Was war es also, Emma? Was hat sie Ihnen anvertraut?«

»Wir müssen reden,« sagte Emma. »Es handelt sich um ein verlorenes Herz.«

»Verrätherin!« fiel Hedwig ein, indem sie ihr die Hand auf den Mund legte.

»Verloren an wen?« fragte der Präsident.

»An einen gewissen jungen Herrn, der Trifels heißt,« fuhr die Freundin fort, indem sie ihren Mund frei machte.

Herr von Landau setzte sich, ohne eine Miene zu verziehen, nieder, streckte beide Hände in seine Westentaschen und sagte ruhig:

»Das war also der unersetzliche Verlust? Ehe wir darüber weiter sprechen, geh' in mein Zimmer, mein Kind. Du wirst dort etwas finden, das Du mir bringen sollst.«

»Was ist es, Vater?« fragte sie.

»Du kannst nicht fehlen. Es ist etwas für Dich Bestimmtes, ein Geschenk; ich werde Dich hier erwarten.«

Als sie verwundert und neugierig davon eilte und die Thür sich hinter ihr schloß, wandte er sich an die Zurückbleibende.

»Nehmen Sie einen Stuhl, Tántchen,« sagte er, »und setzen Sie Sich zu mir, ich muß mit Ihnen sprechen. Wir haben Zeit, Hedwig wird ja rasch nicht zurückkommen. Wissen Sie, warum nicht?«

»Weil – weil, wenn mich nicht Alles täuscht, Herr von Trifels ... «

»Sie sind ein kluges Mädchen,« sagte er lächelnd, »mit dem man etwas überlegen kann. Trifels ist in meinem Zimmer. Vor einer Viertelstunde kam er zu mir und erklärte sich kurz und bündig. Ich antwortete ihm, wie er es erwarten durfte, und kam hieher, um ein Verhör anzustellen. Gleich die ersten Worte aber, die ich vernahm, machten alles weitere Fragen überflüssig; daher hielt ich es für das Einfachste, Hedwig hinüber zu schicken. Sie werden sich wohl verständigen.«

»Ich bin so erfreut, ich bin so bewegt,« flüsterte Emma mit vor Freude leuchtenden Augen. »Gott gebe seinen reichsten Segen dazu!«

»Der wird allerdings nöthig sein,« war seine Antwort. »Ich bin auch erfreut, obwohl ich seit einiger Zeit darauf vorbereitet war und die Katastrophe erwartete. Trifels ist unabhängig und reich, Hedwig muß einen reichen Mann haben. Sie liebt Luxus und Zerstreuungen, er braucht eine Frau, die sich darauf versteht, Geld in angenehmer Weise zu verthun, also paßt sich Alles vortrefflich.«

»Es giebt doch wohl noch andere Gründe für die Paßlichkeit dieser Verbindung,« fiel Fräulein Emma ein.

»Meinen Sie?« sagte er. »Welche Gründe meinen Sie?«

»Aber, bester Herr Präsident!« rief die Wirthschaftsführerin, »sind denn das keine Gründe, daß Hedwig eine Herzensneigung für den Mann hegt, daß er ihr Herz und Hand bietet? Und ist er nicht liebenswürdig, von seinen Sitten und einem so offenen, edlen Wesen, daß man mit Freuden an die Zukunft des jungen Paares denken kann?«

»Ich pflichte Ihnen bei,« sagte Herr von Landau, nachdem er eine Minute über geschwiegen hatte. »Trifels' Vater war mein Freund; nach dem Tode seines Bruders ist dieser einzige Erbe übrig geblieben. Die Partie hat daher meinen vollen Beifall. Aber fahren Sie fort, Töntchen.«

»Was soll ich noch hinzufügen?« antwortete sie. »Hedwig wird an der Seite eines solchen Mannes ihre kleinen Fehler ablegen. Sie ist von großer Herzensgüte, leichten, fröhlichen Sinnes. Sie liebt den Glanz, den Putz, die Zerstreuungen, weil sie eben bisher nichts Anderes liebte und den Ernst des Lebens noch nicht kennen lernte. Das Flitterwerk wird bald von ihr abfallen, sie wird für den geliebten Mann leben wollen und ihm allein zu gefallen suchen.«

»Sie sprechen wie ein Buch Salomonis, Töntchen,« fiel er ein. »Sie sprechen, als ob Sie vom heiligen Geist erleuchtet würden.«

Die Röthe drängte sich in ihr volles, gesundes Gesicht, er richtete die grauen, scharfen Augen lauernd auf sie.

»Ich, bester Herr Präsident!« rief sie mit gutem Humor, »ich und der heilige Geist sind zwei ganz verschiedene Dinge. Ich lasse mich von nichts inspiriren, bin weit entfernt von allen höheren Regionen, habe aber zwei gute Augen und, Gott sei Dank, Verstand genug, um mir ein Urtheil bilden zu können.«

»Nach Ihrem Urtheile also, das ich schätze, wie Sie wissen,« erwiederte er, »glauben Sie, daß Hedwig eine wahrhafte Neigung für Trifels hat?«

»So weit ihr dies möglich ist, gewiß!« sagte Emma. »Er hat ihr unter allen Männern, die sie kennen lernte, am besten gefallen, und warum sollte es auch nicht so sein? Herr von Trifels besitzt alle äußeren Vorzüge, die ein Mann besitzen kann, dabei weiß er viel, seine Unterhaltung ist niemals langweilig oder leer. Er hat Reisen gemacht, besitzt, wie ich glaube, große Kenntnisse, ist ohne Anmaßung vielen Anderen überlegen, trotz seiner heiteren Laune und Fröhlichkeit mangelt es ihm nie an Würde und bei ernsten Dingen an Ernst. Darum spricht Jeder mit Achtung von ihm, und Männer dieser Art, welche sich Achtung erzwingen, sind zumeist geeignet« ... Hier hielt sie einen Augenblick inne, denn der Präsident blickte zu ihr auf wie ein Faun, sagte aber dann mit fester Stimme: »allein geeignet, wahre und dauernde Liebe der Frauen zu erwerben.«

»So,« sagte der Präsident mit seinem spottenden Lächeln, »was empfinden Sie weiter, Töntchen?«

»Nichts weiter,« erwiderte sie, »als daß es meiner lieben Hedwig wohlgehen wird an der Seite eines Mannes, der ihrer Achtung werth ist.«

»Gut, ich bin ganz Ihrer Meinung, und damit wir ihr dieses Glück so bald wie möglich verschaffen, sagen Sie mir, binnen welcher Zeit die Ausstattung angeschafft werden kann.«

»Die Ausstattung?« fragte sie verwundert.

»Die Ausstattung,« erwiderte er schelmisch ihr zunicke, »ist doch jedenfalls eine wesentliche Bedingung zu jeder glücklichen Ehe.«

»Aber das wird doch nicht über Hals und Kopf gehen sollen!« rief Fräulein Emma.

»Trifels hat mich gebeten, ihn doppelt zu beglücken, indem ich Hedwig ihm schnell ins Haus gebe. Wir gehen jetzt dem Frühling entgegen, die Frühlings-Ehen sollen ja die besten sein. Ich sprach von der Ausstattung, Trifels erklärte diese leichtsinnig hin als Nebensache. Den Sommer über würde er jedenfalls mit seiner jungen Frau reisen, und wer weiß, wo im Herbst sein. Abgesehen von allem dem, muß aber doch das Nöthige beschafft werden, wie es sich für meine Tochter schickt. Sie sind praktisch in allen Dingen, Töntchen, machen Sie mir also den Ueberschlag, und dann frisch ans Werk. In zwei oder drei Monaten kann man viel nähen, kaufen und anfertigen lassen.«

»Wenn Sie es wünschen und wollen,« antwortete Fräulein Emma, »so kann man in wenigen Wochen oder Tagen so weit sein. Ich hätte aber nicht geglaubt . . . «

»Was hätten sie nicht geglaubt?« fragte er, als sie schwieg.

»Daß Sie die Wünsche des Bräutigams so sehr begünstigen würden.«

Der Präsident zog seine Uhr heraus und blickte nach der Thür.

»Das dauert lange da drüben,« sagte er. »Sie sehen, wie gern die beiden verlorenen Herzen schon jetzt beisammen weilen. Was man geben will und soll, giebt man am besten ohne Zögern, und was verloren werden muß, darf man nicht ängstlich noch in den Fingern festhalten

wollen. Es giebt Menschen, die sich nicht von ihrem Gelde trennen können, reiche Leute, welche keine Rechnung eher bezahlen, als bis sie da gezwungen werden; zu diesen gehöre ich nicht. Wenn ich weiß, daß ich eine Rechnung decken muß, bin ich immer bereit, dies sofort zu thun. Ein Mädchen, das heirathen will, ist eine solche Rechnung. Kein Vater wünscht seine Töchter im Hause zu behalten; göttlich, menschlich, gesetzlich ist es bestimmt, daß sie ihn verlassen sollen. Eine Mutter ist obenein nicht hier, um die Trennungsschmerzen zu vergrößern; warum sollte ich also etwas zu verlassen zögern, was ich doch entschlossen bin, aufzugeben?«

»Eine Mutter ist freilich nicht hier,« sagte Fräulein Emma ernsthaft.

»Ich frage blos, ob Sie mir Recht geben,« antwortete Herr von Landau.

»Ich gebe Ihnen Recht, von Ihren Gesichtspunkten aus.«

»Von allen Gesichtspunkten aus,« erwiederte er »denn Sie können nur anführen, daß sich die Leute wundern werden, wenn Hedwig ungewöhnlich rasch Hochzeit hält, statt noch ein halbes Jahr länger damit zu warten. Das Urtheil der Menge ist aber im Allgemeinen wenig zu beachten; wahrscheinlich wundert sie sich bald über Manches noch viel mehr. – Hören Sie, Töntchen,« fuhr er fort, als er ihren fragenden Blick ausgehalten hatte, »ich will Ihnen gleich ein Wort im Vertrauen sagen, weil

ich weiß, wie verschwiegen Sie sind. Wenn Hedwig verheirathet ist, denke ich an allerlei weitere Veränderungen. Meine Jungen sind im Institut gut aufgehoben, sie werden dort besser erzogen, als ich es thun könnte; aber auch die beiden Mädchen würden, wie ich glaube, am besten in Pension gegeben werden.«

Das Wirthschafts-Fräulein sah ihn erschrocken an, er nickte ihr zu.

»Es giebt jetzt vortreffliche, wohleingerichtete Pensionate, wo junge Mädchen allen möglichen Unterricht und jede geistige und körperliche Pflege erhalten.«

»Ich würde niemals meine Töchter aus meinem Hause in eine Pension geben,« sagte sie, ihr Schlüsselbund hastig zusammenraffend, indem sie aufstand.

»Es giebt dergleichen Anstalten in der Schweiz,« fuhr Herr von Landau mit vollkommener Ruhe fort, »in romantischer Naturumgebung und vortrefflicher Luft, oder auch in Frankreich und am Rhein. Ich würde die südliche Schweiz oder Frankreich vorziehen. Die jungen Mädchen lernen dort am besten Französisch; an den Rhein werden meist Französinnen und Engländerinnen geschickt, um Deutsch zu lernen.«

»Aber was sie nirgend lernen, das ist die Liebe zur eigenen Familie und zum väterlichen Heerd,« sagte Fräulein Emma, noch immer heftig. »Diese Liebe wird aus ihrer Brust gerissen und fremdes Wesen hinein gepflanzt. O, mein Gott! Sie armen Kinder, wenn ihnen das bevorstände! Ich kann es nicht glauben.«

»Der Mensch ist keine Pflanze,« fuhr der Präsident fort, indem er seine Füße gelassen kreuzte, »er gehört der ganzen Welt an. Je früher sich dieser Grundsatz einimpft, um so mehr erweitert sich der Gesichtskreis für das Leben und verschwinden die Vorurtheile. In der Pension gewinnen die Köpfe, und statt der Empfindsamkeit für sogenannte Familienliebe werden die geistigen Kräfte geweckt; die Selbstständigkeit wird befördert.«

Die Wirthschafts-Führerin blickte ihn stumm beirach- tend an.

»Nun, was denken Sie?« fragte er lächelnd.

»Ich denke,« – sagte sie, und mit dem vollen Tone ihrer kräftigen Stimme, »daß Sie die Kinder viel zu sehr lieb haben.«

»Gewiß habe ich meine Kinder lieb.«

»Dann muß etwas ganz Besonderes Sie zu solchen Ansichten bringen. Wollen Sie wirklich Ihr Haus veröden? Ich glaube nicht, daß Sie das ertragen können.«

»Mein gutes Töntchen,« antwortete Herr von Landau, »Sie wissen, daß ich viele Geschäfte habe, meinen Kindern also überhaupt nicht viel leben kann. Ich thue immer das, was mich am besten dünkt, ohne zu fragen, was es mich kostet.«

»Nun denn, so würde EEich – ich,« sagte Fräulein Emma, indem sie mit dem klirrenden Schlüsselbunde energisch auf ihre Brust tippte, »es nicht ertragen können.«

Der Präsident schwieg hierauf, wie er es gewohnt war.

»Das heißt, Sie würden mich ebenfalls verlassen?« fragte er nach einer Pause.

»Ich muß annehmen,« erwiderte sie, »daß ich ohnedies in Ihre gesammten Aenderungen mit eingeschlossen bin.«

»Das sind Sie allerdings,« war seine Antwort, »doch glauben Sie nicht, Emma, daß ich Ihre treue Anhänglichkeit und Liebe jemals missen möchte. Sie sind mir werth. Sie besitzen mehr Einsicht, als die Meisten Ihres Geschlechts, darum habe ich so großes Vertrauen zu Ihrem Beistande. Was ich vorhabe, beruht auf Gründen, ich werde Sie davon überzeugen; aber ich rechne dabei auf Sie,« fügte er lächelnd hinzu, »damit mein Haus nicht öde werde. – Und jetzt lassen Sie uns schweigen, bis ich weiter mit Ihnen unterhandle,« fuhr er fort, indem er aufstand. Geben Sie mir ihre Hand darauf. Alles, was ich vorhabe, ist noch Entwurf, der erst feste Gestalt und Farbe gewinnen muß. Seien Sie vorsichtig, doch daran brauche ich Sie nicht zu erinnern. Ich gehe, um dem Paare drüben meinen Segen zu bringen. Ihr Segen, Emma, soll später nachkommen.«

Die Wirthschafts-Führerin des Präsidenten von Landau blieb in der Mitte des Zimmers stehen und starrte vor sich hin. Der Ernst in ihrem Gesichte machte nach und nach einem Lächeln Platz, das immer heller und stärker wurde, wie die Sonne, die aus Abendgewölk sich hervorwickelt, auf einen Augenblick ihren vollen Glanz erhält und dann erlischt. So wurden auch die festen, starken Züge des verständigen Mädchens vom Sonnenschein ihrer Gedanken überströmt, gleich darauf aber war dieser

verschwunden, und sie machte mit ihrem Schlüsselbunde einige Zeichen durch die Luft, die ein Kreuz bilden konnten und sagte im selbstverspottenden Tone dazu:

»Was das für Thorheiten sind! Sollte man denken, daß ein vernünftiger Mensch auf dergleichen kommen könnte? Fort damit und aufgepaßt, Töntchen! Nichts ist abgeschmackter, als sich Dinge einbilden, aus denen doch niemals etwas werden kann.«

DRITTES CAPITEL.

Herr Niedlich war der Besitzer eines Hauses, das noch vor zwei Jahren ziemlich eben so aussah, wie das alte begiebelte Gebäude zu seiner Rechten, in welchem der Meister Hartmann seit langer Zeit hämmerte und klopfte. Im letzten Jahre aber hatte Herr Niedlich seinem Eigenthume ein ganz neues Kleid angezogen. Er hatte einen Bau unternommen, von dem er sehr gern zu sprechen pflegte, und zu derselben Zeit, wo der Präsident mit Fräulein Emma über Hochzeit und Zukunft verhandelte, verhandelte Herr Niedlich über ähnliche Dinge, nur in etwas geänderter Form, mit seinem geduldigen Zuhörer, dem Musikmeister, seinem Schützling. Herr Niedlich saß bei seinem späten Frühstück in einem türkischen Schlafrock, russische bunt ausgenähte Saffianstiefel an seinen schmalen Beinen, eine blaue Sammtmütze mit goldenen Eicheln gestickt und mit einer gewaltig langen blauen Troddel auf seinem schmalen Kopfe. Die große fein gemalte Kaffeetasse war jedoch fast ganz schon geleert, nur dann und wann nippte Herr Niedlich behutsam am Reste, um

den Genuß seiner Cigarre damit zu erhöhen, deren feinen duftigen Rauch er vergnüglich aufblies. Das Zimmer des Agenten war groß und sehr schön ausgeschmückt. Satinirte Tapeten, Arabesken in Roth mit Gold, bedeckten die Wände, ein Velourteppich lag über den ganzen freien Raum, seine Möbel waren im neuesten Geschmack und bequeme Polster gab es in Fülle; Herr Niedlich selbst aber lag malerisch ausgestreckt auf einer elastischen Bergere den Ellbogen in die Kissen gedrückt, die lange blaue Troddel an den schmalen Backenbart geschmiegt und in seinen außerordentlich langen und spitzen Fingern den dampfenden Stengel. Eine offene Flügelthür führte in ein noch schöner ausgeschmücktes Zimmer; auf der anderen Seite aber zeigte ein großes Cabinet mehrere prächtige gothisch gearbeitete Bücherschränke und hinter deren Scheiben lange Reihen Bücher in reichen Einbänden. Eine sehr wohlthätige Wärme wurde von dem schönen Porzellanofen verbreitet, der fünfeckig nach der neuesten Form und so eingerichtet war, daß seine hohen Messingthüren, weit geöffnet ihm die Vorzüge eines Kamins verschafften. Vor diesen geöffneten Thüren und dem hellbrennenden Feuer stand der junge Musiker, die Hände auf seinen Rücken gelegt und das blasse Gesicht auf den Kaffeetisch und den gesprächigen, wohlgelaunten Gönner gerichtet. Bewegungslos hörte er zu, und nur zuweilen schauten seine dunkeln Augen in den großen goldrahmigen Spiegel und blieben daran hangen, als wollten sie Vergleichen anstellen, zu denen der Stoff nahe genug lag. Herr Niedlich mit dem freundlichen, schmalen,

rothwangigen Gesicht mit dem türkischen Shawl um den Hals und dem türkischen Schlafrock, bildete einen seltsamen Gegensatz zu dem armen jungen Künstler, der in seinem schwarzen Röckchen so eng eingeklemmt war, wie eine Auster in der Schale.

Man konnte nicht sagen, daß er seine Armuth zur Schau getragen hätte, denn seine Kleider sahen reinlich aus, und aus den kurzen Aermeln streckten sich zwei weiße schön geformte Hände; es giebt jedoch Menschen, deren Antlitz eine geheime Unglück weissagende Macht ausübt. Es ist nicht irgend ein Zug ihres Gesichtes, nicht ihre Gestalt, noch sind es ihre äußeren Formen, welche jenes Gefühl erwecken; man weiß nicht, wo man das Unheimliche suchen soll, doch ihr ganzes Wesen ist darin eingehüllt und ruft lebhaft Theilnahme, Mitleid, Spott oder heftige Abneigung hervor.

So war es auch mit diesem schwermüthigen Gast am Frühstückstische des Agenten, der in übermüthiger Weise mit ihm nach seiner Gewohnheit scherzte, ohne mehr als ein schwaches Lächeln in das graubleiche Gesicht bringen zu können. Langes, schönes glänzend schwarzes Haar hing dem Musiker über den Hinterkopf; in seinen dunkeln Augen brannte zuweilen ein düsteres Feuer, wenn sie aus ihrer Starrheit aufzuwachen schienen und um den fein geformten Mund zucken seine Nerven in auffallender Weise. Gewöhnlich aber lag nichts in dem Gesicht als Verslossenheit und Stille, ein gewisses Versinken in sich selbst und kaltes Abweisen der Außenwelt, die ihn umringte.

Herr Niedlich sprach in dem Augenblicke, wo der Musiker so regungs- und theilnahmlos zuhörte, als handle es sich um den Mann im Monde, von ihm, denn er hielt ihm eine Vorlesung, die von Wenigen wohl so schweigsam und demüthig hingenommen worden wäre.

»Ich weiß nicht, was Sie für ein Mensch sind, Herzberg!« sagte Herr Niedlich. »Man giebt sich die größte Mühe, Ihnen zu helfen, aber es ist Alles vergebens. Wie haben Sie Sich gestern wieder betragen? Machen Sie Ihre Augen nicht so fürchterlich auf, als sollte Feuer herauskommen! Machen Sie sie auf, wo es an der Zeit wäre, so würde es besser für Sie sein.«

Hier hielt Herr Niedlich inne, um einen Zug aus der Cigarre zu thun und an dem Kaffee zu nippen. Als er die Tasse dann niedergesetzt hatte, fuhr er fort:

»Ich sage nicht umsonst, Sie haben Sich sonderbar und unpassend benommen, denn ich möchte wohl wissen, ob etwa ein Anderer, zum Beispiel Herr von Trifels, es nicht so nennen würde. Sie sind engagirt zum Clavierspiel bei dem Präsidenten, Sie nehmen es an, spielen auch, machen aber mehrere ganz willkürliche Pausen, in denen Sie Sich allerhand Phantasieen überlassen. – Gut, ich sage noch nichts, Sie sind kein gewöhnlicher Clavierspieler fürs Tanzen, Jedermann weiß das, denn ich habe Sie empfohlen, habe auf Ihr Talent aufmerksam gemacht, und ich selbst winke die Damen herbei, um Ihr Phantasiren zu hören. Mit Einem Male, wie die ganze Gesellschaft um Sie her steht und Fräulein Hedwig »Himmlisch!« flüstert, fahren Sie auf, wie ein brüllender Löwe, schlagen

die Saiten fast entzwei und stimmen unter allgemeinem Gelächter einen Galopp an, als wären Sie toll geworden.«

Hier hielt Herr Niedlich wiederum inne, um an der Tasse zu nippen und mit seiner Rechten sich eine Dampfwolke der Cigarre an seine schmale Nase heranzuziehen.

»Jetzt stehen Sie da, wie ein armer Sünder und starren ins Blaue hinein,« fuhr Herr Niedlich fort, »aber ich sage auch dagegen nichts, denn eigentlich war es eine Ueberraschung, die allgemeine Heiterkeit hervorrief; das Unverantwortliche ist, daß Sie nach dem Essen plötzlich verschwanden. Es war eine Blamage für mich, von allen Seiten wurde ich angeschrien, gefragt, wo mein Clavierspieler geblieben sei, ausgelacht und gefoppt; das ganze Fest wäre gestört worden, hätte Trifels nicht sich rasch ans Instrument gesetzt und eine ganze Stunde lang wie besessen darauf herum gepaukt, allen alten Trödel, den er zusammen finden konnte. Er war so ausgelassen lustig und wußte so viele Possen zu machen über das Glück, daß er von Ihnen für den Rest des Abends engagiert worden sei, daß wir alle davon angesteckt wurden. Aber noch einmal darf das nicht vorkommen, oder es ist aus mit allen Empfehlungen. Warum sind Sie fortgelaufen? Wie können Sie Sich solche Eigenmächtigkeiten erlauben?«

»Ich konnte nicht länger bleiben,« sagte der Musiker hart und abstoßend.

»Waren Sie krank, so hätten Sie es sagen müssen,« fiel Herr Niedlich ein.

»Ich war nicht krank, aber ich konnte es nicht länger aushalten,« antwortete Herzberg.

»Sie konnten es nicht länger aushalten? Warum konnten Sie es nicht länger aushalten?«

Der Musiker hob seine dunkeln Augen zu dem Gönner auf und sagte mit demselben rauhen Tone:

»Weil ich nicht wollte!«

Wie einer, der nicht recht gehört hat, hielt Herr Niedlich die Cigarre vor sich ausgestreckt, dann aber legte er sich rücküber in die Kissen, schlug ein lautes Gelächter auf und fuhr mit einem Ruck wieder empor.

»Sie sind wieder ganz aus dem Häuschen!« schrie er. »Sagt der Mensch, er will nicht! Alle Menschen müssen wollen, es ist Keiner auf der ganzen Welt, kein König und kein Papst, der nicht wollen müßte, denn es ist jedes Menschen verdammte Schuldigkeit, seine Pflicht zu thun, vorausgesetzt, daß es ihm Vortheil bringt. – Was wollen Sie denn? Wer sind Sie denn? Aus Ihnen wird im ganzen Leben nichts werden, wenn Sie nicht thun wollen, was Sie sollen. Ich sage Ihnen, Herzberg, aus mir wäre auch nichts geworden, und aus Keinem wäre je etwas geworden, wenn wir alle so sagen wollten; denn aus nichts wird nichts!«

Der Gescholtene stand während dieser Strafrede regungslos vor dem Ofen und starrte in die Flamme, die ihren rothen Schein auf sein bleiches Gesicht warf.

»Wo sind Sie denn hingelaufen? Sind Sie nach Haus gegangen?« fragte Herr Niedlich.

»Nein,« antwortete Herzberg.

»Wo, zum Henker! waren Sie denn?«

»Im Verein.«

»Im Verein? in welchem Verein?«

»Im Gesellen-Verein.«

»Pfui!« schrie Herr Niedlich, als er sich von seinem zornigen Erstaunen erholt hatte, »von uns laufen Sie fort, um Sich in einer schmutzigen Kneipe umherzutreiben!«

Er zog die Beine vom Sopha, stand auf und ging an den Spiegel, in welchem er sich betrachtete und den türkischen Shawl zurecht legte. Dann drehte er sich um und ging auf den Verbrecher los, der sich nicht rührte. Zwei Schritte von ihm blieb Herr Niedlich stehen, betrachtete ihn vom Wirbel bis zur Sohle mit einem Jupiter-Blick, that einige rasche Züge aus der Cigarre und sagte dann, indem er die Rauchwolke herunterholte:

»Wenn ich nicht Mitleid mit Ihnen hätte, Herzberg, Mitleid mit Ihrem Unverstand, so wäre es aus mit uns. Sie wissen Sich keine Freunde zu erwerben und werden im ganzen Leben nicht zu Ansehen kommen, da Sie muthwilliger Weise Ihr Glück von Sich stoßen. Sie benehmen Sich nicht darnach, um Freunde zu haben.«

»Ich habe Freunde,« sagte der Musiker.

»Ich, allerdings, ich bin Ihr Freund!« antwortete Herr Niedlich, energisch auf seinen Schlafrock tippend, »allein es ist nicht mehr zum Aushalten. Außer mir aber haben Sie Keinen!«

»Bessere, treuere Freunde, wie Sie – glauben!« murmelte Herzberg in seiner rauen Weise, indem er seinen

Kopf heftig aufhob und einen brennenden Blick auf den Agenten schleuderte.

»Sie! – um Gottes willen! – Sie!« erwiderte dieser. »Wer wären diese getreuen Freunde? Nennen Sie mir nur Einen davon.«

»Reinhold,« sagte der Musiker.

»Wer?« fragte Herr Niedlich im höchsten Discant.

»Reinhold Stark, Sie kennen ihn ja,« wiederholte Herzberg unmuthig.

»Was? der? . . . der Blechschmied-Geselle nebenan, der ist ihr Herzensfreund?! Sind Sie bei Trost? Herzberg! Ist es denn möglich, daß ein vernünftiger Mensch solch unsinniges Zeug sprechen kann!« rief er, die beiden langen dünnen Arme über seinem Kopf zusammenschlagend.

Herr Niedlich ging mir raschen Schritten auf dem Velourteppich auf und ab, band die Puscheln an dem türkischen Schlafrock fester zusammen, zog drei Wolken Tabaksduft an seine Nase und kehrte dann sein ernsthaft gewordenes schmales Gesicht wiederum dem armen Künstler zu, der schwermüthig den Kopf zu dem Feuerbecken neigte.

»Ich muß mit Ihnen ein Bürgerwort sprechen, Herzberg,« sagte Herr Niedlich; »denn wenn Sie nicht auf mich hören und mich begreifen wollen, so ist es besser, ich spare mir alle fernere Mühe. Ist es Ihnen gefällig, mich anzuhören?«

»Ich höre,« antwortete der junge Mann.

»Dann sehen Sie mich auch gefälligst an,« fuhr Herr Niedlich fort.

Der Musiker drehte sich um, und sein Anblick hatte etwas so tief Trauriges und Unglückliches, daß selbst Herr Niedlich davon gerührt wurde.

»Was Sie für ein seltsamer Mensch sind!« begann er milder; »wären Sie nur ein Bißchen anders, Sie würden Ihr Glück machen, aber so geht es nicht, Herzberg, glauben Sie mir, so geht es nimmermehr. Sie wollen doch Ihr Glück machen, nicht wahr, Sie wollen doch?«

»Jede Creatur sehnt sich nach Glück,« sagte der junge Mann, die Worte vor sich hin murmelnd.

»Ihr Schöpfer hat Sie auch dafür geschaffen!« fiel Herr Niedlich ein, »und jetzt sagen Sie mir, Herzberg, haben Sie bis jetzt schon Glück auf Erben gehabt?«

»Nein!« antwortete der Musiker leise – »und dennoch, ja dennoch!« setzte er lauter hinzu, und sein Blick glänzte auf; dann aber fiel er in seine frühere Stille zurück, und indem er den Kopf schüttelte, flüsterte er: »Sie haben Recht.«

»Ich habe immer Recht!« sagte Herr Niedlich triumphierend. »Verlassen Sie Sich darauf, ich habe immer Recht, weil ich Welt und Menschen kenne und über die Weltverhältnisse nachdenke. Wenn ich das nicht thäte, so würde ich wahrscheinlich eben so wie Sie sagen müssen: Es ist nichts mit dem Stück! denn das Glück fliegt so wenig einem Menschen in den Mund, wie gebratene Tauben. Man muß nachdenken, man muß die Weltverhältnisse der achten, muß speculiren, wie man dem Glück eine Schlinge um den Hals wirft, und muß sich keine Mühe

verdrießen lassen, vorausgesetzt, daß man einsteht, es kann ein Vortheil daraus hervorgehen.«

»Ohne Vortheil kein Glück!« sagte Herzberg, indem er in die Flamme sah und lachte.

»Das versteht sich!« rief Herr Niedlich; »aber Sie können den Satz auch umkehren: Ohne Glück kein Vortheil! Es ist ein lumpiges Glück, wenn kein reeller Vortheil sch damit verbindet; wo dieser sich etwa nicht gleich zeigt, muß man ihn heraus zu locken wissen.«

Bei diesen letzten Worten zog Herr Niedlich auf seiner schmalen langen Stirn eine ganze Reihe dichter Falten zusammen, und spitzte den kleinen Mund zu einem überaus pfiffigen Lächeln.

»Sie sehen an meinem Beispiel, was Weltkenntniß nützt,« fuhr er fort. »Als mein Vater starb – er starb eine Woche hinter meiner Mutter her –, war ich ein junger Mensch von vierundzwanzig Jahren, jetzt bin ich dreißig alt. Mein Vater hatte mir einiges Vermögen und ein altes Haus hinterlassen, und nun kamen Vettern, Basen, und allerhand gute Freunde, die mir ihren guten Rath eintrichtern wollten. Ich sollte meines Vaters Geschäft weiter führen, mich in den Kram hinein setzen und eine Frau dazu nehmen. Mehr wie ein Dutzend brachten sie mir in Vorschlag. Was that ich? Ich lachte sie sämmtlich aus. Ich blieb in meiner Stellung, verkaufte die ganze Geschichte, vermiethte mein Haus, legte mein Geld gut an, machte Börden-Speculationen, handelte mit Einsicht und empfahl mich durch meine Bildung und Weltkenntniß so gut, daß ich Agent der Bank wurde, und das ist etwas, mein

guter Herzberg; ich sage Ihnen, das ist besser, wie die schönsten Quartette oder Symphonieen schreiben.«

Der Musiker sah ihn mit einem sonderbaren Ausdruck in seinen zuckenden Mundwinkeln an.

»Sie mögen es glauben oder nicht,« rief Herr Niedlich laut auflachend, »aber die ganze Kunst ist nichts werth, wenn ein Mensch dabei hungern soll! Es liegt jedoch nicht an der Kunst,« fuhr er fort, »auch die Kunst hat einen goldenen Boden, wenn man es nur versteht, den gehörig heraus zu klopfen, wie mein Nachbar Hartmann sagt. Die Künstler taugen nur nichts, weil es unpraktische, ungebildete Menschen sind; denn was helfen einem alle hohen Gedanken, alle hochpoetische Begeisterung, wenn kaum das trockene Brod dabei heraus kommt! Schneiden Sie keine Gesichter, Herzberg, als wäre die Cholera im Anzuge, hören Sie zu, was ich Ihnen sage. Ich sage, ein Künstler, der die richtige Bildung und Weltkenntniß besitzt, wird wissen, was er als Mensch zu thun hat und wozu er auf Erden ist. Wir sind übereingekommen, daß alle Menschen geboren sind, um glücklich zu werden; wenn sie es nicht werden, ist es einzig und allein ihre Schuld. Da nun die Künstler ebenfalls Menschen sind – das geben Sie doch zu?« fragte Herr Niedlich mit seinem pfiffigen Mundspitzen.

»Armselige Menschen!« antwortete der junge Musiker düster.

»Warten Sie ein Bischen, Sie kommen mir zuvor!« fiel Herr Niedlich ein. »Armselig ist eigentlich ein ganz unpassendes Wort, denn in Armuth selig sein, ist ein Widerspruch in sich selbst, ein completer Unsinn.«

»O, doch – doch!« sagte Herzberg hastig seine Hand aufhebend.

»Es ist nicht wahr!« rief Herr Niedlich energisch. »In Armuth kann kein vernünftiger Mensch selig werden. Reichthum, das ist die Sache, darin liegt Seligkeit; es ist gar nicht möglich, daß ein Reicher so recht ordentlich unglücklich sein kann. –« Herr Niedlich hielt inne und fuhr voll Selbstbewußtsein fort: »Ich fühle das, oder vielmehr ich weiß es gewiß; aber es ist höchst sonderbar, eigentlich einfältig, daß wir das Wort reichselig nicht in unserer Sprache haben.«

»Steht's nicht in der Bibel,« antwortete der Musiker, starr in das Feuer lächelnd, »daß kein Reicher das Himmelreich schauen soll?«

»Narrenspossen!« rief Herr Niedlich. »Das ist nichts wie eine Redensart, um derentwegen sich Niemand besinnen wird reich zu werden.«

»Das Himmelreich Gottes liegt in uns,« murmelte der junge Künstler.

»Seid glücklich und laßt es euch wohl gehen auf Erden, das steht in den zehn Geboten!« schrie Herr Niedlich dazwischen. »Besitzt Bildung und Weltkenntniß, damit ihr nicht Träumer und Thoren werdet, benehmt euch klug und weise, damit ihr nicht zu denen gehört, die dahin geworfen werden, wo da ist Heulen und Zähneklappern!

Sehen Sie, Herzberg, das ist meine biblische Unterhaltung, und jetzt frage ich Sie, wollen Sie ein vernünftiger Mensch werden, oder wollen Sie ein Kind bleiben? Wollen Sie vernünftig werden, so will ich Ihnen helfen, zu Bildung und Einsicht zu kommen, geben Sie mir Ihre Hand darauf.«

Mechanisch legte Herzberg seine feine, durchsichtige Hand in die kalten, schmalen Finger seines Gönners.

»Gut,« sagte Herr Niedlich, »wir werden sehen, wie Sie Sich machen. Vor allen Dingen müssen Sie praktisch werden; praktisch sein, das ist die Hauptsache, um glücklich zu werden. Ich habe Sie dem Präsidenten empfohlen, diese Empfehlung müssen Sie benutzen. Sie müssen heute noch hingehen und Sich entschuldigen, daß Sie gestern das Haus verlassen haben. Sagen Sie, weil Sie plötzlich krank geworden seien; glauben wird er es, denn Sie sehen darnach aus. Gehen Sie aber auch zu Fräulein Hedwig und bitten Sie um Verzeihung.«

Während Herr Niedlich diese guten Lehren ertheilte, senkte sich eine rothe Wolke von Schaam oder Furcht auf die Stirn des jungen Mannes, und seine Augen drückten ein Widerstreben aus, das seinem Beschützer nicht entging.

»Es kann Ihnen nichts geschenkt werden!« rief er, seinen langen Zeigefinger durch die Luft schlenkernd. »Wer sich eine Suppe einbrockt, muß sie auch aussessen! Bei richtiger Bildung ist indeß auch gar nichts dabei. Nur nicht verlegen, linkisch oder gestottert! Gehen Sie keck

ins Haus, machen Sie kein klägliches Gesicht, sondern lächeln Sie bescheiden, aber dreist; das Lächeln steht Ihnen überhaupt ganz gut, wenn Sie wollen. Dann verbeugen Sie Sich verbindlich, fragen nach dem Befinden des gnädigen Fräuleins, sagen irgend eine kleine Schmeichelei, erzählen eine Neuigkeit oder erfinden irgend etwas, was angenehm unterhält, und empfehlen Sich hochachtungsvoll. Auf diese Art hinterlassen Sie einen guten Eindruck, und wenn Sie fort sind, so sagt man von Ihnen: Ein liebenswürdiger junger Mann, sehr gebildet, sehr einnehmend; ein bescheidener, gescheidter Mensch, den man weiter empfehlen muß. Und so werden Sie empfohlen, von Dem zu Jenem; so kommen Sie in achtungswerthe, noble Familien, so öffnet sich Ihnen eine verdienstvolle Thätigkeit, die sich, wer weiß, wohin! versteigen kann. Alle Kunst ist nichts, wenn sie sich nicht geltend macht; mit allen Idealen kann man ins Tollhaus kommen. Wer in der Welt geachtet sein will, muß klug sein und seine Sache verstehen, Hahe ich Recht, oder habe ich nicht Recht?«

»Sie haben Recht,« sagte Herzberg.

»Das ist mir lieb, daß Sie es einsehen,« sagte Herr Niedlich zufrieden; »nun aber weiter. Mit wem ich umgehe, dessen Farbe trage ich. Sie kennen das Sprüchwort, Herzberg, also hüten Sie Sich, mit Menschen umzugehen, deren Umgang Sie herabwürdigt.«

Der Musiker richtete einen flammenden Blick auf seinen Gönner.

»Herabwürdigt!« wiederholte dieser; »denn bilden Sie Sich ein, daß noble Familien Ihnen Ihre Thüren öffnen werden, wenn es bekannt wird, daß Sie mit Handwerksburschen und ähnlichem Volke verkehren? Den Umgang müssen Sie also aufgeben, wenn Sie herauf und nicht immer tiefer heruntersteigen wollen. Einen Menschen, der Lehrer bei Handwerkern ist, bezahlt man so schlecht wie möglich und wenn er ein Gott an Talent und Geschicklichkeit wäre; wer dagegen reiche, noble Leute unterrichtet, kann fordern, was er Lust hat. Je mehr er nimmt, um so ausgezeichnete muß er sein, und wenn es auch Alles blauer Dunst wäre, Charlatanerie, wie man gebildeter Weise sagt, es thut gar nichts, im Gegentheil, es hilft. Habe ich Recht oder Unrecht?«

»Sie haben Recht!« antwortete Herzberg.

»Denn bei alledem,« fuhr Herr Niedlich fort, »sind die Charlatans die klugen Leute, und die, welche wirkliches Talent haben und es nicht anzuwenden wissen, sind Dummköpfe. Also abgemacht! Fort mit Ihren Handwerkern und deren Vereinen! Es ist überhaupt eine Thorheit, sich mit solchen Sachen einzulassen, wobei einem die Polizei leicht auf die Finger klopfen kann. Wer irgend Bildung und Weltkenntnisse besitzt, wird heut zu Tage nichts mit Vereinen zu thun haben wollen. Dem Gesellen da nebenan, Reinhold Stark oder wie er heißt, geben Sie den Laufpaß, kümmern Sie Sich nicht weiter um ihn.«

»Warum?« fragte der Musiker, als erwachte er aus einem Traume.

Herr Niedlich starrte ihn grimmig an. »Haben Sie denn geschlafen?« schrie er, seinen Schüler auf dem Wege zum Glück ärgerlich am Arme schüttelnd. »Was das eine gedankenlose Frage ist! Warum? Weil er Ihnen nichts nützen, sondern nur schaden kann, weil er kein Graf oder Geheimerrath, sondern ein Blechschmied ist und obenrein ein anmaßender, fataler Bursche mit einem Kopfe wie ein Elephant und einem heimtückischen, widerlichen Charakter.«

»Sie irren,« sagte Herzberg wärmer als gewöhnlich. »Reinhold ist ein sehr wackerer, verständiger Mensch, der von allen, die ihn kennen, hochgeachtet wird.«

»Wer sind denn die, die ihn hochachten?« sagte Herr Niedlich, indem er den Arm in die Seite stemmte. »Meinetwegen mag ihn hochachten, wer Lust hat, aber für Sie paßt es nicht, solche Antworten zu geben. Wer Bildung besitzt, kann sich in solcher Gesellschaft nicht wohl fühlen.«

»Aber Sie selbst besuchen oft Ihren Nachbar? Hartmann,« sagte der junge Mann, »und Herr von Trifels, er auch.«

»Unser Herr von Trifels ist eine Art neumodischer – Sonderling!« rief Herr Niedlich, indem er sich besann und seinen hohen Discant mäßigte. »Sie können Sich nicht mit ihm vergleichen. Er ist reich, also kann er sich herablassen, wie es ihm beliebt. Sie aber dürfen nur mit Personen umgehen, die Ihnen Vortheile bringen.«

Der Musiker, der sich so düsterer Gemüthsart und schweigsam gezeigt hatte, war jedoch jetzt nicht so leicht

einzuschüchtern, als es darauf ankam, ihn von seinen wahren Vortheilen zu überzeugen.

»Aber Sie,« fragte er mit einem Anfluge von Spott, »warum gehen Sie zu dem ungebildeten Blechschmied?«

Herr Niedlich wurde durch diesen Einwurf nicht eben in Verlegenheit gesetzt, aber er kämpfte einige Augenblicke mit sich selbst, welche Antwort er darauf geben sollte.

»Wenn Sie die nöthige Bildung und Weltkenntniß hätten, Herzberg,« sagte er dann, seine langen Hände reibend, »so würden Sie auf der Stelle wissen, warum ich dahin gehe; da Sie kurzsichtig sind, will ich Ihnen einige praktische Fingerzeige geben.«

»Sie habe ich ins Haus gebracht trotz alles Widerwillens des Alten, der Sie nicht leiden mag, obgleich Sie eine Art Vetter sind, weil ich wünschte, daß Marie Musik-Unterricht nehmen soll. Ich selbst besuche die Familie, eben weil es da eine junge Dame giebt die Marie heißt. Jetzt merken Sie etwas, he? jetzt geht Ihnen ein Licht auf!«

Herr Niedlich drehte seine schmale Gestalt dabei zierlich nach beiden Seiten, klopfte mit dem Finger an seine Stirn und lachte unmäßig, als er das stumme lange Anstarren des Musikers bemerkte, der ungläubig gegen das Licht ankämpfte, das ihm gekommen war.

»Sie,« sagte er endlich, »Sie wollten . . .« er hielt inne und schüttelte mit seinem schweren Lächeln das schwarze Haar.

»Ich will!« antwortete Herr Niedlich, stolz aufgerichtet, »freilich will ich, ganz gewiß will ich. Sie können Sich darauf verlassen.«

»Die Blechschmieds-Tochter,« murmelte der Künstler, indem er seine Blicke zwischen dem Feuer und dem Agenten theilte – »es ist komisch!«

»Komisch!« schrie Herr Niedlich, »es mag Ihnen so vorkommen, weil Sie noch immer im Dunkeln wandeln. Ich weiß, was ich thue, ich weiß immer, was ich thue, darauf verlassen Sie Sich. Ich kenne den Alten seit langer Zeit, weiß, was er gespart hat, und Marie hat keine Geschwister, merken Sie nun, wie die Sache steht? Wie ich hier baute, habe ich schon darnach gebaut, daß die alte Hütte nebenan niedergerissen wird und ein stattliches Haus mit meinem zusammen dann bildet. Es wird das schönste Haus in der ganzen Straße, dafür stehe ich Ihnen, und es soll sich rentiren, fünffach, sechsfach besser als jetzt. Es ist ein Jammer, wie es aussieht. Der Alte hat es billig gekauft, jetzt ist es dreimal mehr werth, sechsmal mehr, wenn man es versteht. Er läßt nichts anrühren. So wie ich aber verheirathet bin, will ich ihn ihn fassen; darauf verlassen Sie Sich, daß ich ihn fassen will.«

»Sie wollen also das Haus heirathen,« sagte Herzberg so verächtlich, daß Herr Niedlich in ein plötzliches Bedenken über seine Offenherzigkeit verfiel.

»Reden Sie nicht so sonderbar, ohne alle Bildung!« erwiderte er ernsthaft. »Es ist natürlich, daß ich bei einem so wichtigen Schritt alle Folgen bedenke, die sich damit verknüpfen. Wenn Sie jemals heirathen wollten, würden

Sie es eben so machen, und wenn Sie es nicht thäten – he,« rief Herr Niedlich, sich unterbrechend, »sagen Sie mir aufrichtig, Herzberg, haben Sie Sich schon einmal verliebt?«

Die dunkle Wolke senkte sich wiederum auf die Stirn des Musikers.

»Was meinen Sie – was meint Marie zu Ihrem Antrage?« stieß er heftig hervor.

Herr Niedlich war viel zu eitel, um nicht, wenn von ihm selbst die Rede war, sogleich darauf einzugehen.

»Noch meint sie gar nichts,« antwortete er, indem er sich vor den großen Spiegel stellte und wohlgefällig lächelte, »aber sie wird schon meinen, was ich meine, wenn es so weit ist. Die nöthige Bildung hat sie, Einsehen also auch; ich sage Ihnen, Herzberg, von der können Sie etwas lernen. Es ist göttlich, wie wir gestern Abends zusammen den Alten angeführt haben. Wie eine Taube so unschuldig und geduldig sah sie dabei aus.«

»Angeführt?« fragte der Musiker.

»Ja, so!« rief Herr Niedlich, indem er pffiffig den Mund spitzte und seine Augen schelmisch blinzelten, »herumgekriegt, wollte ich sagen. Hätte sie sich merken lassen, daß ihr viel daran gelegen sei, er hätte es nimmermehr erlaubt; so ließ sie mich den Alten breit schlagen, bis er nicht weiter konnte, ohne eine Miene zu verziehen. Und so wollen wir ihn schon immer weiter fassen, bis er nicht weiter kann,« fuhr er übermüthig nickend fort. »Die Mama ist meine Freundin, und ich bin Heinrich Niedlich, Agent der Staats-Bank, wohne hier im ersten Stock in

meinem Hause und habe ein zehn Zoll langes, vergoldetes Messingschild unten an meiner Thür. Das zieht, Herzberg, so etwas zieht!« rief er lachend, indem er die Schultern des theilnahmlosen Musikers schüttelte. »Madame Niedlich, Frau Agentin ist kein Spaß, und eine Lächerlichkeit, wenn der Alte sich einfallen lassen wollte, einen elenden, dickköpfigen Handwerker . . . «

Herr Niedlich ließ die Schultern seines geduldigen Zuhörers los und drehte sich um; denn er hörte, wie die Seitenthür auf dem Corridor geöffnet wurde, und sah einen Mann hereintreten, über dessen Anblick er sich außerordentlich wunderte, weil es kein Anderer war, als der Werkmeister seines Nachbars.

»I, sieh da! guten Morgen!« rief er, als der Arbeiter sich verbeugte und stehen blieb. »Ist es nicht Herr Stark? Guten Morgen, Herr Stark! Der Tausend, wo kommen Sie her?«

»Ich bitte um Verzeihung, Herr Niedlich,« erwiderte Reinhold mit seiner weichen klingenden Stimme, und die sanfte Freundlichkeit in seinem Gesicht verdoppelte sich, während er sprach. »Ich suche den Herrn Herzberg, um mit ihm etwas zu besprechen. Man hat mir gesagt, daß er bei Ihnen sei . . . «

»Wer hat es Ihnen gesagt?« fiel Herr Niedlich ein.

»Es thut wohl nichts zur Sache,« fuhr Reinhold fort. »Es hat ihn Jemand hier hinein gehen sehen. Inzwischen wartete ich lange, und da er nicht kommen wollte, nahm ich mir die Freiheit, zu fragen, ob er noch hier sei.«

»Und es war Keiner draußen, mein Bedienter nicht, die Haushälterin nicht?« fragte Herr Niedlich.

»Nein,« sagte der Arbeiter; »da ich aber hier sprechen hörte, so war ich so frei, hereinzutreten.«

»Künftig, mein lieber Herr Stark,« erwiderte Herr Niedlich, indem er sich verbeugte und lächelte, »werden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie draußen die Klingel ziehen und warten, im Fall ich wiederum die Ehre Ihres Besuches habe. Darf ich aber nicht wissen, was Sie mir meinem Freunde Herzberg« – Herr Niedlich betonte die letzten Worte besonders stark – »zu besprechen haben?«

»Es ist eigentlich kein Geheimniß,« erwiderte Reinhold, ohne Unwillen merken zu lassen, »allein mit Ihrer Erlaubniß werde ich darüber nur mit Herzberg sprechen.«

»So?« sagte Herr Niedlich, indem er den Arbeiter lächelnd und forschend betrachtete; »nun, wie Sie darüber denken, Herr Stark, ich bin sehr erfreut und danke Ihnen verbindlich und ganz unterthänigst.«

Diese Danksagung verwirrte den einfachen Mann. Er verbeugte sich und wußte nicht, was er sagen sollte; seine Blicke drückten die Frage aus, wofür Herr Niedlich sich bei ihm bedankte.

»Ich danke Ihnen zunächst für Ihren werthen Besuch,« fuhr Herr Niedlich mit vermehrter Herablassung fort, »ferner auch dafür, Sie so wohl zu sehen; endlich aber –

verzeihen Sie, daß es mir nicht gleich einfiel, gestern hörte ich davon – meine besten Glückwünsche zu Ihrem heutigen Geburtstage! Ich hoffe, Sie haben ihn glücklich begonnen und sind gehörig überrascht worden. Angebunden mit schönen Geschenken, wie? Mariechen hat Ihnen eine kostbare Ueberraschung bereitet, was? haha!«

Der schmale Kopf auf dem dünnen Halse des Herrn Niedlich zog sich zusammen, als wollte er einen Sprung machen, und seine schmalen Augen funkelten vor Lust, als er sah, welche Wirkung seine Glückwünsche hatten. Reinhold schien in großer Verlegenheit zu sein; sein blaßes Gefühl wurde roth bis unter das Haar, und während Herr Niedlich ihm die Hand schüttelte und ausgelassen lachte, versuchte er vergebens seine Unruhe zu verbergen.

»Nun, was ist es, was hat Ihnen Mariechen beschert?« rief Herr Niedlich. »Es muß etwas sein, was Sie gar nicht erwartet hatten.«

»Ich hatte auch nichts erwartet,« antwortete Reinhold sanftmüthig, »bin aber reicher bedacht worden, als ich denken konnte.«

»Der Zufriedene hat immer genug,« fiel Herr Niedlich ein, »doch allzu große Genügsamkeit ist auch schädlich. Sie sind ja der Vetter und Werkführer, ohne Sie könnte der Alte nichts Bedeutendes mehr anfangen. Ihre Thurmdeckung ist ein wahres Wunderwerk.«

»Es ist nichts, was eine andere Hand nicht auch ausführen könnte,« sagte Reinhold.

»Alle müßten Ihnen dankbar sein,« sagte Niedlich, eine Dampf Wolke über den Arbeiter blasend. »Hartmann müßte Ihnen das Geschäft übergeben, und Marie – ein allerliebstes Mädchen, nicht wahr? Getanzt hat sie gestern Abends wie eine kleine Fee, und so sah sie auch aus. Wir waren sämtlich vollständig vernarrt davon, der Präsident an der Spitze. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf! Aber wissen Sie, nach meiner Ueberzeugung müßte Marie . . . «

»Ich denke, wir lassen es, wie es ist,« unterbrach ihn der Arbeiter voller Unruhe, indem er nach dem Musiker hinsah und diesem zuwinkte.

»Wenn ich es wäre, oder wenn ich Sie wäre, Herr Stark,« schrie Herr Niedlich, indem er ihn am Arme fest hielt – »wissen Sie, was ich thäte?«

»Ich weiß es nicht,« sagte Reinhold, »aber ich möchte es auch nicht wissen, lieber Herr, denn ich muß fort. Wenn es Ihnen also gefällig wäre . . . «

»Laß uns gehen!« sagte der Musiker, indem er plötzlich zwischen Beide trat.

»Was das für ein ungestümer Mensch ist!« schrie Herr Niedlich. »So ein sogenannter Künstler fällt gewöhnlich aus den Wolken auf anderer Leute Füße. Leben Sie wohl, Herr Stark! erfreuen Sie Sich Ihres Geburtstages und grüßen Sie meine kleine schöne Freundin. Lassen Sie Sich Ihr Geschenk gut bekommen und genießen Sie es mit Gesundheit! Sie aber, Herzberg, handeln Sie nach unserer Verabredung; gehen Sie ja heute noch zu . . . «

Hier unterbrach ein starker Zug an der Klingel die Rede des Herrn Niedlich, und da er die beiden eiligen und schweigenden jungen Männer unter vielen Verbeugungen bis an den Corridor begleitet hatte, erkannte er durch die Glasthür die hohe Gestalt Eduard's von Trifels.

»Der Herr Assessor, so wahr ich lebe!« rief er erstaunt, indem er an die Feder drückte, durch welche die Thür aufsprang.

Trifels trat herein, der Musiker und dessen Begleiter standen ihm zunächst, um sich zu entfernen; ohne dies aber zuzulassen, nahm er ihre Hände und führte sie wieder in das Zimmer zurück.

»Erwünschtes Zusammentreffen!« rief er aus; »Sie dürfen nicht fort, meine Freunde, ohne mir Glück zu wünschen. Rathen Sie, was ich meine! Sie haben es errathen, Herr Niedlich, ich sehe es Ihnen an.«

»Hochzeit! Hochzeit! Hurrah!« schrie Herr Niedlich im hohen Discant, seine Troddelmütze abreißend und sein kurz geschorenes Haupt so hoch wie möglich in die Luft streckend, indem er sich auf die Zehen stellte.

»Amor kann es nicht niedlicher machen!« lachte Trifels. »Aber, bester Herr Niedlich, Sie haben Recht. Hochzeit soll sein, ehe dreimal der Vollmond wiederkehrt. Herzberg muß die Cantate dichten und componiren, Niedlich erfindet und tanzt den Fackeltanz, und unser wackerer Reinhold – für ihn habe ich eine besondere Aufgabe.«

»Also Alles richtig fragte Herr Niedlich, seine langen, schmalen Hände zusammenreibend, »Alles abgemacht, man kann wirklich gratuliren?!«

»Danke! danke!« sagte Trifel, »und, meine Freunde, machen Sie es alle so schnell wie möglich mir nach, vor Allen Sie, Reinhold.«

»Es ist doch – verzeihen Sie meine Unbescheidenheit – es ist doch das Fräulein Tochter des Herrn Präsidenten?« fragte Reinhold, rasch einfallend.

»Hedwig ist es, meine Hedwig!« antwortete der Assessor; »Sie kennen sie ja, eine Andere kann es nicht sein. Ich kann den Namen schon seit langer Zeit nicht mehr aussprechen, ohne alle Glocken in meinem Herzen dabei läuten zu hören. Giebt es noch einen melodischeren Namen, Herzberg? Sie müssen das verstehen, als Dichter und Musiker. Liebling der Götter! was murmeln Sie da und zucken mit den Lippen?«

Der blasse Künstler heftete seine großen dunkeln Augen auf den glücklichen Bräutigam; aber um seinen Mund spielte ein weiches Lächeln, das endlich sich in einige rauh hervorgestoßene Worte auflös'te.

»Kein schönerer Name,« sagte er, »wirklich kein schönerer Name. Ich weiß keinen!«

»Das will ich Hedwig wieder sagen,« antwortete Trifels, »sie wird Ihnen für diese Huldigung danken. Doch Sie, Reinhold, Sie denken anders darüber. Marie klingt besser, weicher, wärmer! Was meinen Sie?«

»Ich meine,« sagte Reinhold mit seiner sanften Stimme und einem bittenden Blicke, den Trifels nicht verstand,

»daß der Name derjenigen, die uns lieb ist, uns immer zumeist gefallen wird.«

»Sehr wahr!« schrie Herr Niedlich. »Wenn meine Geliebte Trine oder Pine hieße, ich würde die reizendste Melodie darin finden; allein Marie ist ein zärtlicher Name und dabei ein heiliger.«

»Merken Sie Sich das, Freund Stark!« sagte der Assessor, »und das war es, was Ich Ihnen vorher mittheilen wollte. Richten Sie es so ein, daß binnen drei Monaten, wenn ich mit meiner Hedwig Hochzeit halte, Sie mit einer gewissen Marie . . .

»Ich weiß schon, ich weiß!« fiel Reinhold, ihn unterbrechend und so ungewöhnlich heftig ein, daß Trifels zu sprechen aufhörte. »Gott gebe Ihnen alles Glück, lieber Herr, und Segen für Sie und Ihre Braut! Ich habe mein Tagewerk zu schaffen, die Krone soll heute auf dem Thurm festgemacht werden, so muß ich denn gehen und wünsche nochmals viel Glück.«

Je länger er sprach, desto ruhiger wurde er, bis das sanfte Lächeln wieder in sein Gesicht trat und seine Stimme mild klang.

Trifels hatte ihn scharf beobachtet, dann wandte er sich zu dem Agenten, der pfiffig lächelte und den Mund spitzte.

»Ich kam zu Ihnen, Herr Niedlich,« sagte er, »eigentlich auf den Wunsch des Präsidenten, der mich ersucht, Sie zu benachrichtigen, daß er Sie sogleich zu sprechen wünsche.«

»Auf der Stelle!« rief Herr Niedlich dienstfertig; »aber wollen Sie nicht noch einige Minuten verweilen? Nehmen Sie eine Cigarre, ich kann sie empfehlen. Wir wollen noch ein wenig plaudern,« flüsterte er im vertraulichen Tone; »ich muß hören, wie es bei Ihrer Erklärung zugegangen ist.«

»Damit, theuerster Herr Niedlich,« antwortete der Assessor vornehm lächelnd, »kann ich Ihnen vor der Hand nicht aufwarten. – Kommen Sie, Reinhold, ich gebe mit Ihnen – Sie wohnen hier sehr gut, Herr Niedlich; in jedem Zimmer eine Uhr.«

»Daher weiß ich auch immer, was die Glocke geschlagen hat!« versetzte Herr Niedlich, indem er überaus pfiffig grins'te und lachte. »Wollen Sie meine Gemälde sehen, Herr von Trifels? Hier nebenan, treten Sie hinein.«

»Ein ander Mal,« erwiederte Trifels. »Stark hat keine Zeit zum Warten. Guten Morgen, Herr Niedlich, eilen Sie rasch zum Präsidenten, er hat Aufträge für Sie.«

Mit kühlem Gruße ging er hinaus, und einige Hochzeitsscherze und gute Wünsche, welche der Agent beim Abschiede noch zum Besten gab, indem er ihn bis an die Treppe begleitete, hatten keinen Erfolg; denn die glückliche Stimmung, in welcher der Assessor gekommen war, schien ihn plötzlich verlassen zu haben. Er nickte kaum, als Herr Niedlich sich über das Geländer mehrmals verbeugte, steckte aber seine Hand in den Arm des Werkführers und ging mit diesem leise und eindringlich sprechend die Stufen hinab.

Herr Niedlich schlug die Thür ins Schloß, öffnete sie aber sogleich wieder, steckte seinen Kopf durch den Spalt und horchte. Er hörte Anfangs nichts als die Schritte der Fortgehenden, plötzlich jedoch ließ sich die kräftige, tiefe Stimme des Herrn von Trifels hören.

»Was sagen Sie, Reinhold? Sie will nicht! Warum nicht?«

Was der Werkführer antwortete, konnte Herr Niedlich nicht verstehen; allein er mußte entschuldigend oder veröhnlich gesprochen haben, denn Trifels sagte lebhaft:

»Ich würde an Ihrer Stelle anders urtheilen, ja, ich möchte sagen: Sie sind zu gut für solchen Leichtsinn. Soll ich mit ihr sprechen?«

»Nein, nein!« sagte Reinhold bittend, »es würde ihr wehe thun.«

»Sie haben Recht,« erwiederte Trifels, »ein Dritter muß sich nicht in solche Sachen mischen. Lassen Sie uns gehen, wir müssen ein Mittel finden, ihr den Kopf zurechtzusetzen.«

Leise schlich Herr Niedlich zurück, schloß die Thür und hüpfte in sein Zimmer bis vor den Spiegel, wo er ein lang anhaltendes Gelächter anschlug.

»Sie will nicht!« rief er, indem er sich verbeugte und seine Troddelmütze schief setzte. »Sie will den Büffel mit dem viereckigen Kopf nicht nehmen?! Schrecklich! entsetzlich! fürchterlich! haha! Warum will sie ihn nicht? Was ist die Ursache? Sollte es vielleicht ein schlanker,

liebenswürdiger junger Mann sein, der in ihrer Nachbarschaft wohnt und auf den Namen Heinrich hört? – Wahrhaftig, ihr Geschmack ist nicht zu tadeln, durchaus nicht zu tadeln! Mein liebes Mariechen,« sagte er mit süßer Stimme, »Sie sollen erhört werden, ich schwöre es Ihnen zu, ich will diese treue Anhänglichkeit belohnen! Gedulden Sie Sich nur noch kurze Zeit, und Sie sollen in seinen Armen liegen, in diesen Armen, an diesem Herzen, wo es sich wonnig ruhen läßt.«

Mit dieser Betheuerung warf Herr Niedlich den türkischen Schlafrock ab und schickte sich an, vor dem Präsidenten zu erscheinen.

VIERTES CAPITEL.

Meister Hartmann hatte seinen Platz im Lehnstuhl eingenommen. Die Messing-Lampe brannte wieder auf dem Tische, und jenseits saß die Frau Meisterin fleißig arbeitend, wie am Abend vorher; aber statt der frohen Hoffnungen waren Unmuth und Aerger in den Gesichtern der beiden alten Leute, und statt des gutmüthigen Lachens brummte der alte Mann dann und wann ein halb unterdrücktes Scheltwort vor sich hin, das den Gang seiner Gedanken anzeigte. Die Frau Meisterin preßte ihre Lippen noch fester aufeinander, riß die Nadel heftig in die Höhe und kehrte die blitzende Spitze wie eine Lanze gegen Ihren zürnenden Gatten, als wollte sie ihm den Mund zusammennähen. Die Ecke aber, an welcher Marie zu sitzen pflegte, war leer, und jene Ecke ihr gegenüber, die Reinhold Abends einnahm, um die hübsche Muhme recht in

der Nähe anzuschauen und mit geheimer Lust jeden Blick aufzufangen, – auch sie war verödet.

Der Meister rauchte aus seiner langen Pfeife, allein es schmeckte ihm nicht. Er lehnte sie von sich an den Stuhlwinkel, schlug die Arme über einander und starrte finster vor sich hin, bis endlich, wie es im immer ging, sein Groll sich mit der Wehmuth vermischte, die aus dem bedrückten Gemüth überwältigend aufstieg.

»Es ist nicht gut, wenn man alt wird,« sagte er vor sich hin, »es ist nicht gut!«

Die Frau Meisterin ließ eine Minute vergehen – sie wußte, wie es in seinem Herzen stand. Er konnte es nicht aushalten, seinen Kummer und Zorn allein zu tragen. Darauf hob sie den Kopf in die Höhe und antwortete gelassen; »Warum soll es nicht gut sein, wenn Gott Gesundheit und Kräfte schenkt?«

»Man erlebt zu viel, und es wird immer schwerer zu tragen,« fuhr er langsam fort.

»Es läßt sich aber mancher eine Last auf, wo er's nicht nöthig hätte,« erwiderte sie, weiter nährend.

»Es ist sonderbar!« sagte er kopfschüttelnd. »Die einem zunächst in der Welt stehen, von denen kommt auch der nächste Jammer. Die es uns danken sollten mit ihrem Herzblut, die machen uns Haar und Herzen weiß.«

»Man muß ich nicht versündigen,« murmelte die Meisterin, ohne aufzublicken.

Die Antworten folgten sich in Zwischenräumen, und jetzt trat ein längerer ein, den der alte Mann endlich dadurch unterbrach, daß er eine Bewegung nach seinem

Köpfe machte, die schwarze Kappe umdrehte und lebhafter ausrief:

»Das ist ein schöner Geburtstag, ich werde an ihn denken!«

»Ich auch,« erwiderte sie.

»Da sitzen wir Beide allein,« fuhr er fort, »statt daß die Gläser klingen sollten.«

»Wer ist denn schuld daran?« fragte sie. »Das Kind sitzt hinten in der Kammer, es wagt sich nicht vor Deine Augen. Du bist so grob und hitzig gewesen, ein Wilder kann nicht anders sein. Mit Fluchen und Schreien schafft man keine Liebe.«

»Was ich will, ist gut und ihr Bestes!« warf der Meister dazwischen.

»So thu's, wenn Du es denkst,« gab sie ihm zurück, »aber hebe Deine Hand nicht gegen sie auf. Was hat sie Dir denn gesagt, als Du heute früh ihr Deinen Reinhold aufzwingen wolltest? Vater, hat sie gesagt, wenn es Dein Befehl ist, so werde ich gehorchen, denn ich bin Dein Kind, und wenn Reinhold damit zufrieden sein will, so mag es geschehen.«

»O!« sagte der alte Mann, »damit war nichts gethan, denn Reinhold wird nimmer eine Frau nehmen, die ihm solche Worte spricht, das wußte sie, und ich ... ich ...« er hielt inne und faßte nach der Mütze – »mich kennt sie auch.«

Es war, als hätte die Frau Meisterin große Lust gehabt, die Lippen zu einem beistimmenden Lachen zu verziehen; sie unterdrückte diese Anwandlung jedoch, antwortete aber schneller als vorher:

»Du willst keinen Menschen zwingen, nach Deinem Willen zu thun, Alle sollen freiwillig folgen.«

»Ja Frau, ja!« rief Hartmann energisch, »das ist es. Was ich einsehe, denke ich mir, müssen alle Menschen einsehen, denn ich will niemals das Unrechte!«

»Aber ein Jeder kann sich doch irren,« fiel sie ein, »und jeder Mensch hat sein besonderes Einsehen und seinen eigenen Willen.«

»Ich kann mich auch irren,« antwortete er demüthig, »und wo ich es merke, bin ich immer da, um es zu gestehen. Doch hier, bei dieser Sache, steh' ich fest, denn es ist kein Irrthum möglich. In der ganzen Welt ist keiner, der so für das Mädchen passen thäte, als Reinhold, und es ist nicht etwa darum allein, weil er vom Handwerk ist, es paßt sich Alles zusammen, als wär's von Gott dazu bestimmt.«

»Es muß doch nicht so sein,« erwiederte sie, »sonst würde es sich fügen.«

»Habe gearbeitet nun hier in die dreißig Jahre,« fuhr er fort, »habe gesorgt und gespart und an die Hand gedacht, die mein Werk weiter führen soll; auch an die Zeit gedacht, wo der alte Meister im Hause beihergehen, wo wir oben wohnen würden und die jungen Leute unten. Und wie hat es Gott gefügt in seinen Gnaden! Keine bessere Hand, wie Reinhold's Hand, kein Mann, auf den ich

stolzer wäre; so brav, daß ihn Jederman lieb haben muß, kein untreu Haar an ihm: das Leben würde er hin für das Mädchen!«

Er schwieg eine Weile still von dem Schmerz seiner zerstörten Hoffnungen überwältigt, sagte dann leiser:

»Und wie es Alles weiter gepaßt hätte! Der Herr von Trifels heirathet, da wurde uns die Wohnung oben frei, wir konnten hinaufziehen. Ich seh's kommen, daß Reinhold davongeht, um es nicht länger anzusehen, und wo soll's hinaus mit meinen alten Tagen, wie soll's enden?!«

Die Meisterin ließ den Klageruf still verhallen, dann kam sie mit ihrer Tröstung.

»Ich sagt' es ja,« fing sie an, »Dir soll Alles nach Deinem Willen gehen, und wenn's nicht geschieht, glaubst Du, das Unglück sei da. Gott lenkt die Herzen; was er nicht will, daß sich finden soll, davon muß man abstehen. Wenn's sich so gemacht hätte, daß Marie und Reinhold ein Paar würden, ich hätte auch meine Freude daran gehabt.«

»Du?« fragte der Meister.

»Ja, ich,« sagte sie unerschrocken, »aber wenn ein Mädchen keine Neigung zu einem Manne hat, dann kann man doch nicht auf sie eindringen, weil's absolut ein Blechschmied sein soll.«

»Eine Prinzessin muß allemal wieder einen Prinzen heirathen,« fiel der Meister ein. »Keiner fragt sie, ob sie Neigung dazu hat oder nicht. Es wird ihr gesagt: den heirathest Du, das paßt für Dich, und damit gut. Es ist dummes Zeug mit allen Neigungen.«

»So, meinst Du?« rief sie erbittert. »Meinst Du, ich hätte Dich je genommen, wenn eben nicht die Neigung in mir gewesen wäre?«

»Es war auch ein ander Ding mit uns,« fiel er begütigend ein, »wir hatten Beide wenig zum Anfang.«

»Also darum willst Du es thun?« fuhr sie fort; »um die Werkstatt, um das Geschäft soll das Kind verkauft werden? Hochmuth straft Gott, Christian! Hochmuth staft Gott!«

Der alte Mann gerieth in Verlegenheit. Der Vorwurf des Hochmuthes griff in sein Gewissen, und je mehr er sich dagegen sträubte und ihn abwehren wollte, mit schlichter Ehrlichkeit auf seine gute Ueberzeugung pochte, um so mehr fühlte er, daß doch nicht Alles daran richtig und recht sei.

»Ich habe das Mädchen niemals zwingen wollen,« sagte er, »und will es auch jetzt nicht.«

»Das sagst Du,« antwortete sie, »aber Du tobst und schiltst wie ein Besessener. Reinhold ist fortgelaufen, und Marie sitzt und weint.«

Der Meister senkte den Kopf, leise seufzend. Sie beobachtete ihn und verfolgte ihren Sieg.

»Was nicht ist, ist nicht,« begann sie, »man muß nicht halsstarrig an seinen Wünschen hangen. Lieber Gott! muß man denn gerade in der Art glücklich werden, wie man es denkt? Kann denn nicht Marie Einen nehmen, den sie liebt und der auch ein Mann ist, auf den wir stolz sein können? Und müssen wir denn bis an unser Ende

hier klopfen und hämmern? Können wir nicht das Haus verkaufen und unsere alten Tage in Ruhe verleben?«

»Was?!« schrie der alte Mann auf, und sein ganzer Kopf wurde roth bei dem schrecklichen Gedanken, Haus und Arbeit zu verlassen. Instinctmäßig folgte er seinem Mißtrauen, das ihm plötzlich denjenigen zeigte, von welchem seiner Frau diese Einflüsterungen nur gekommen sein konnten, und indem er drohend die Faust ballte und auf den Tisch schlug, sagte er grollend: »Nun und nimmermehr!« Aus dem alten Hause hier trägt man mich fort, eher verlasse ich es nicht, und wenn der Hasenfuß, der Niedlich, etwa – o Element! wenn ich daran denke, wenn der speculirt! – Ich sag' es Dir, Liesbeth, ich sag' es Dir – das Mädchen zwingen ich nicht, denn es ist aus. Reinhold kann es nicht thun und wird's nicht thun. Aber kommt mir der luftige Kerl, der wie ein Schatten, wie ein Windspiel aussieht, in die Quer, so blase ich ihn fort, zum Hause hinaus!«

»Wir wollen nicht weiter davon reden,« sagte sie.

»Gut, wir wollen nicht weiter davon reden; aber sprich mit ihr, thu's ihr zu wissen. Ich sage nichts mehr, verflucht aber ...«

»Still!« fiel sie ein, »ein vernünftiger Mann soll nichts verschwören.«

Indem sie das sagte, stand sie auf und griff nach der Lampe, denn draußen ließ sich die Hausglocke hören.

Der Meister verstand ihre Absicht wohl, jetzt Jeden abzuweisen und ganz besonders Herrn Niedlich vor jeder

Annäherung zu warnen, und ein grimmiges Lachen, verbunden mit einem Gefühl innerer Genugthuung, überkam ihn. Noch ehe jedoch die Frau Meisterin mit der Lampe die Thür erreichte, wurde an dieser geklopft, und unwillig sprang der alte Mann auf seine Beine, riß die Kappe von einem Ohr zum anderen und schrie in drohendem, rauhem Tone:

»Kann man bis in die Nacht hinein in seinen vier Pfählen nicht einmal Ruhe haben?!« wobei er sich umdrehte und auf die Kammer zuschritt, um sich zu entfernen.

Er hatte jedoch kaum einige Schritte gethan, als er von der Stimme, welche hinter ihm sich hören ließ, so überrascht wurde, daß er nicht allein stehen blieb, sondern seine Mütze rasch abnahm und voller Verwirrung sich verbeugte; denn ohne Zweifel war es der Präsident von Landau, der eben hereintrat und ihn anrief.

»Bleiden Sie, mein lieber alter Freund,« sagte der vornehme Gast, »denn wenn ich irgend stören sollte, komme ich morgen wieder.«

»Ich konnte es nicht denken,« stotterte der Meister, »nehmen Sie es nicht für ungut, so am Abend spät . . .«

Der Präsident kam ihm zu Hilfe.

»Daß ich Ihnen noch ins Haus fallen würde; das ist freilich unrecht, Sie haben Ihre Plagen, lieber Hartmann, wollen Sie nicht auch Abends belästigen lassen. Ich kenne das aus meinem eigenen Leben, das seine Mühen und Geschäfte hat; aber eben deßwegen komme ich so spät und will Sie nicht lange in Anspruch nehmen.«

»Es ist eine große Ihre für uns!« rief die Meisterin, die inzwischen einen Stuhl mit der Schürze sauber abgewischt hatte und ihn herbeitrug. »Nehmen Sie doch Platz, gnädigster Herr Präsident, und wenn's auch nur ein Augenblickchen wäre. Sie nähmen uns ja die Ruhe mit, wenn Sie es abschlagen wollten.«

Auf diese verbindliche Einladung neigte sich der Präsident freundlich zu ihr und bot ihr die Hand. »Ich danke Ihnen, meine liebe Madame,« sagte er, »und thue es gern, wenn ich wirklich nicht störe.«

»Gewiß nicht!« antwortete die Frau Meisterin mit wiederholten Knixen es, »könnte uns gar nichts Angenehmeres geschehen.«

»Und Sie befinden Sich doch recht wohl?« fuhr Herr von Landau fort, »doch darnach darf man nicht fragen. Sie sehen so munter aus und sind so rasch – wir kennen uns doch schon ein gutes Weilchen, aber Sie bleiben jung, liebe Frau Nachbarin.«

»Es läßt sich halten, gnädigster Herr Präsident,« antwortete sie in bester Laune. »Die alten Füße wollen nicht mehr recht fort und die Augen dazu.«

»Wir werden alle alt,« fiel der Meister ein, indem er einen Blick nach seinem Gaste that.

»Man muß jung im Herzen bleiben!« sagte der Präsident lächelnd.

»Es merkt sich an den Kindern, daß die Jahre kommen,« meinte die Frau Meisterin.

»Da bringen Sie mich auf den Hauptpunkt meines Besuches,« sagte Herr von Landau. »Ich bin gekommen, um

Ihnen herzlich für die Freude zu danken, welche Sie mir und meiner ganzen Familie bereitet haben. Ihr Fräulein Tochter – wo ist sie denn? Nicht zu Hause?»

»Im Augenblick – nicht bei Wege, gnädigster Herr Präsident,« antwortete sie.

»So lassen Sie mich zunächst Ihnen Beiden meinen Dank aussprechen, daß Sie uns Gelegenheit gaben, Fräulein Marie kennen und schätzen zu lernen.«

»Wenn es Ihnen recht gewesen ist, thut's mich auch freuen,« sagte der Meister, der seine unbehaglichen Empfindungen nicht überwinden konnte.

»Nichts konnte uns lieber sein,« erwiderte der vornehme Herr. »Sie besitzen einen großen Schatz, mein alter Freund! einen Schatz, um den Sie zu beneiden sind.«

»Mein bester Herr Präsident!« rief die geschmeichelte Mutter, »es ist unser einziges Kind, wir haben gethan, was wir vermochten.«

»Sehr recht,« sagte Herr von Landau. »Erziehung und Bildung sind die einzigen, dauernden und sicheren Güter, welche wir unseren Kindern Hinterlassen können. Sie wissen wohl, daß meine Tochter sich heute verlobt hat?«

»Ich hab's gehört und wünsche viel Glück und Segen!« antwortete Hartmann. »Ein besseres Theil hätte ihr nicht zufallen können; ich kann's wohl sagen, da der Herr Bräutigam so lange bei mir wohnt.«

»Sie loben ihn also?« fragte Herr von Landau, verbindlich ihm zunickend.

»Wie es sein muß,« erwiderte er. »Der ist nicht so wie andere junge Herren seiner Art. Da ist ein Kern vorhanden, Herr Präsident, wie im besten Kreuzblech; wo man es anfassen mag, man fühlt's, was man in der Hand hat.«

»Das ist mir lieb, sehr lieb zu hören!« rief Herr von Landau. »Im häuslichen Umgange läßt sich jeder Mensch am besten beobachten, in Gesellschaft zieht man sein bestes Kleid an.«

Er brach davon ab, um mit dem Meister über seine Geschäfte zu sprechen und eröffnete ihm dabei Aussichten auf Arbeiten, welche er ihm zu übergeben gedachte. Die Bank ließ große Speicher hauen, welche Zinkdächer erhalten sollten; es sollten dazu Kostenanschläge gemacht werden; der Präsident forderte ihn auf, nähere Einsicht zu nehmen und die Veranschlagungen dann einzureichen.

Ein solches unerwartetes Entgegenkommen erweckte natürlich Dankbarkeit. Des Meisters Gesicht erheiterte sich bei der Aussicht auf große Arbeit und redlichen Gewinn mit weit größerer Redseligkeit als bisher beantwortete er die Fragen seines Gastes, und erzählte ihm vertraulicher mancherlei über sich, sein häusliches und werkliches Leben und über seine Familie.

Es konnte nicht fehlen, daß dabei auch von Reinhold die Rede war, dessen Geschicklichkeit und wackeres Wesen von seinen Verwandten hoch gepriesen wurde. Der alte Mann that es aber jetzt mit besonderer Lust, weil seine Frau zuhören mußte und weil er das Gefühl hatte, daß sie innerlich gar nicht damit zufrieden sei. Lange

Zeit hörte Herr von Landau beistimmend zu, indem er selbst dann und wann etwas Allgemeines sagte, was den Meister beglückt wünschte, einen so ausgezeichneten Arbeiter und Beistand zu besitzen; endlich aber, nachdem er genug beobachtet hatte, fing er an, dem Gespräch eine bestimmte Wendung zu geben.

»Ich kann mir denken,« sagte er lächelnd, »daß Sie wünschen müssen, den vortrefflichen Reinhold für immer bei Sich zu behalten, und – ich will nicht unbescheiden sein, mein alter Freund – es liegt jedoch nahe – Ihre Tochter Marie! Was? Haben Sie keine Plane damit? Paßt es noch nicht mit den jungen Leuten?«

Hartmann war plötzlich aus seiner freundlichen Stimmung herausgerissen. Was er halb vergessen hatte, trat wieder in den Vordergrund seiner Gedanken; die dicke Falte auf seiner Stirn schwoll auf, mürrisch und mißtrauisch zugleich blickte er seinen hohen Gast an und dann vor sich nieder.

»Nun?« fuhr dieser freundlich fort; »ich merke schon, daß ich unbewußt eine wunde Stelle getroffen habe, wie dies zuweilen geschieht. Wir wollen davon schweigen.«

Trotz dieser Aufforderung sagte der Meister aber dennoch, weil es ihm noth that, eine Antwort zu geben:

»Sie paßten sich wohl, ich wüßte kaum, wer sich besser passen sollte; aber das Mädchen hat den Hochmuths-Teufel im Kopf, und Gott vergeb's der, die ihn dahin gebracht hat.«

Bei diesen letzten Worten blickte er seine Frau an, welche jedoch nicht geneigt war, dergleichen vor einem Fremden ruhig hinzunehmen.

»Es ist ein Elend!« rief sie, die Hände zusammenfaltend, »wenn ein Mann, der sonst ein guter Mann in allen Dingen ist, wie man es nicht anders sagen kann, eine Sache justement so haben will, wie er es sich ausgedacht hat. Wenn's wäre, in Gottes Namen möchte es sein; aber wenn's nicht so ist, muß man doch nicht sein Kind lästern, daß die Leute glauben müssen, es sei verdorben bis in die Seele hinein.«

Der Meister stützte trotzig schweigend den Kopf in die Hand; der Präsident aber winkte der aufgeregten Frau zu und sagte begütigend:

»Seien Sie unbesorgt, so meint es der Vater nicht, und so verstehe ich es auch nicht. Ich habe Fräulein Marie kennen gelernt und hoffe sie noch besser kennen zu lernen. Mein lieber alter Freund, man muß das menschliche Herz nicht wie ein Rechenexempel betrachten, das, mit richtigen Zahlen richtig zusammen gezählt, auch eine richtige Schlußsumme giebt. Wie auch jeder einzelne Factor richtig sein mag, das Ganze kommt vielleicht dennoch verkehrt und falsch heraus. Reinhold ist gewiß ein vortrefflicher Mensch, mit Eigenschaften, die tausend Mädchen gefallen können; alle seine Verhältnisse passen, er kann die Werkstatt übernehmen, kann Ihre Geschäfte weiter führen aber – Marie fühlt keine Netzung für ihn.«

»Das ist es ja, was ich sage, bester Herr Präsident!« rief die Meisterin triumphirend. »Sie sitzt und weint sich die Augen aus.«

»Dann hilft es Alles nichts,« fuhr Herr von Landau fort, »das würde auf jeden Fall eine unglückliche Ehe werden, und seiner Tochter Unglück wird kein Vater wollen, der diesen Namen verdient. Sagen Sie mir nicht, Reinhold liebt sie, er wird sie auf Händen tragen, wird Alles thun, um ihre Liebe zu erwerben,« fügte er hastiger hinzu und faßte des Meisters Arm, der sich zum Antworten anschickte – »was kann aus solcher Ehe werden, die mit dem heftigsten Widerwillen des einen Theiles geschlossen wurde? Gewöhnlich wird der Mann ebenfalls unglücklich. Er wird von der Frau tyrannisirt oder tyrannisirt diese, sucht sein Glück außer dem Hause, da er es drinnen nicht findet, und aller Wohlstand, alle Ordnung gehen zu Grunde.«

»Sol man denn seine Kinder sich über den Kopf wachsen lassen, ihnen den Willen thun?« sagte der alte Mann zornig.

»Davon ist nicht die Rede,« antwortete der Präsident. »Aber eben so wohl, wie man ein Kind wo möglich hindern muß, eine leichtsinnige, unpassende Ehe zu schließen, eben so wohl muß man es niemals überreden oder nöthigen wollen, einen Mann zu nehmen, wenn es auch der allervortrefflichste ist, für den es keine Neigung hat.«

»Ach, wie wahr, wie richtig Sie die Sache beurtheilen, gnädigster Herr Präsident!« rief die Meisterin, von Dankbarkeit erfüllt.

»Es ist Unsinn mit den Neigungen!« murmelte Hartmann, weil er es nicht ganz laut mehr zu sagen wagte.

»Glauben Sie das nicht, lieber Freund,« endete Herr von Landau belehrend. »Neigungen wie Abneigungen sind ein Geheimniß, das noch Niemand erforscht hat. Weder Jugend noch Schönheit, noch Reichthum oder Macht können zuweilen ein Mädchen gewinnen, das ihre Neigung vielleicht einem Manne geschenkt hat, der nichts von allem dem besitzt.«

»Es ist wahr!« grollte der alte Meister, die Kappe unwillig herumwerfend, »sie hängen sich lieber an Windbeutel und Narren, der ehrliche Mann behagt Ihnen nicht.«

»Wer wird so übel von den Frauen denken!« lächelte Herr von Landau, »obenein, wenn man selbst eine so gute Frau hat! Nein, mein alter Freund, kluge, verständige Mädchen wissen, was sie wollen, wählen mit Einsicht und lassen sich nicht vom Schein blenden. Ihre Tochter aber ist, wenn mich nicht Alles täuscht, vorsichtig und von klarem Verstande, sie wird Ihnen keinen Narren ins Haus bringen. Ich halte sie für viel zu begabt, um ihr nicht ein feines Urtheil zuzutrauen.«

Während Herr von Landau sprach, bemerkte er recht gut, daß der weiße Vorhang, welcher das Fenster in der Kammerthür umhüllte, sich leise nach einer Seite bewegte; aber er schien es nicht weiter zu beachten.

»Ich will nur noch einige Worte hinzufügen, ehe ich Sie verlasse,« sagte er, »und denke, Sie werden mir nicht Unrecht geben. Sie haben an Ihre Tochter etwas gewandt, haben sie unterrichten, sie Manches lernen lassen.«

»Das ist gewiß,« fiel die Mutter redselig ein, »schreiben kann Sie besser wie viele Männer, und rechnen eben so gut.«

»Sie spricht auch vortrefflich,« fuhr der Präsident fort, »hat Vieles gelesen, und da sehe ich ein Clavier stehen, also versteht sie auch diese Kunst. Ihre Tochter besitzt somit Bildung, und ein ganz natürliches und richtiges Gefühl sagt ihr, daß sie diese auch von ihrem Gatten fordern müsse. Ein Mann, das gebe ich gern zu, kann ein wackerer, selbst ein ausgezeichneter Mann in seinem Fache sein, ohne allgemeine Bildung zu besitzen, allein er muß es sich nicht einfallen lassen, eine Frau zu nehmen, die ihm darin überlegen. Eine Frau muß immer Hochachtung vor ihrem Manne fühlen, sobald sie sich sagt: er steht mir nicht gleich, wohl gar sich seiner schämt, er ihr zu roh, zu einfach, zu ungebildet vorkommt, kann niemals eine glückliche Ehe daraus entstehen. Marie kann, wie ich glaube, nur einem gebildeten Manne ihre Hand reichen, ein ungebildeter, einfacher Mann, und wäre er auch der beste Mensch, würde unglücklich mit ihr werden trotz aller ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit. Das, mein lieber Hartmann, ist meine aufrichtige Meinung und nun gute Nacht. Grüßen Sie mir das gute Kind und seien Sie milde mit ihm. Fräulein Marie muß meine Tochter recht bald besuchen, Hedwig ist so entzückt von ihr wie alle. Morgen lassen Sie Sich die Zeichnungen aus meinem Bureau holen, machen Sie sofort die Anschläge. Ich hoffe Sie nächstens wieder zu sehen, und nochmals vielen Dank, sehr vielen Dank!«

So schied Herr von Landau, indem er dem Meister die Hand drückte und schüttelte. Der Frau Meisterin gab er auf, dafür zu sorgen, daß ihrem Manne die Falten von der Stirn verschwänden. Sie versprach dies mit Knixen und voller Seligkeit und bedankte sich bis draußen vor der Thür für die große Ehre, die dem ganzen Hause wiederfahren sei.

»Sie schelten also nicht, wenn ich bald einmal wieder vorspreche?« fragte er.

»Bester Herr Präsident!« schrie sie freudig auf, »es wäre gar zu schön! Ich glaube nur nicht, daß es Ihnen bei uns gefallen kann.«

»Bei so wackeren Leuten gefällt es mir am besten,« erwiderte er; »Sie werden sehen, daß ich Wahrheit spreche.«

Als die Frau Meisterin zurückkehrte, fand sie ihren Mann in dem Lehnstuhl sitzen, die Arme aufgestützt und die Augen starr vor sich hin gerichtet, wie er immer that, wenn ihn etwas Schweres beschäftigte. Sein starkes Gesicht schimmerte röthlich wie von großer Aufregung und innerer Arbeit, die ihm das Blut nach dem Kopfe drängte, und dann und wann that er einen tiefen, langen Athemzug, als wollte er eine Last, die auf ihm lag, abwerfen. Den Stolz und die Freude, von denen seine Frau erfüllt war, bemerkte er nicht; er sah auch nicht auf, als sie ihre Hand auf seine Schulter legte; ohne eine Bewegung zu machen, hörte er dem zu, was sie sprach, obwohl es gute Worte waren, die ihn trösten und versöhnen sollten.

»So ein Herr,« sagte sie, »so ein reicher, vornehmer Herr, der versteht es, der geht den Sachen auf den Grund. Ist es denn nun nicht ein Glück gewesen, Christian, daß wir das Kind hinüber schickten? Wie ein Buch kann er sprechen, es ist ordentlich, als ob man die Wahrheit fühlte. Und was kann uns noch alles Gute von ihm kommen! Marie soll mit seinen Töchtern umgehen, als ob das keine Ehre für uns wäre. So weiß sie sich zu benehmen, daß alle, die da waren, ihr Schönes gesagt haben; das kommt von der Bildung, die sie bekommen hat; denn es mag Einer sagen, was er will, davon kommt Alles, darauf darf man nicht schimpfen oder schreien, es wären Narrensposen. Siehst Du wohl, Christian, der Präsident, der es doch verstehen muß, hat ganz accurat meine Meinung. Wo keine Neigung ist, muß man die Hand davon lassen, es hilft nichts, man muß Einsicht haben. Wir haben ja auch unsere Neigung gehabt, und wenn wir auch nicht gebildet waren, so that's eben die Neigung, die es machte, daß wir uns um den Hals fielen und es mit einander versuchten. Wenn ich aber gebildet gewesen wäre, oder Du wärest es gewesen, so wäre es nicht gegangen, denn Du hättest dann wohl bald gesagt: mit der geht es nicht, die paßt nicht zu mir, ich habe einen dummen Streich gemacht. Und so ist es mit dem Kinde. Es ist kein Hochmuth, hochmüthig ist es nicht, aber es ist das Gefühl in ihm: es geht nicht, und wenn es auch wahr mag sein, daß Reinhold ein Mensch ist, auf den man sich verlassen kann, so hat er doch seine Bildung, die hat er nicht, und wer die nicht hat, heut zu Tage, der ...«

Hier richtete der alte Mann sich auf, und vor seinen flammenden Blicken verstummte sie auf der Stelle. Ohne etwas zu erwiedern, ließ er den Oberkörper zurücksinken und sagte dann erst langsam und ernsthaft:

»Es ist doch Alles nichts als Schaum und Sand – Blech wird immer Blech bleiben!«

Und eben als er dies sagte, erhob sich draußen vor den Fenstern ein Chor frischer Männerstimmen zu einem Gesange vereinigt, der plötzlich allem Streiten zwischen dem Ehepaar ein Ziel setzte. Der Meister horchte auf, Frau Hartmann stand lauschend, es kam ihr etwas in den Sinn, wobei sie pfffig lächelte, als aber die Kammerthür sich öffnete und ihre Tochter hereintrat, welche das Singen auch gehört haben mußte, sagte sie mit einem stolzen Kopfnicken:

»Es ist ein Ständchen! Es bekommt hier Jemand ein Ständchen. Es hört sich ganz allerliebste an.«

»Sehr schöne Stimmen,« flüsterte Marie.

»Wer es nur sein muß und wem es zukommt?« fragte die Mutter.

»Vielleicht sind es Freunde des Herrn von Trifels,« antwortete Marie.

»Einem Herrn bringt man kein Ständchen,« fiel sie ein.

»Wegen seiner Verlobung,« sagte Marie, die ihr einen kleinen Stoß gab und nach dem Vater umblickte.

»Ich glaube es nicht,« erwiederte die Mutter hartnäckig, und zum Ohr ihrer Tochter geneigt, murmelte sie einige Worte, die dem alten Manne wie Heinrich Niedlich

klangen. Er ballte seine Fäuste zusammen und wollte aufspringen, denn sein erster Gedanke war, die Fensterläden zu öffnen und die Sänger zum Teufel zu jagen. Doch verständig, wie er war, ließ er gleich wieder davon ab; denn was hätte das für ein Aufsehen gegeben, da sicher auf der Straße sich schon viele Menschen gesammelt hatten, deren Gemurmél zu ihm drang, weil der Gesang eben schwieg! Gleich darauf aber begann dieser wieder, und trotz seines Grolles mußte Hartmann darauf hinhören. Er konnte die Worte jetzt verstehen, welche gesungen wurden, und es war sonderbar, wie sie ihn bewegten. Ganz deutlich hörte er eine schöne weiche Stimme singen:

Laßt uns jetzt den Meister loben,
Der sein Werk so wohl bedacht.
Gottes Segen kam von oben,
Und mit Gott ward es vollbracht.

Dann fiel der Chor ein, der den Meister glücklich pries; aber die helle Stimme drang darin wieder durch, und sie klopfte an das Herz des alten Mannes mit so wunderbarer Macht, daß all' sein Zorn davon verschmolz. Jetzt wurde aber auch die Glocke draußen laut, dann wurde an der Thür geklopft, und schweigend sah Hartmann, wie eine Anzahl seiner Arbeiter hereintrat, an deren Spitze sich Reinhold befand. Die Leute hatten sämtlich etwas Feierliches in ihren Gesichtern, sie waren in ihren besten Kleidern, und Reinhold trug etwas in der Hand, das mit einem weißen Tuche bedeckt war.

Der alte Mann stand von seinem Stuhle auf, und als sein Verwandter und Werkführer sich vor ihm verbeugte, nahm er sein schwarzes Käppchen ab, daß das graue Haar über die harte Stirn fiel.

»Lieber Meister,« begann Reinhold in sanftem Tone und mit dem Lächeln, das sein Gesicht so freundlich machte, »wir sind gekommen, weil es uns dazu trieb, Ihnen zu sagen, wie es uns allen eine Ehre und Freude ist, bei solchem Manne zu stehen, den Jedermann hoch und werth hält, und weil heute der Tag ist, wo ein Werk vollendet wurde, das des Meisters Namen noch lange Zeit Ruhm bringen wird, und weil ich auch dabei geholfen und durch Ihre große Güte und Liebe obenan in der Werkstatt stehe, haben meine Brüder mich erwählt, das Wort zu nehmen und auszusprechen, wie es uns ums Herz ist.«

Der alte Mann antwortete nicht, aber sein Gesicht wurde röther, und seine Augen waren voll Unruhe.

»So nehmen Sie es denn gütig auf, lieber Meister, was Leute wie wir vorbringen können. Reden ist unsere Sache nicht, aber es ist auch mit vielen Worten nichts gethan. Glück und Segen ins Haus und viele Freude an guten Werken! Möge der Meister in Ehren leben und wir ihm weiter helfen dürfen, als treue Arbeiter! Zum Angedenken aber schlagen Sie es uns nicht ab anzunehmen was wir bringen. Gold und Silber haben wir nicht, es ist ein einfach Glas, lieber Meister; doch wenn Sie daraus trinken, so sei es im guten Andenken an uns, und mög's immer ein guter Trank sein und immer einer da sein, der so

freudig ruft, wie wir es thun: »Es lebe der Meister Hartmann noch lange Jahre, er und sein Weib und Kind, sie leben hoch!««

Alle, die in der Stube waren und die draußen auf dem Flur fanden, riefen es ihm nach und riefen dreimal Hoch, daß die Wände wiederhallten; während dessen aber hatte Reinhold das Tuch von seiner Hand abgeworfen und überreichte dem Meister einen großen Pocal von Krystall, der schön geschliffen und mit einem Deckel bedeckt war. Auf der einen Seite stand der Name des Meisters eingeschnitten, auf der andern Seite zeigte sich der kunstvoll gedeckte Thurm, mit Krone und Kreuz und den langen Linien gewaltiger Arabesken und gothischer Verzierungen.

Der alte Mann nahm den Pocal, doch er hielt ihn ausgestreckt in der Hand, als wüßte er nicht, was er thun sollte. Es ward still um ihn, sie wollten seine Antwort hören, und er setzte zweimal an, aber es kam nichts über seine Lippen; endlich wand es sich los, weil er's mit Gewalt zwang.

»Ich danke Euch Eure Liebe, mehr wie ich es sagen kann,« begann er, »aber meine Sache ist es nicht, Ehre zu nehmen, die mir nicht gehört. Es wäre nie was Gescheides mit dem Thurm geworden, wenn's der Reinhold nicht gethan hätte. – Sollst mich ausreden lassen, Reinhold,« fuhr er fort, die Hand des jungen Mannes abwehrend, »es muß gesagt werden, weil's Wahrheit ist. Seht, Freunde und Werkgenossen, ich hätt's nimmer machen können, wenn er's nicht gethan hätte, und darum will ich's laut vor Allen aussprechen, was Ehre an dem Werke ist, das

kommt ihm zu; er hat's weiter gebracht wie ich, es thut's ihm Keiner nach!«

»Nein, lieber Meister, nein,« rief Reinhold, seine Hand festhaltend, »wir wissen es dennoch besser. Wäre ich nicht hier in Ihrer Schule gewesen, unter Ihren Augen und Ihrer Aufsicht, es wäre nichts aus mir geworden. Und wie ich es Ihnen danke, so thun es Viele. Da ist Keiner, der nicht dächte wie ich, Keiner, der nicht sagte: so kann man nur lernen und schaffen, wo der Meister Hartmann hinsieht und Rath giebt. Gott lohn' Ihnen für alles, was Sie mir gethan! Aber das Glas da ist in der rechten Hand, und was wahr ist, steht in allen Herzen. Es kommt keiner über unseren Meister, ich sag's mit aller Ehrerbietung, aber es kommt Keiner über ihn und soll Keiner kommen, darum Hurrah Hoch für Ihn auf alle Zeit!«

Die Liebe, die er aus allen Augen leuchten sah, überwältigte den alten Mann; er konnte nicht länger widerstehen, sie drang in sein Herz und machte seine Augen feucht. Er hob den Pocal hoch auf und legte seinen Arm auf Reinhold's Schulter, als wollte er zeigen, daß er ihn wie ein Stück von sich selbst halte.

»So mag's denn sein,« sagte er, »und so gebe ich's Euch zurück, Werkgenossen. Alle haben redlich geholfen, Allen soll die Ehre bleiben. Schließ' drüben die große Stube auf, Frau, schaffe Licht herbei und Wein dazu. Aus dem Glase müßt Ihr alle mit mir trinken, und hier oben an der Wand soll es stehen, daß ich es stündlich sehe und an Eure Liebe denke.«

Das Zimmer leerte sich, die Meisterin steckte schnell Licht an, die Arbeiter folgten ihr nach; aber Hartmann hielt Reinhold fest, und plötzlich wandte er sich mit ihm nach der andern Seite, eben als Marie in die Kammer schlüpfen wollte.

»Halt!« rief er ihr nach. »Komm her, Marie!«

Sie stand still, ohne dem Gebote Folge zu leisten.

»Komm her,« sagte er noch einmal, und mit zögernden Schritten trat sie näher.

»Sieh her,« sprach er sanft, »hier ist Reinhold. Sieh ihn an, Marie, er will sich von meiner Hand losmachen; gieb ihm Deine Hand, halte ihn fest!«

Sie hob langsam ihre Hand auf, ohne ein Wort zu sprechen.

»Nimm die Hand, Reinhold,« fuhr der alte Mann fort, und seine Stimme, die ruhig sein sollte, klang dumpf und zitternd. »Führe sie hinüber, sage Allen, Du brächtest Deine Braut.«

Reinhold hatte dem Gebote Folge geleistet: die Finger des jungen Mädchens zuckten zusammen, wie ihr Vater sprach, und wie er in ihr Gesicht blickte, ließ er sie los, denn es sah blutlos bleich aus, und ihre Augen hatten einen wilden, trotzigten Glanz.

»Lieber Meister!« sagte Reinhold, leise bittend.

»Nimm sie mit!« rief der alte Mann, »ich will's so haben!«

»Es geht nicht,« antwortete Reinhold; »so darf's nicht sein.«

»Du bittest für sie!« murmelte er, den Kopf schüttelnd.

»Aus Herzens Grund,« war seine Antwort. »Ich kann es nimmer ansehen, daß ich sie in Leid bringe. Nein, Marie, es soll niemals geschehen, wo ich es ändern kann. Dringen Sie nicht weiter in sie, bester Vetter, es läßt sich nicht ändern. Die Worte werden mir schwer, aber um meinetwillen muß kein Unfriede aufwachsen. Lassen Sie uns hinüber gehen, ich höre schon, wie das Glas klingt. Das Lied auf den guten Meister hat der Herzberg heute Vormittag gemacht, die Musik auch dazu; Nachmittags haben wir eingeübt, und jetzt wollen wir noch ein halbes Dutzend schöne Stückchen vortragen, die das Herz erfreuen sollen.«

Das Lächeln erhellte wieder sein eckiges Gesicht, und seine Augen blickten mild und tröstend auf die unerbittliche Geliebte.

Der Meister ließ sich einen Schritt fortziehen, bis der Grimm, den er gegen seine Tochter trug, plötzlich in verdoppelter Liebe zu Reinhold umschlug. Er umfaßte ihn mit beiden Armen, küßte ihn und sagte voll Innigkeit:

»Wenn ich ein Mädchen wäre, wenn ich die dort wäre, die wie eine Eisenstange dasteht, ich fiel Dir um den Hals und wäre stolz darauf, weil ich wüßte, da meint's Keiner so in der ganzen Welt mir mir. Bist ihr aber nicht gebildet genug, mein Junge. Will sie Dich nicht zum Mann, so will ich Dich zum Sohne haben. Mein Sohn bist Du, Reinhold. Verflucht will ich sein, wenn solch ein Narr, solch ein Schatten einen Groschen von mir kriegt! Jetzt komm, und Du da, merke Dir, was ich gesagt habe: Blech soll Blech bleiben!«

Mit diesem Wahlspruche ging er zu seinen Gästen. Marie blieb einige Augenblicke stehen, ohne die festgeklemmten Lippen zu öffnen; dann zuckten ihre Mundwinkel, und während sie sich zurückzog sagte sie leise:

»Blech mag Blech bleiben, nur ich will nichts damit zu schaffen haben.«

FÜNFTES CAPITEL.

In der Woche, welche diesen Vorgängen folgte, wurde die Verlobung des Freiherrn von Trifels mit der ältesten Tochter des Präsidenten von Landau veröffentlicht, und für das junge Paar bereiteten sich freudenvolle Tage, die eine ununterbrochene Reihe Festlichkeiten mit sich brachten. Die Einladungen waren zahlreich und wurden von großen Gesellschaften abgelös't, welche der Präsident in seinem Hause versammelte. Immer war es ein gastfreies Haus gewesen, nun aber schien Herr von Landau Willens zu sein, ehe die Tochter von ihm schied, ihr die glücklichsten Erinnerungen mit zu geben, indem er alle ihre Wünsche und Neigungen befriedigte, dabei aber auch der Welt bewies, daß seine Tochter den reichen, ihr heimlich viel beneideten Freier weniger nöthig habe, als manche Andere.

Hedwig erhielt reiche Geschenke in großer Fülle; sie durfte nur einen Wunsch äußern, so war ihr Vater sogleich bereit, ihn zu erfüllen, und ohne Wunsch brachte ihr Trifels zahlreiche schöne und kostbare Spielereien,

von denen er glaubte, daß sie ihr gefallen könnten, dazu die prächtigsten Blumen und feine Süßigkeiten, welche sie besonders liebte. Große Ankäufe für die Ausstattung der glücklichen Braut wurden gemacht, und während Hedwig in dem seligsten Rausche des Glückes erwachte und einschlief, ihr Verlobter schon früh erschien, um am späten Abend heimzukehren, das frohe Lachen des schönen Mädchens durch alle Zimmer schallte und Neckerei, Scherz und Frohsinn jede Minute ausfüllte, stand Fräulein Emma ernsthaft mit der Elle in der Hand, maß, schnitt und vertheilte viele Stücke feines Leinen, Kanten und Besätze, und eilte dann wieder durch Küche, Keller und Kammern, um ihr geschäftiges, vielseitiges Tagewerk zu bestehen.

So traf sie Trifels auch eines Morgens, als er wie gewöhnlich mit einem duftigen Blumenstrauß erschien und hastig klopfend in das Wohnzimmer trat. Von dem großen Ausziehtische rollten nach allen Seiten schimmernde Linnenstreifen auf den Boden; Fräulein Emma mit der großen Scheere stand vor, schnitt tapfer darauf los und ließ sich in ihrer Geschäftigkeit nicht stören. Sie blickte um, als sie Trifels' Stimme hörte, und lachte mit, als er lachend ein paar Sprünge über die Leinwand machte, welche sich um seine Füße wickelte.

»Sie legen Schlingen um mich, Töntchen,« sagte er, »ein wahres Labyrinth, dessen Anblick mir Grauen einflößt. Ich lasse mich jedoch nicht einfangen – Wo ist Hedwig?«

»Warten Sie einen Augenblick,« erwiderte sie, auf einen Zettel Zahlen notirend. »So! jetzt kann ich Ihnen sagen, daß Hedwig Besuch hat.«

»Besuch, von wem?«

»Von einem jungen Herrn, der seit einer Stunde beinahe bei ihr ist.«

»Wer ist es denn?«

»Herr Herzberg.«

»Der arme Herzberg!« rief er, lächelnd über seinen plötzlichen Ernst. »Hedwig hat vor einigen Tagen ihn um Lieder gebeten, die ich ihr gerühmt habe. Er wird damit gekommen sein.«

»So ist es,« sagte Fräulein Emma. »Er spielt sie ihr vor, weil Hedwig sie schnell lernen möchte, um Sie damit zu überraschen. Darum sollen Sie jetzt nicht hineingehen, es würde ihr die Freude verderben.«

»Sie haben Recht,« antwortete er, indem er die Blumen auf ein Fenster legte und sich zu der geschäftigen Wirthschafts-Vorsteherin zurückwandte.

»Was machen Sie denn eigentlich da?« fragte er.

»Ich Sorge für den profansten Theil Ihres Glückes, wenigstens werden Sie es so nennen.«

»Ach, gutes Töntchen! auf Erden ist das Glück, oder was man gewöhnlich so nennt, bei Lichte betrachtet, immer prosaisch genug.«

»Freilich,« antwortete sie, weiter schneidend, »und was man poetisch nennt, steckt eigentlich im Unglück, da die Poeten selbst als höchsten Gipfel aller Poesie das Trauerspiel betrachten.«

Trifels war einen Augenblick nachdenkend geworden, dann aber lachte er laut auf.

»Ein Trauerspiel ist jedes Leben!« rief er aus, »somit ist Alles traurig oder Nichts. Sie kommen mir mit Ihrer gewaltigen Scheere vor wie eine der grimmigen Parzen, welche erbarmungslos die Schicksalsfäden zerschneiden und dazu Zauberlieder singt.«

»Ich zerschneide, um Neues zu gestalten,« antwortete sie, »und da das Alles für Sie geschieht, damit Sie und Hedwig im Himmel leben können, müssen Sie der Parze und ihrer Scheere dankbar sein.«

»Im Himmel leben!« antwortete er freudig, »wirklich, bestes Töntchen, das danke ich Ihnen schon. Was es bedeutet, weiß ich jetzt erst, seit ein guter Engel mir immer nahe ist; wenn mir eines Morgens Flügel gewachsen sein sollten, würde ich mich nicht im Geringsten darüber wundern.«

»Es wäre allerdings vielleicht das Beste,« sagte Fräulein Emma eifrig arbeitend und schelmisch nach ihm hin blickend. »Von Land zu Land fliegen, aus allen Blüten naschen, um Blumen und Sterne huschen und so endlich ins Paradies gelangen! Aber es geht leider nicht an.«

»Warum geht es denn nicht an?«

»Weil der beste Flügel müde wird, und weil jeder Vogel sein Nest sucht.«

»O, freilich! Aber giebt es keine Seligkeit ohne Ende? Giebt es keine Flügel, die niemals ermatten? Etwas, das hier und hier« – er tippte auf seine Brust und seine Stirn – »überwältigt versöhnt und ewiges Leben schafft?«

Fräulein Emma schüttelte den Kopf.

»Man muß auch von der Seligkeit nicht zu viel verlangen,« sagte sie, ihre klaren Augen auf ihn richtend; »menschliche Seligkeit, wenn's kein jäher Traum sein soll, bedarf der Ruhe, und ich möchte sagen: einiger schweren Steine oder Gewichte, die man sich an den Beinen fest bindet, damit der Kopf nicht in die Decke fährt.«

»Was meinen Sie damit?«

»Sorgen,« erwiderte sie. »Sorgen!« rief er lachend. »Sorgen als Arcanum zur Seligkeit!«

»Menschliches Sorgen und Mühen,« fuhr sie arbeitend fort. »Sie kennen doch die alte Sage, wie die Sorge träumend mit ihren Fingern, den Gedanken, ein Bild aus Thon bildete, dem Zeus Leben gab, und wie dieses neue Geschöpf, der Mensch, darum, so lange seine zerbrechliche Hülle aushält, der Sorge gehört. Seine Mutter soll man niemals verläugnen.«

»Und was folgt daraus, liebes Töntchen?«

»Es folgt daraus, daß die gute Mutter Sorge uns für unsere Treue entschädigt, so viel sie kann. Sie giebt uns Freuden für unsere Plagen, sie giebt uns gute, klare, schöne Gedanken, giebt uns durch diese Muth und Ruhe und Zufriedenheit.«

»Und die Seligkeit, Töntchen?«

»Seligkeit ist der höchste Grad der Zufriedenheit, weiter nichts.«

»Und die Liebe?!«

Fräulein Emma schwieg, ihre Scheere schnitt kräftig durch das Gespinnst.

»Hören Sie, Herr von Trifels,« begann sie dann, »ich sehe ein, wir kommen so nicht aus, weil ich lauter Umwege mache. Da Sie nur noch wenige Minuten für mich übrig haben, so will ich Ihnen einfach sagen, was ich denke. Hedwig ist kein Engel wie Sie meinen, aber ein liebes, gutes Kind, das manche schöne und treffliche Eigenschaft besitzt, doch auch manche Schwächen, die besiegt werden müssen. Sie hat bis jetzt wenig oder nichts von dem Ernste des Lebens kennen gelernt, hat keine Sorgen gehabt und sich auch keine gemacht. Alle ihre Wünsche sind befriedigt worden, man hat ihr geschmeichelt und hat sie verwöhnt – ich selbst will mich gar nicht frei davon sprechen, dabei mitgeholfen zu haben; denn meine Vorstellungen wurden gewöhnlich von ihren Liebkosungen überwältigt, und was sie auf meine Ermahnungen versprach, wurde niemals von ihr gehalten.«

»Und was, bestes Töntchen, werfen Sie ihr vor?« fragte Trifels.

»Sorglosigkeit, Flattersinn, Mangel an Lebensernst und an Nachdenken.«

»Das ist himmlisch!« rief er aus.

»Sie dürfen das nicht sagen,« fuhr sie fort, »denn Sie müssen empfinden, daß es falsch ist. Einsichtig, wie Sie es sind, müssen Sie Hedwig erziehen, sie an Nachdenken, an Häuslichkeit, an Lebenssorgen gewöhnen, ihr Pflichten auflegen und Forderungen an sie stellen.«

»Niemals!« rief Trifels aus. »Was Sie tadeln, theueres Töntchen, das eben – ja, ich will es Ihnen bekennen – das eben zog und zieht mich zu ihr. Wie eine Sylphide, wie

ein Irrlicht hüpfte sie um mich her, lachend, scherzend, neckend, voller Einfälle, ein ewiger Wechsel glücklicher Empfindungen, ein Frühling voll Gesang und Blüten, ein reizender Schmetterling, der ohne Ausruhen die goldenen Flügel bewegt! Nein, bestes Töntchen, nein! Ich möchte das niemals aufgeben, nicht um alle Vernunft, nicht um alle Häuslichkeit und Sorglichkeit! – Lassen Sie uns, wie wir sind. Vielleicht ist es Champagnerschaum, den wir schlürfen, allein was ist denn der schale, trübe Trank, den die gesetzten Leute genießen, um glücklich zu werden?«

Er legte die Hand auf seine Stirn und blieb einen Augenblick stehen.

»Der Gedanke an die ordnungs- und salbungsvolle Prosa,« sagte er dann lächelnd, »erschreckt mich. Wir können nicht alle nach derselben Façon selig werden, liebes Fräulein Emma, also Jeder in seiner Art. Haben Sie Dank, ich weiß Ihren Rath zu schätzen. Da ich Hedwig jetzt nicht sehen kann, so werde ich wiederkommen.«

Bei diesen Worten entfernte er sich. Fräulein Emma erwiderte nichts, sie ließ ihn gehen und maß und schnitt ohne Aufenthalt weiter; endlich aber hob sie die hellgrauen Augen auf und wandte den Kopf nach der Thür, indem sie sich auf die Ecke stützte.

»Und die Liebe?« sagte sie halblaut. »Ist Liebe denn das Privilegium, unbesonnen und närrisch zu handeln? Ich sollte meinen, Liebe müsse veredeln, müsse begeistern, müsse uns mit wunderbarer Kraft ausrüsten, den

geliebten Gegenstand so gut und schön zu machen, daß jeder Mangel von ihm abfiele.«

Sie hielt eine Minute lang inne und flüsterte dann in sich hinein:

»Ein Mann wie er kann sich damit nicht begnügen. Ich verstehe es nicht, aber ich fange an, mich zu fürchten.«

Die letzten Worte sagte er unwillkürlich laut, so daß Herr Niedlich, der so eben die Eingangsthür öffnete, sie hörte. »Sie fürchten Sich, Fräulein Emma,« rief er näher hüpfend; »ich kann es mir nicht denken, daß es möglich wäre! Nein, auf Ehre! ich bin fest überzeugt, Sie fürchten Sich nie.«

»Wenigstens fürchte ich mich nicht, wenn Sie in meiner Nähe sind.«

Herr Niedlich verbeugte sich mit mehreren außerordentlichen Rückenschwingungen für dieses zweideutige Compliment.

»Ich würde es auch Keinem rathen, Ihnen irgend eine Beleidigung zuzufügen!« rief er, seinen dünnen langen Arm ausstreckend, indem er seine bewegliche Stirnhaut in drohende Falten zog. Zugleich mit diesen Operationen war er bis dicht an den Tisch gelangt, wo er die verschiedenen Leinenstücke prüfte und einige Lobeserhebungen über Güte und Feinheit der Waaren damit verband. Er fragte nach den Preisen, errieth sie nach seiner Schätzung, fand Einiges zu theuer, nannte Orte und Quellen, wo man billiger dazu kommen könne, und rieb sich pfiffig lachend seine großen Hände, als Fräulein Emma sich über seine genaue Kenntniß dieser Artikel wunderte.

»Man muß sich um Alles in der Welt bekümmern,« rief Herr Niedlich, »denn aus Allem kann man Nutzen ziehen. Wenn ich heirathen werde, soll's mir nicht die Hälfte kosten! Es giebt immer Leute, die in Verlegenheit um baares Geld sind und losschlagen, wenn man ihnen das Messer ansetzt mit diesen muß man Geschäfte machen. Ich habe heute auch Einiges gekauft, holländisches Leinen und Tischzeug, Damast, Sie haben es nicht so, und ein Preis! Sie werden erstaunen, wenn Sie es sehen und den Preis hören.«

»Wie ist das aber möglich?« fragte die Wirthschafts-Führerin. »Wir haben mit den reellsten Leuten zu thun.«

»Die Reellität,« lachte Herr Niedlich, »ist allerdings eine schöne Sache; aber wenn man kauft, muß man nicht an die Reellität denken. Speculativ muß man sein, Bildung besitzen. Man muß seine Leute kennen, die ich Waaren auf den Hals geladen haben und nicht decken können, sich Geld schaffen müssen, weil Wechsel bezahlt sein sollen, oder weil sie drin sitzen bis an den Hals, fertig sind, total fertig, also noch nehmen wollen, was sie bekommen können.«

»Aber das ist Betrug!« sagte Fräulein Emma.

»Betrug?!« rief Herr Niedlich, seine Stirn zusammenziehend, indem er mit dem gespitzten Mund unendlich piffig grins'te. »Das könnte es allerdings vielleicht sein, aber es gilt nicht dafür, Handel und Wandel bringen es mit sich, wir können nicht dafür. Die Hauptsache bleibt, daß wir nicht betrogen werden, daß wir die nöthige Bildung besitzen. Ich habe ausgezeichnete Sachen gekauft.

Der ehrliche Mann wird vermuthlich heute oder morgen eine kleine Reise nach Amerika antreten, was geht es mich an; ich weiß es nicht und habe baar bezahlt. Aber ausgezeichnete Sachen! Wenn Sie noch etwas gebrauchen können für Fräulein Hedwig ... Sie haben es nicht so gut und doppelt so theuer.«

»Wenn es keine Hehler in der Welt gäbe, gäb's keine Stehler,« sagte Fräulein Emma. »Ich will nichts davon und würde in Ihrer Stelle, wäre es noch so billig, doch nichts gekauft haben.«

»Nichts gekauft haben!« schrie Herr Niedlich ergötzt. »Bei aller Bescheidenheit, bestes Fräulein, muß ich doch sagen, es wäre ungeheuer dumm gewesen, wenn ich es nicht kaufte, hätten es drei Andere gethan. Bei dem gegenwärtigen Standpunkt der Bildung muß man nicht ängstlich sein. Ich bin weit entfernt, etwas Unmoralisches zu thun, was im Geringsten gegen meine Ehre wäre; doch wenn ich ein billiges, gesetzlich gerechtfertigtes Geschäft mache, so habe ich meine Pflicht erfüllt. Bei dieser Sache aber war ich um so mehr gedeckt, da ich nicht etwa wieder verkaufen will, sondern für mich selbst Sorge, weil es sein könnte, sehr bald sich begeben könnte ... «

Hier hielt Herr Niedlich wieder inne, legte die linke Hand an sein spitzes, schmales Kinn und lächelte verätherisch.

»O!« sagte Fräulein Emma, ihr volles Gesicht zu ihm aufhebend, »wenn ich recht verstehe ... «

»Ich denke, Sie verstehen recht,« antwortete Herr Niedlich. »Aber, liebes Fräulein, bitte, kein Wort davon!«

Er sah nach allen Seiten umher, und dämpfte seine Stimme.

»Seien Sie unbesorgt,« erwiderte sie, »ich habe mehr zu thun.«

»Ihnen könnte ich mein ganzes Vertrauen schenken,« betheuerte Herr Niedlich, »weil ich die größte Verehrung für Sie habe.«

»Es ist sonderbar,« sagte Fräulein Emma lachend, »wer alles mir sein Vertrauen schenkt und mich verehrt!«

»Weil Jeder den Werth Ihres Mitgefühls, Ihres geschätzten Beistandes, ausgezeichneten Rathes und Ihrer vorzüglichen Bildung erkennt,« schmeichelte Herr Niedlich, seine Hände reibend. »Aber haben Sie noch nichts gemerkt? Wirklich, haben Sie noch gar nichts gemerkt?«

»Ich habe wirklich noch nichts gemerkt,« antwortete Fräulein Emma.

»Sie kennen recht gut die Dame, welche ich meine,« fuhr er fort. »Hier im Hause haben Sie sie gesehen. Nicht eben eine Schönheit, – nein, gewiß nicht; Schönheit ist Nebensache, durchaus vergänglich, auch keine von den Geistreichen, aber gebildet. Ich habe selbst für ihre Bildung gesorgt.«

Die Wirthschafts-Vorsteherin war bei ihren Arbeiten geblieben, ohne sich stören zu lassen.

»Jetzt weiß ich Alles,« sagte sie dann: »Marie Hartmann!«

»Bisch!« zischelte Herr Niedlich, mit beiden Händen winkend, nicht so laut. »Was sagen Sie dazu? Sie wundern Sich wohl?«

»Ich wundre mich allerdings.«

»Weil's die Tochter eines Handwerkers ist? Allerdings ja; indessen in unserer aufgeklärten Zeit muß man darüber fort sein; überdies sind sehr erfreuliche Mittel vorhanden.«

»Sie haben ganz Recht,« sagte Fräulein Emma, »ich wundere mich auch keineswegs darüber, daß Marie Hartmann Ihre Gefühle erregt, denn sie ist jung und hübsch, besitzt Vermögen und ist, wie ich glaube, mit ziemlich gutem Verstande ausgerüstet.«

»Sie ist klug,« fiel Herr Niedlich pfiffig lachend ein.

»Worüber ich mich wundere, ist nur, daß Sie um ein Mädchen Sich bewerben, das, wie ich von dem Herrn von Trifels vor einiger Zeit hörte, so gut wie verlobt ist.«

»Alles vorbei, total vorbei!« war seine rasche Antwort. »Es ist eine Art Vetter, den sie heirathen sollte, ein Mensch mit einem Kopf wie ein Kürbiß, durchaus unpassend für Mariens Bildung.«

»Ich glaube es,« sagte Fräulein Emma.

»Wir stehen uns bei Weitem näher,« fuhr er mit Selbstbewußtsein fort, »und wo es ihr noch mangelt, werde ich sie erziehen.«

»Sie wird eine gelehrige Schülerin sein.«

»Versteht sich!« sagte Herr Niedlich. »Sie ist klug, liebt die Litteratur, das Uebrige wird sich finden. Wenn man Bildung hat, findet sich Alles.«

»Und wann wird sich Verlobung und Hochzeit finden?«

Herr Niedlich streichelte sein langes Kinn, hielt es mit der linken Hand fest und neigte sich zu dem Tische nieder.

»Ein paar Tage,« berichtete er leise, »müssen jetzt noch vergehen, bis Papa Hartmann sich vollständig beruhigt hat, dann werde ich eines schönen Tages mich erklären, und Ihnen die Karte zuerst schicken.«

»Ich werde mich sehr freuen und Ihnen das beste Glück wünschen, das Sie erwarten dürfen,« antwortete Fräulein Emma.

»Sehr verbunden!« rief Herr Niedlich mit den üblichen Rückenschwingungen »aber nur noch ein Wort, ehe ich gehe; denn ich muß leider gehen, und den Präsidenten aufsuchen, also Ihre angenehme Gesellschaft verlassen. Wie gefällt Ihnen Marie?«

»Eine stattliche Gestalt, Herr Niedlich, und sehr gute Formen, die immer das Schickliche zu finden wissen.«

»Nicht wahr?!« fiel Herr Niedlich ein. »Immer bescheiden und dabei doch munter; Wenige würden sich so zu benehmen wissen.«

»Sehr geschickt,« sagte Fräulein Emma.

»Es ist mir sehr angenehm, daß sie Ihnen gefällt,« erwiderte er, »und daß ich Ihrer großen Güte es verdanke, Marien hier eingeführt zu haben. Wären Sie damals nicht krank geworden . . . Ich schweige schon!« rief er ergötzt von dem unwilligen Blicke der Wirthschafts-Führerin, »allein mein unterthänigster Dank wird niemals enden. Niemandem jetzt ein Wort, bestes Fräulein. Sie haben morgen Abends wieder Gesellschaft?«

»Ja, Herr Niedlich.«

»Marie ist eingeladen,« sagte er stolz.

»Eingeladen?« fragte sie. »Ich weiß nichts davon.«

»Sie wird ja immer eingeladen,« erwiderte er. »Ich bin entzückt, welchen Antheil der Herr Präsident an ihr nimmt. Drei oder vier Male hat er schon meinen Schwiegervater besucht, ihm auch die Arbeit in den neuen Speichern gegeben. Es wird schönes Geld daran verdient.«

Im Gefühle, daß dieses Geld mit allem anderen ihm gehören werde, rieb Herr Niedlich die langen Hände außerordentlich heftig zusammen und sah starr lächelnd vor sich hin.

»Der Herr Präsident,« antwortete Fräulein Emma, »ist dankbar.«

»Ihnen muß er dankbar sein, wir müssen alle Ihnen dankbar sein!« rief Herr, Niedlich, »Sie sind die alleinige Ursache, daß Marie hier in das Haus gekommen ist. Gestern Abends ist der Herr Präsident wieder drüben gewesen, hat Marien selbst eingeladen, und will sie selbst abholen. Sie könnten denken, daß man die Ehre zu schätzen weiß, ich besonders. Aber sprechen Sie nichts davon, bestes Fräulein; wenn es Zeit ist, werde ich dem Herrn Präsidenten selbst die Anzeige machen, ihm meine Braut vorstellen und um fernere gütige Gewogenheit bitten. Jetzt leben Sie wohl, recht wohl!«

Herr Niedlich hüpfte davon und Fräulein Emma versenkte sich schweigend in ihre Arbeit, bis sie plötzlich die Scheere fallen ließ, die Hand auf den Tisch stemmte,

durch das Fenster hinaus in die Weite blickte, und nachdenkend mit ihrer lauten, festen Stimme aus voller Brust rief:

»Da sei Gott vor! Was ein solcher Narr Alles schwatzen kann!«

Herr Niedlich hatte jedoch noch nicht lange den Vorsaal verlassen, als Fräulein Emma abermals durch einen Besuch gestört wurde. Es öffnete Jemand die Thür, der sogleich sich wieder zurückziehen wollte, als sie mit ihren Augen ihn ereilte und nach seinem Begehr fragte.

Der Angeredete machte die Thür wieder auf, verbeugte sich und bat um Entschuldigung – er suche den Herrn Präsidenten. Er hielt eine Rolle Papier in der einen Hand, in der anderen einen abgetragenen Hut. Seiner Kleidung nach war er ein Mann aus dem arbeitenden Volle, auch seine ganze Erscheinung kurz, breit, stämmig und etwas unbehülflich, sprach dafür; dennoch aber gab sein höfliches, freundliches Wesen ihm ein vortheilhaftes Uebergewicht, das durch den sanften Ton seiner Stimme vermehrt wurde.

»Der Herr Präsident ist in seinem Bureau, den Gang gerade aus,« sagte sie. »Sie werden jedoch ein wenig warten müssen, da der Agent Niedlich bei ihm ist.«

Bei der Nennung dieses Namens war es ihr, als ob der Fremde ihn nicht gern höre. Aus seinen hellblauen Augen verschwand die leuchtende Freundlichkeit, und indem er zurücktrat, sagte er demüthig:

»Ich werde lieber wieder kommen.«

»Wenn Sie den Herin Präsidenten nothwendig zu sprechen haben,« erwiderte Fräulein Emma, »so verweilen Sie lieber noch einige Minuten. Ich bin überzeugt, Herr Niedlich wird gleich gehen, und wenn Sie die Thür zumachen und den Stuhl dort annehmen wollen, können wir hören, wenn sich der Herr Agent entfernt.«

Das Anerbieten wurde so wohlwollend gemacht, daß der Arbeiter es annahm, sich niedersetzte und seine Papierrolle vor sich über die Kniee legte.

»Was haben Sie denn da?« fragte Fräulein Emma auf die Rolle deutend.

»Eine Zeichnung, Madame,« antwortete er.

»Ich bin keine Madame,« versetzte sie.

»O, verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, sagte er verlegen.

»Auch nicht gnädig,« fuhr sie den Kopf schüttelnd, lächelnd fort. »Ich heiße Emma Ruhwald.«

Der Ton, in welchem sie dies sagte, hatte so viel Gutmüthiges, doch ihre Blicke sahen ihn dabei so scharf musternd an, daß der helle Glanz seiner Augen sich zwar vermehrte, der eckige große Kopf aber sich scheu zur Seite wandte.

»Was ist es denn für eine Zeichnung?« erkundigte sie sich.

»Eine Zeichnung der Dächer, welche die neuen Speicher bekommen sollen.«

»Aha!« sagte Fräulein Emma, »Sie sind Herr Reinhold Stark. Ich dachte es wohl.«

»Sie wissen meinen Namen?« fragte er erfreut.

»Herr von Trifels hat mir von Ihnen erzählt.«

Er schwieg einen Augenblick und blickte lächelnd vor sich nieder, denn er bemerkte aus der Art, wie sie die Worte betonte und ihn ansah, daß Trifels ihn gerühmt hatte.

»Er ist sehr gut,« sagte er dann leise, »sehr gut. Ich glaube nicht,« fuhr er fort, indem er die Augen wieder aufschlug, »daß es viele so gute Menschen giebt.«

»Wenn mir Herr von Trifels aber auch nicht von Ihnen erzählt hätte,« fuhr sie fort, »so würde ich mich doch freuen, Sie kennen zu lernen, da ich von anderer Seite Ihre schöne, geschickte Arbeit rühmen und loben hörte.«

»Sie meinen – den Thurm. Ich hatte nicht geglaubt, daß Sie um dessentwillen Sich meinen Namen merken würden.«

»Warum glauben Sie das nicht?«

»Weil ... eine Dame! ... es ist nichts als ein Thurmdach ... nichts, was für Damen Interesse hat.«

»Für viele freilich nicht,« sagte Emma, »ich gebe es zu; mehrmals bin ich jedoch schon an dem Platze vorüber gegangen, habe mit Freude hinaufgesehen zu der hohen Spitze und Krone und den reichen, zierlichen Schmuck bewundert.«

»Das ist sehr – sehr gütig von Ihnen,« sagte er mit einem warmen Blicke voll Dank.

»Sie müssen gut zeichnen,« fiel sie freundlich ein. »Haben Sie die Zeichnungen da auch gemacht?«

»Ja wohl,« erwiderte er. »Es ist freilich nichts als ein Versuch zur Erläuterung eines Vorschlages, den ich dem

Herrn Präsidenten anbieten möchte. Ich glaube gefunden zu haben, daß mit einer veränderten Construction der Zinkplatten die Arbeit dauerhafter und billiger ausgeführt werden kann. Da der Meister auch meiner Meinung ist, so soll ich dem Herrn Präsidenten die Sache erklären.«

»Sie haben das also neu erfunden?« fragte Fräulein Emma, »Sie müssen sehr geschickt sein, Herr Stark.«

»Es ist nur ein Versuch,« wiederholte er in seiner demüthigen Weise, »aber es freut mich, daß Sie – Sie eine so gute Meinung von mir haben.«

»Die habe ich wirklich,« antwortete sie, und von der Wahrheit, welche aus Ihren Worten auf ihn eindrang, wurde er so dreist gemacht, daß er die Zeichnungen aufrollte, auf den Tisch legte und bittend sagte:

»Wenn ich es wagen dürfte, Ihnen das zu zeigen, Fräulein Ruhwald, würde es mir sehr lieb sein.«

Emma stützte sich auf ihre Elle, besah die sauberen Blätter und hörte aufmerksam zu, was Stark ihr über die neue Construction, über die Dehnbarkeit des Metalls, und wie dessen Zerreißen vermieden würde, mittheilte. Er sprach sehr deutlich und sie fand Interesse daran, ihm zuzuhören, denn das Meiste war ihr neu; aber ihr praktischer Verstand begriff recht gut die Vortheile, welche er ihr zu schildern wußte, und als sie einige Einwürfe machte, war er im Stande, sie sogleich zu widerlegen.

»Wenn ich über Ihr Vorhaben zu entscheiden hatte,« sagte sie, »würde ich es sogleich annehmen. Sie wissen

Sich so klar verständlich zu machen, daß Jeder davon überzeugt sein muß.«

»Vielleicht verdanke ich das,« erwiderte er, »dem Umstande, daß ich seit einiger Zeit viel reden muß.«

»Sie haben eine gesprächige Hausgenossin an Fräulein Marie.«

»O, das nicht – ich weiß nicht,« sagte er stockend. »Ich meine, es könnte sein, daß . . . wir haben einen Verein zu unserer gegenseitigen Belehrung und Bildung, in welchem ich der Ordner bin und deshalb öfter zu reden habe.«

»Ein Ehrenamt also,« antwortete sie. »Sie müssen in guter Achtung stehen, Herr Stark, ich kann es mir denken. Sind Sie oft in dem Vereine?«

»Fast jeden Abend,« sagte er, »weil . . . «

»Ich würde in Ihrer Stelle zuweilen lieber zu Hause bleiben,« fiel sie lächelnd ein, »und Fräulein Marie Gesellschaft leisten, um mich ihr dadurch zu empfehlen.«

Reinhold gab keine Antwort; das sanfte Lächeln blieb um seinen Mund schweben, als er die Augen auf das Papier richtete, das er zusammenrollte. Draußen ging Jemand mit raschen Schritten vorüber, plötzlich kehrte er um, öffnete die Thür einen Finger breit und sagte leise herein:

»Es bleibt also bei unserer Abrede, Fräulein Emma!« worauf der Spalt sich wieder schloß.

»Haben Sie die Stimme erkannt?« fragte sie.

Er nickte bejahend.

»Hüten Sie Sich vor ihn,« fuhr sie fort. »Der Weg ist jetzt frei, gehen Sie, ehe etwa ein Anderer Ihnen zuvorkommt.«

»Ich danke Ihnen, Fräulein Ruhwald,« sagte Reinhold, der seinen Hut genommen hatte und sich entfernen wollte.

»Warten Sie noch einen Augenblick!« rief sie ihm nach, indem sie hinter dem Tische hervortrat. »Ich will Ihnen nur noch sagen,« fuhr sie fort, »daß, wenn sie etwa meinen Rath nöthig haben, oder glauben, daß ich Ihnen in einer Sache nützlich sein kann, es mir lieb sein wird, wenn Sie zu mir kommen wollen. Sollte ich einmal Ihrer Hülfe bedürfen, so erlauben Sie mir, daß ich nach Ihnen schicke.«

»O, gern, sehr gern,« erwiderte er. »So wie ich es höre, will ich bei Ihnen sein.«

»Das ist ein richtiger Vertrag zwischen uns,« lachte sie, und ihr derbes, verständiges Gesicht sah ihn mit klugen, klaren Augen an.

»Es ist immer gut, Freunde in der Welt zu haben, auf welche man sich verlassen darf. Das ist meine Meinung, Herr Stark, und nun Gott befohlen!«

Sie legte ihre Arbeiten zusammen, wickelte und band die Linnenstücke und war bald wieder in voller Thätigkeit, welche nicht eher endete, als bis Alles in Ordnung neben einander in dem großen Schranke lag. Mit Zufriedenheit überblickte sie dann ihre Werke, schob sorgfältig jedes Fädchen auf, schob jeden Stuhl an seinen Platz,

und war eben bereit, sich zu entfernen, als sie den Blumenstrauß bemerkte, den Trifels auf das Fenster gelegt hatte.

»Ich muß ihn Hedwig bringen,« sagte sie, »sie muß wenigstens sehen, daß er hier gewesen ist und an sie gedacht hat; das arme Kind wird Sehnsucht haben.«

So nahm sie den Strauß, hielt ihn in der Hand und blickte lächelnd auf die bunten Farben; dann faßte sie ihn auch mit der anderen Hand und hielt ihn einen Augenblick an ihre Brust gedrückt.

»Armes Töntchen! Armes Töntchen!« flüsterte sie leise, indem sie auf die Blumen sah. »Sie haben alle Vertrauen zu ihr, alle Herzen schütten ihre Geheimnisse vor ihr aus, und sie selbst hat keines, kein einziges!«

Sie legte die Hand auf ihr Herz und rieb die Stelle, als wollte sie es erwärmen.

»Es ist wirklich gar nicht so kalt hier,« sagte sie dann lachend, »aber bei alledem merkt es Niemand. Es geht mir wie dem Herrn Niedlich, es merkt es kein Mensch, und das hat auch sein Gutes.«

Mit dem Strauß, den sie mitnahm, ging sie durch mehrere Zimmer, und immer deutlicher hörte sie die Töne eines Flügels, bis sie vor dem Salon stehen blieb, in welchem jener seinen Platz hatte. Die Thür war angelehnt, sie konnte hinein sehen und erblickte Hedwig, welche vor dem Instrumente saß. Seitwärts neben ihr saß der junge Musiker Herzberg, mit untergeschlagenen Armen, das bleiche Gesicht auf die junge Dame gerichtet, so still und starr, als sei er leblos.

In dem Augenblicke, wo Fräulein Emma an der Thür erschien, sprang Hedwig mitten im Spiel auf und eilte ihr entgegen.

»Bestes Töntchen!« rief sie, »Du bist es, komm herein. – Befreie mich von ihm, er tödtet mich!« flüsterte sie; dann die Freundin lebhaft am Arm ziehend, fügte sie laut hinzu: »Ich habe die beiden Lieder des Herrn Herzberg durchgespielt. Sie sind sehr schön, sehr tief empfunden, Töntchen, aber ich bin sehr zerstreut. Dann habe ich ihm Proben meines schwachen Talentes gegeben, ich fürchte jedoch, er ist darüber ganz außer sich gerathen.«

»Hedwig spielt wenigstens sehr fertig,« sagte Fräulein Emma, indem sie sich zu dem Musiker wandte.

»Sehr fertig,« erwiderte er mechanisch.

»Sie hat fünf Jahre lang von Berger Unterricht bekommen.«

Er antwortete nichts, sah sie aber starr an.

»Berger gilt überall für einen großen Meister,« fuhr Fräulein Emma fort. »Er ist berühmt und wird sehr gesucht.«

»Der Ruhm, der Name, das ist es!« rief der junge Mann aus, indem er mit einer zuckenden Bewegung des Kopfes das lange schwarze Haar in den Nacken warf. »Man muß berühmt sein, so kann man Alles,« fügte er mit einem sardonischen Lächeln hinzu.

»Herr Herzberg,« fiel Hedwig ein, »wird den Stab über mich brechen.«

»Niemals!« antwortete er, und die Erstarrung fiel von ihm ab, seine rauhe Stimme wurde weich und flüssig.

»Alles, was Sie thun, ist schön; ja gewiß, unnachahmlich schön! Mögen alle berühmten Lehrer und Meister kommen, ich will es behaupten – ich!«

Er legte die weiße Hand betheuernd auf seine Brust, und seine flammenden Augen gaben seinem Angesicht einen Ausdruck, vor welchem Hedwig geschmeichelt und erröthend sich abwandte. Dabei entdeckte sie eine Spitze des Straußes, den Emma hinter sich verborgen hielt, und mit einem frohen Ausruf bemächtigte sie sich desselben.

»Blumen, meine Morgenblumen!« rief sie, »wie habe ich darauf gewartet! Sie sind mir sehr freundlich gesinnt, Herr Herzberg, ich muß Sie belohnen,« sagte sie, indem sie eine Rose aus dem Strauß zog. »Zum Andenken und daß Sie immer nur Gutes von mir glauben.«

Sie hielt ihm die Blume entgegen; er zögerte einige Augenblicke, sie anzunehmen, als hörte er nicht, was sie sagte. Das Lächeln schwebte noch um seine Lippen, ein entzücktes Lächeln, mit dem er sie anschaute, wie Einer, der einen glücklichen Traum träumt. Plötzlich aber faßte er hastig nach der Rose und riß diese an sich, als sollte sie ihm genommen werden.

Hedwig zog erschrocken die Hand zurück; ihre widerwärtige Empfindung war jedoch sogleich vorüber, als sie Trifels gar nicht weit hinter sich stehen sah, der leise herein getreten war. Die holdeste Freude überglänzte sie, und ihm entgegen eilend, rief sie aus:

»Da bist Du endlich, Eduard! Du bist doch nicht krank? Ich will Dich heilen! Guter Gott! es ist etwas Ernsthaftes,

Gefährliches in Deinem Gesicht. Ein grauer Schatten. Jage den Schatten fort, ich mag keinen Schatten leiden!«

»Fort mit ihm!« erwiderte er, »obwohl ich wirklich nicht weiß, wo er steckt, aber in Deiner Nähe wird Alles froh. In es nicht wahr, lieber Herzberg, Sie haben auch etwas von diesem Zauber empfunden?«

Der Künstler verbeugte sich und machte Miene, sich zu entfernen.

»Wollen Sie fort?« fragte Trifels. »Bleiben Sie noch. Haben Sie den Damen Ihr Heimathlied vorgespielt? Er hat es selbst gemacht, Hedwig, auch die Weise dazu, und er singt es; es klingt wunderbar sehnsüchtig und geheimnißvoll. Geben Sie es uns zum Abschiede.«

»Nein!« sagte Herzberg, »ich mag nicht. Meine Zeit ist um, leben Sie wohl!«

Und seine Noten unter den Arm steckend, ging er fort, begleitet von Fräulein Emma, die ihm folgte.

»Sehr höflich!« sagte Hedwig leise lachend.

»Sonderbarer Kauz!« erwiderte Trifels. »Verzeihe es ihm, er ist rauh und eckig, weil die ganze Unzufriedenheit eines Künstlers mit sich, mit der Welt und Gott in ihm arbeitet.«

»Das sind sonderbare Eigenschaften,« versetzte die junge Dame, »die ein Künstler nicht zu haben braucht.«

»Jede höher organisirte Natur,« sagte Trifels, »ist reizbar, schnellem Wechsel der Stimmungen unterworfen.«

»So bin ich sehr zufrieden, keine höhere Natur zu sein,« rief sie lachend. »Aber im Ernst, ich finde diesen Menschen entsetzlich langweilig und fürchte mich vor

ihm. Er hat mich mit Augen angesehen, als wollte er mich durchbohren. Unheimlich lief es mir durchs Herz, ich mag ihn nicht wieder hier haben. Wie lieb, wie schön, wie durchsichtig sind Deine Augen, mein Eduard! Was sagen sie mir alles, was lese ich auf ihrem Munde, was steht nicht darin geschrieben?!«

»Daß ich Dich liebe, daß ich zu keinem Ernst, zu keinem finsternen Gedanken kommen kann, wenn ich in Dein liebes Gesicht sehe,« antwortete er.

»Als ob Du finstere Gedanken haben könntest!« erwiderte sie, die Hände um seinen Hals schlagend und ihn schalkhaft betrachtend. »An diesem Herzberg ist Alles schwarz und blaß, an Dir Alles goldig und hell. Ich kann es mir gar nicht denken, daß Du traurig sein könntest.«

»Und ich,« rief Trifels, »ich will es mir nicht denken. Das Töntchen freilich hat mir eine Vorlesung gehalten über den Nutzen eines sehr ernsthaften, sehr arbeitsamen, sehr häuslichen und in allen Dingen besonnenen Lebens, zu dem ich Dich erziehen und ausbilden soll, aber ich ziehe es vor, es nicht zu thun. Ich ziehe es vor, mit Dir zu lachen und Alles zu vergessen, was an die Wüste des Lehens erinnert, wo die Heiligen und die Sünder sitzen, grübeln, dichten und trachten, um in den Himmel zu kommen. Ich habe meinen Himmel gefunden, er ist bei Dir!«

Was konnte das schöne Mädchen lieber hören? Sie blickte ihn mit ihren leuchtenden Augen voll stolzer Seligkeit an und überließ sich dem ganzen Triumph ihrer Eitelkeit.

»Das Töntchen ist sehr gut und lieb,« sagte sie, »überaus verständig und weise, aber sie ist ja auch viel älter, über die Jugend-Thorheiten hinaus, wie sie oft von sich rühmt, darum kennt sie das Glück nicht, so recht voll Thorheit und Leichtsinn zu stecken. Kehre Dich ja nicht an ihre Ehrbarkeit, kehre Dich an Niemand, als an mich, und jetzt komm, mein Engel, – Engel können ja nur in den Himmel eingehen! Du mußt sehen, wie viele allerliebste Dinge seit gestern wieder bei mir einpassirt sind; mußt den neuen Shawl sehen und sollst mich drapiren und ein Kästchen sehen, chinesisches braun, echt chinesisches, grauenvoll bemalt, drinnen aber den köstlichen Fächer! Den hast Du her gesandt, läugne es nicht, betheuere nichts! Wie Deine Augen glänzen, wie Du roth wirst! ich will Dir Kühlung zufächeln!«

Er ließ sich von ihren weichen Händchen fortschieben, und während er schmücken und scherzen half, stand der finstere, schwarze Herzberg draußen bei Fräulein Emma, welche eine besondere Gabe besaß, selbst aus diesem harten Stein Funken zu locken.

Sie hatte ihn aufgehalten, um mit ihm über die Absicht auch sprechen, den beiden jüngeren Töchtern des Präsidenten Unterricht zu ertheilen, und that dies in ihrer offenen freundlichen Art, so theilnehmend, daß der arme junge Künstler ganz ungewöhnlich davon erwärmt wurde. Die Aussicht, Stunden im Hause zu geben, schienen ihm lieb zu sein und ihn redseliger zu machen, als er gewöhnlich war.

»Ich habe bisher wenig Unterricht ertheilt,« sagte er, »weil es mir kein Vergnügen gewährt und weil ich glaube, nicht recht geeignet dafür zu sein.«

»Ei,« erwiderte sie, »man muß in der Welt manches thun, was kein Vergnügen gewährt; darauf kommt es nicht an, wenn man einsieht, daß es nützlich ist.«

»Sie haben Recht,« erwiderte er lächelnd. »Sie urtheilen ganz wie Herr Niedlich, obwohl auch aus anderen Gründen.«

»Welche Gründe meinen Sie?« fragte Emma.

»Ihr guter Rath kommt aus gutem Herzen,« fuhr er fort, »darum nehme ich ihn dankbar an. Herr Niedlich, der mich mit seinem Maßstabe mißt, möchte mich zu jedem Dienst abrichten, wenn ich damit etwas gewinnen könnte.«

Der Ausdruck der Verachtung, welcher seine Worte begleitete, gefiel der Wirthschafterin. Ihr Antheil vermehrte sich, und er bemerkte es wohl.

»Sie sind stolz,« sagte sie, »das lobe ich. Man muß auf seine Ehre halten, jeder Mensch sollte das thun, aber man muß auch klug sein.«

»Wenn man unbekannt und arm ist,« antwortete er, »wird verlangt, daß man sich demüthige.«

»Aber man braucht es nicht zu thun,« fiel sie ein, »nur muß man den Leuten dabei nicht die Faust vors Gesicht halten. Was ich nicht thun will, dazu soll mich Niemand zwingen; man kann jedoch ganz bescheiden Nein sagen, nicht trotzig und ungeberdig, und wo man nicht Nein sagen darf, weil es eben nicht anders geht, da soll man

sich fügen und schicken und den schönen alten Weisheitsspruch wahren, der da lehrt: Handle gegen deine Mitmenschen so, wie du wünschen mußt, von ihnen behandelt zu werden. Es war gar nicht hübsch von Ihnen, Herr Herzberg, daß Sie die Bitte des Herrn von Trifels so hart und trotzig abschlugen und statt dessen auf und davon gingen.«

Er antwortete nichts, aber seine Augen wurden finster, und seine Lippen zuckten, während er den Kopf niedersenkte. Nach einer Minute richtete er sich wieder auf, und sein bleiches Gesicht war bittend sanft.

»Ich sehe wohl, wie gut Sie es meinen,« sagte er, »allein in diesem Falle – es war mir unmöglich, seinen Wunsch zu erfüllen; doch hätte ich es klüger abschlagen sollen.«

Offenbar kostete es ihm Ueberwindung, dies einzugehen, und um keine Gelegenheit zu einer Antwort zu geben, fügte er sogleich hinzu:

»Ich arbeite jetzt an einer größeren Arbeit. Die Lieder, welche ich bisher dichtete und in Musik setzte, können mir keinen Namen machen, wenigstens nur einen untergeordneten. Finen Namen aber muß man in der Welt haben, einen großen Namen, wenn man Achtung erringen will.«

»Die Menschen mit großen Namen verdienen oft sehr wenig Achtung,« sagte Fräulein Emma; »inzwischen haben Sie Recht, vom Menschen ist bei dem Maße der Kunst und Wissenschaft nicht die Rede. Der Mensch wird nicht bewundert, sondern das Talent, und wer Talent besitzt,

muß thun, was er vermag, um das Beste, was er kann zu leisten.«

Herzberg lächelte ein wenig hochmüthig.

»Der Künstler,« erwiderte er, »steht auf der Höhe des Lebens und wird Niemandem weichen. Ich habe im letzten Jahre ein Bändchen Gedichte herausgegeben, aber Gedichte sind nicht im Stande, jetzt einen Namen zu machen.«

»Warum denn nicht? Wenn sie gut sind, werden sie dem Dichter gerechte Anerkennung bringen.«

Er schüttelte den Kopf.

»Man beachtet sie nicht. Ein großer Name kommt nur durch Großes.«

»Ein großer Name reift langsam, wie ein mächtiger Baum.«

Ein Schatten des Unwillens lief bei diesen Widersprüchen über ihn bin, allein er wurde schnell von dem energischen Aufflammen seiner dunkeln Augen überdeckt.

»Darin irren Sie, Fräulein,« sagte er. »Eine einzige That reicht hin, um berühmt zu werden. Ich habe eine Oper geschrieben, auch den Text dazu, und werde in kurzer Zeit damit hervortreten.«

»Ich wünsche Ihnen das beste Glück,« sagte Fräulein Emma. »Es soll sehr selten sein, daß ein Componist auch zugleich Dichter ist.«

Er lächelte stolz.

»Ich werde meine Oper der Hofbühne übergeben,« sagte er. »Die großen Herren dort werden freilich sehr Vieles kaum begreifen.«

Sie erwiderte nichts darauf, aber sie sah ihn so durchdringend an, als sehe sie tief in ihn hinein.

»Studiren Sie nur tüchtig und schaffen Sie etwas Rechtes,« sagte sie dann, »so wird's auch zu begreifen sein. Sobald wir hier in Ordnung sind mit dem jungen Paare und den Hochzeits-Unruhen, wollen wir unsere Angelegenheit weiter besprechen.«

Bei der Erwähnung der Hochzeit wurde der Musiker, wie es schien, wieder von heftiger übler Laune befallen.

»Wann soll die Hochzeit sein?« fragte er in seinem gewöhnlichen rauhen Tone.

»In sechs oder acht Wochen, sobald die Einrichtungen gemacht sind,« antwortete sie.

»So!« murmelte er, vor sich hinstarrend, während das zuckende, leise Lachen um seine Lippen lief, und plötzlich faßte er nach der Brusttasche seines Rockes, als suche er dort etwas, das er vermißte.

Was es war, das er ein wenig herauszog, einen Blick darauf warf, es wieder einsteckte, konnte Emma nicht erkennen, aber sie vermuthete es.

»In sechs Wochen also,« wiederholte Herzberg, »gut denn, in sechs Wochen! Leben sie wohl, Fräulein Emma, ich werde Ihre gütige Theilnahme zu schätzen wissen.«

Sie zuckte die Achseln, als er hinaus war.

»Dem fehlt's nicht hier,« sagte sie, die Hand aufs Herz legend. »Aber hier, hier!« fuhr sie fort, indem sie sich an die Stirn schlug. »Da sieht es wüst und verworren aus, und ich denke, er wird es nächstens beweisen.«

SECHSTES CAPITEL.

Am nächsten Abend hatte der Präsident eine auserwählte Gesellschaft in seinem Hause versammelt, durch dessen Fenster das helle Licht der Kronleuchter strahlte; doch war dasselbe durch die niedergelassenen Vorhänge gedämpft, und was dahinter geschah, konnte nur an den Schatten errathen werden, die zuweilen vorüber schwebten. Auf der Straße war es kalt; feiner, scharfkörniger Schnee wurde von einem schneidenden Winde durch die Luft geführt; dies hinderte jedoch nicht, daß Herr Niedlich, in seinen dicken Rock gehüllt, dessen Taschen seine langen Hände und dessen Kragen seine Ohren beschützten, seit längerer Zeit dem Hause gegenüber auf und ab spazirte, zuweilen still stand, dann mit einem Sprunge eine plötzliche Schwenkung machte, oder einen Fuß an den anderen schlug und sich drehte, als sei er drüben im Saale eben dabei, zur Polka anzutreten, bis er wieder im Versteck eines hohen Kellerhalses lauschend den Hals reckte und unverwandt die entgegengesetzte Seite der Straße beobachtete.

Endlich wurde er für sein geduldiges Ausharren belohnt; denn es unterlag seinem Zweifel, daß der Herr, welcher langsam mit einer Dame am Arm die Straße heraufkam und sich ihm näherte, Herr von Landau war, welcher Marien führte. Kaum hatte Herr Niedlich diese Bemerkung gemacht, als er mit großer Gewandtheit ganz hinter die halb offene Thür des Kellerhalses schlüpfte,

wo er zusammengedrückt hockte und unbemerkt beobachten konnte.

Der Präsident war in einen Mantel gehüllt, Marie versteckte ihr Gesicht in eine rothgefütterte Atlaßkappe, die Herr Niedlich sehr gut kannte, denn er selbst hatte sie ihr verehrt, weil sie vor einiger Zeit besonderes Verlangen nach einem so warmen, schützenden und eleganten Kleidungsstück äußerte; aber ganz besonders glücklich traf es sich jetzt, daß die beiden Personen nicht drei Schritte von ihm stehen blieben und eine leise Unterredung führten, statt weiter und vorüber zu gehen, Herr Niedlich stützte sich auf seine Hände und spitzte seine Ohren, so viel er es vermochte. Anfangs konnte er nichts hören, als unverständliches Geflüster, dann und wann von einem lauterem Tone oder einem kurzen Lachen unterbrochen. Es kam ihm vor, als bemühte sich Herr von Landau, seinem furchtsamen Schützling Muth einzusprechen, oder Bedenken zu beschwichtigen, und als ob sie dagegen sich zu verwehren scheine, endlich aber nachgebe, um gleich darauf sich von Neuem zu sträuben.

»Mir schlägt das Herz so laut, daß Sie es hören müssen!« flüsterte sie vernehmlicher.

»Ich höre nichts,« erwiderte er. »Soll ich mein Ohr anhalten?«

»Ah, Sie können noch über mich spotten!« sagte sie lächelnd. »Mir ist, als müßte ich umkehren.«

»Umkehren? Das würde ich gewiß nicht zugeben.«

»Wenn ich bedenke, wie böse mein Papa ist, und wie Recht er hat!«

»Worin denn, mein liebes Kind? Worin denn?« fragte Herr von Landau.

»Daß es sich nicht für mich schickt – er hat Recht, ich fühle es – Ihre Nachsicht und Güte haben mich zu dreist gemacht.«

»Aber bestes Kind,« sagte der Präsident, »was fürchten Sie denn, wenn ich Ihr Freund bin? Ich führe Sie in mein Haus. Wer kann Ihnen Mißtrauen einflößen?«

»Sie – Sie freilich sind sehr, sehr gütig gegen mich,« flüsterte Marie, und Herr Niedlich sah durch den Spalt der Kellerthür, wie sie reizend lächelte und die Augen niederschlug; »aber werden nicht – werden nicht verschiedene Personen anders über mich denken und – und es unrecht finden, daß ich in einem solchen Kreise erscheine, dem ich nicht angehöre?«

»Ich möchte wohl wissen,« fiel der Präsident ein, »wer sich unterfangen dürfte, über Sie die geringste Aeufserung zu thun, die sich nicht paßt.«

»O, nein,« erwiderte sie, »Aeufserungen nicht, aber – was man denkt, läßt sich doch nicht wehren. Und meine Kleider sind so einfach, wie ich es bin, wir beide – ja, das ist gewiß – wir beide sind zu einfach.«

»Theueres Kind!« rief Herr von Landau lachend, »eben diese Einfachheit ist entzückend! Wenn sie wüßten, wie reizend Sie aussehen, Sie würden nie etwas daran ändern wollen; wenn es jedoch ihr Wunsch ist, Gold und Seide zu tragen, so will ich Sie damit so reich schmücken, daß alle die geputzten Damen Sie anstaunen und beneiden sollen.«

»Um keinen Preis! nein, um keinen Preis!« sagte sie erschrocken, beide Hände aufhebend. »Mein Vater würde außer sich sein, und was würde dann erst . . . «

»Was die Welt sagen würde?« unterbrach er sie. »Fragen Sie nichts darnach, liebe Marie. Lassen Sie die Welt reden, was sie Lust hat; je weniger man sich daran kehrt, um so eher hört sie auf, sich zu wundern. Das ist mein Grundsatz. Und nun lassen Sie uns gehen.«

»O, mein Gott!« flüsterte sie ängstlich, »mitten in diese Gesellschaft, die gewiß schon versammelt ist!«

»Das wünsche ich und erwarte ich,« erwiderte er. »Ich habe mich entschuldigen lassen mit dringenden Geschäften; Hedwig hat den Empfang meiner Gäste übernommen: Niemand weiß, wen ich mitbringe ich will sie alle überraschen. Auf solche Weise,« fügte er lachend hinzu, »schlägt man mit Einem Schlag tausend Schläge. Seien Sie wie immer, so lieblich, so bescheiden und freundlich, ohne Sich irre machen zu lassen.«

»Ich habe eine entsetzliche Angst!«

»Ich werde immer in Ihrer Nähe sein, um Ihnen beizustehen. Vorausgesetzt, daß Sie mich in Ihrer Nähe dulden wollen.«

»Wenn Sie das wollten – wen könnte ich lieber bei mir sehen?« flüsterte sie hastig.

»Wirklich, wirklich?« fragte er, indem er sich tief zu ihr hinabbeugte.

Es kam dem Herrn Niedlich vor, als küßte der Herr Präsident den Handschuh oder die Hand, oder wohl gar

den Arm der Blechschmieds-Tochter, denn er machte eine sehr verdächtige Schwenkung, und mit aller Gewalt stopfte Herr Niedlich sich den Finger in den Mund und biß darauf, um seiner Luftigkeit Meister zu werden.

»Vorwärts, kleiner Schelm!« flüsterte Herr von Landau dann in siegreichem Tone, »und seien Sie tapfer! Niemand soll Ihnen etwas thun.«

»Aber wird nicht Fräulein Hedwig – und das gestrenge Fräulein Emma . . . ?« sagte sie mit neuem Sträuben.

»Kehren Sie Sich an die nicht, wir wollen schon mit ihnen fertig werden,« erwiderte er, und darauf führte er sie quer über den Weg dem Hause zu, in welchem sie bald darauf verschwanden.

Herr Niedlich erhob sich aus seinem Versteck, und während er seine erstarrten Hände rieb und einer Laterne zueilte, um seine Kniee abzuwischen und seinen Rock zu besichtigen, lachte er herzlich über sein Abenteuer.

»Es ist eine kleine Hexe!« sagte er, »es ist köstlich, wie sie mit dem alten Burschen Komödie spielt! Ich will meine Nase erfroren haben, wenn sie ihn nicht dahin bringt, ihr nächstens ein paar Seidenkleider und Arm-bänder sammt Ohrringen zu Füßen legen. Ganz verflucht piffig ist sie, obwohl sie so sanft wie ein Zibethkätzchen aussieht! Er sollte es nur wissen, daß sie mir den Plan eingegeben hat, wie sie auf seinen Geburtstag kommen und mittanzen wollte, so würde er auch wissen, wie gern

sie heute hingehet und wenig darnach fragt, was Fräulein Hedwig und das alte Wirthschafts-Model für Gesichter dazu schneiden. – Es ist gescheidt, mordmässig gescheidt; aber der alte Geck muß warm gehalten werden, und wenn ich sie geheirathet habe, muß er unser Hausfreund bleiben, bekommt seinen Thee bei uns, hilft Garn wickeln, darf die Hände küssen – haha! Sie wird ihn schon gängeln und ich werde ihn benutzen, wie es sich gehört. – Ich bin noch nie so verliebt in die Wetterhexe gewesen, wie jetzt, und wenn ich's bedenke, warum soll ich nicht gleich ...«

Hier unterbrach Herr Niedlich den stürmischen Lauf seiner Gedanken; denn hinter ihm ging Jemand vorüber, der stehen blieb, ihn leise berührte und einen guten Abend wünschte.

Herr Niedlich drehte sich rasch um und erblickte einen elegant gekleideten Herrn, einen Burnuskragen um die Schultern geworfen, der ihm lächelnd zunickte.

Im ersten Augenblick erkannte er ihn nicht, als jedoch der Lichtschein auf sein Gesicht fiel, war nicht länger ein Zweifel, daß es der Regierungsrath von Wolters sei.

»Eh! Herr von Wolters, Sie sind es!« sagte er. »Sie nicht eingeladen?«

»Dort meinen Sie?« erwiderte Wolters, indem er hinüberblickte. »Nein, wie Sie sehen, mein Bester. Ich bin überhaupt kein Freund von Gesellschaften, wo man sich Zwang auflegen muß; aber Sie, der erste Tänzer im Reich und lebenswürdigste Umsäuseler aller Damen, sollten auf keinen Fall fehlen.«

»Ich,« sagte Herr Niedlich, der sich sehr geschmeichelt fühlte, doch aber die Schmach, nicht eingeladen zu sein, nicht auf sich sitzen lassen wollte, »ich war allerdings eingeladen; konnte es aber nicht annehmen.«

»Sie ziehen es vor, eine Abend-Promenade zu machen,« antwortete Wolters kaltblütig. »Erkälten Sie Sich nicht.«

»Erkälten!« rief Herr Niedlich verächtlich, »niemals! Fassen Sie hier an, doppelter Duffel, rechts und links zu tragen, echt englisch, beinahe einen Finger dick, höllisch theuer, können Wenige bezahlen, kommt aber nicht die geringste Luft bis auf die Haut.«

»Also luftdicht und unantastbar, der gehörnte Niedlich,« sagte Wolters. »Wie sieht es aber von innen aus? Haben Sie da auch keine Erwärmung nöthig? Da man uns beide vom Reste ausgeschlossen hat, so mache ich Ihnen den Vorschlag, wir geben nun selbst ein Fest, das heißt, ich gebe mir die Ehre, Sie einzuladen, mit mir zu speisen und mir das Vergnügen Ihrer Unterhaltung zu gewähren.«

Herr Niedlich war nicht der Mann, eine solche Einladung leichtsinnig auszuschlagen; gern ließ er daher den Vorsatz, welchen er so eben im Geheimen gefaßt hatte, fallen, und nach einigen Weigerungen, die das Verhältniß der Einladung umkehren sollten, nahm er diese an und begleitete den Herrn von Wolters zu einem der ersten Restaurants. Herr von Wolters schien bei demselben sehr bekannt zu sein; er nahm eines der kleinen eleganten Cabinette in Besitz, bestellte Austern, ließ Champagner in

Eis stellen, vor der Hand Rheinwein bringen, und indem er, auf dem rothsamtnen Polster halb ausgestreckt, die Speisekarte studirte, hielt er Herrn Niedlich eine gastronomische Vorlesung über die Vorzüge gewisser trefflicher Speisen und der Getränke, welche allein dazu paßten.

Herr Niedlich hatte sich eines Lehnssessels bemächtigt und seinem Wirthe gegenüber an dem Marmortische Platz genommen. So eitel der Agent auch war und Geld verthat, wo er damit prahlen, etwas kaufen und sich oder seine Zimmer damit behängen konnte, war er doch, was seine Ernährung betraf, ein einfacher und haushälterischer Mann. Dieses, als das theuerste und vornehmste bekannte Local hatte er niemals besucht; wie oft er sich auch gegen Andere gerühmt hatte, in diesen kleinen Feentempeln häufig noch nach dem Theater zu verkehren, war es doch nichts als eitel Lüge. Während ihm Wolters seine Vorlesung hielt, lächelte er nachsinnend vor sich hin; denn er berechnete, was dieser Verschwender werde bezahlen müssen, und freute sich aufs innigste, wie er, ohne einen Pfennig anzurühren, morgen allen seinen Bekannten die glücklich bestandenen Genüsse aufzischen und ihre Gaumen lüstern machen konnte. Zugleich konnte er sich dabei wieder mit einem vornehmen Freunde brüsten, was er so gern that. Herr von Wolters, den er öfter bei dem Präsidenten gesehen hatte, nahm bisher von ihm gar keine Notiz, und über sein aristokratisch kaltes, abweisendes Benehmen hatte ich Herr Niedlich häufig schon geärgert. Der Regierungsrath war aber auch ein

feiner Herr. Zierlich von Gestalt trug er eine goldene Brille, durch deren funkelnde Gläser seine Augen einen sonderbar scharfen Glanz erhielten. Sein Gesicht war blaß, ein wenig verlebt, die Züge schlaff, von der Nase nach dem Munde zogen sich zwei tiefe Falten; der ganze Ausdruck des Kopfes aber war bedeutend. Herr Niedlich fühlte einen gewissen Respect vor der Klugheit, Vornehmheit und Sicherheit, welche er bewunderte.

Wie Herr von Wolters da auf dem Divan saß und die Eigenschaften der besten Austern beurtheilte, die Manchetten aufgestreift, das Messer in den feinen Fingern hielt und mit größter Zierlichkeit schnitt, trank und erzählte, daß er jeden Abend hier soupire, weil ein gebildeter Mensch hier allein sich wohlbehaglich fühlen könne, fühlte sich Herr Niedlich hingerissen von der Wahrheit dieser beglückenden Lehren, und um in der höheren Bildung nicht zurück zu stehen, nahm er sich vor, so viel davon sich anzueignen, als er irgend vermochte. Er griff daher erbarmungslos zu und zeigte eine bewundernswerthe Gelehrigkeit.

»Es ist ausgezeichnet!« sagte er, hastig schlürfend und schleckend, »wenn nur nicht Alles so schnell verschwände!«

»Sehr gut!« erwiderte Wolters, »wir wollen mehr davon kommen lassen! Sehen Sie, Herr Niedlich, das ist der wahre Comfort des Lebens. Ohne allen Zwang, Heiterkeit und Genuß. Wenn wir beide bei dem Präsidenten wären, welche Freuden erwarteten uns im Frack und

in weißer Halsbinde? Eine Tasse Thee, Hitze, Langweiligkeiten aller Art. Mit gelb lackirten Händen, den Hut unter dem Arm hinter einem Stuhl stehend, Dilettanten singen hören, einfältige Complimente machen, sich abquälen, um ein Gänschen zu unterhalten, und endlich so glücklich sein, es zu Tische führen zu dürfen, um allda ein Glas sauren Wein und ein Stück ledernen Braten zu erwischen! Diesem Schicksal sind wir glücklich entgangen.«

»Es ist wahr!« rief Herr Niedlich, von diesen Vorstellungen ergriffen, »außerordentlich richtig! Sie verstehen es, angenehm zu leben, Herr von Wolters.«

Der Regierungsrath stützte den Kopf in die Linke und lächelte vornehm mitleidig auf seinen Gast, der rastlos im Reiche der Bildung weiter arbeitete.

»Ich denke, in dieser Kunst einige Fortschritte gemacht zu haben,« sagte er; »aber ich versichere Ihnen, man muß das Talent dazu mit auf die Welt bringen, sonst wird man vergebens sich abmühen.«

»Man muß als ein vornehmer Herr geboren sein!« rief Herr Niedlich.

»Gott bewahre!« sagte Wolters, »die Vornehmheit hat nichts damit zu schaffen.«

»Eh!« fuhr Herr Niedlich fort, indem er listig grins'te, »man muß reich sein.«

»Bah!« antwortete Wolters, »auch das ist nicht durchaus nöthig. Leider leben die Reichsten meist auf die unverantwortlich schlechteste und elendeste Weise.«

Herr Niedlich ließ zum ersten Male sein Messer sinken, und seine Kinnladen ruhten aus, während ein Zug des Unglaubens um seinen halb offenen Mund spielte.

»Reiche Leute sind zum Theil viel zu schäbig und filzig, um angenehm zu leben,« fuhr Wolters fort, »oder sie sind aus Kreisen hervorgegangen, wo die gemeinsten Genüsse schon als Leckerbissen gelten; oder sie sind gierig wie Raubthiere,« fuhr er, mit einem funkelnden Blick aus seinen Brillengläsern auf den Agenten, fort; »oder aber, es sind völlig geschmacklose Menschen, die sich etwas darauf einbilden, genügsam zu sein, wie sie es nennen, weil sie alles Höhere als Unnatur oder Entartung der Sitten verachten.

»Oho!« rief Herr Niedlich, ausgelassen lachend, »auf wen das geht, kann ich mir denken. Aber es ist wahr, es ist merkwürdig! ich habe mich oft schon darüber verwundert. Wenn man so reich ist, sollte man nicht bei einem Handwerker wohnen, der einen gräulichen Spectakel schon am frühen Morgen macht, noch viel weniger aber mit ihm aus einer Schüssel essen, wie ich es selbst gesehen habe. Wahrhaftig!« schrie Herr Niedlich, »ich habe es selbst gesehen, auf mein Wort! und der alte Hartmann war außer sich vor Freude, wie es ihm schmeckte.«

Herr von Wolters schlürfte den Champagnerschaum von seinem Glase und hielt es dann ans Licht, indem er die aufsteigenden Perlen betrachtete und nachsinnend mit seinem sarkastischen Lächeln hineinsah. »Sagen Sie mir, Herr Niedlich,« fragte er dann, »wie steht mein lieber Vetter denn so eigentlich mit dem Präsidenten?«

»Mit dem Präsidenten?« antwortete der Agent. »O! ich denke, sehr gut, denn der Präsident . . . «

Er hielt ein, zog seine Stirn in Falten, faßte sich an das lange Kinn und grins'te sehr pffiffig.

»Trinken Sie Ihr Glas aus,« sagte Herr von Wolters.

Herr Niedlich knallte mit der Zunge.

»Excellent!« rief er; »was aber den Präsidenten betrifft, der hört Gras wachsen. Ein ausgezeichnete Mann! Geniale Gedanken! Wo irgend ein Geschäft zu machen ist, faßt er zu, wo er einen Vorrath mit Vortheil losschlagen kann, besinnt er sich nicht.«

»Und da er von dieser Waare einen hübschen Vorrath besitzt,« sagte Wolters, »meinen Sie, hat er sich nicht besonnen.«

Herr Niedlich legte den Finger an seine schmale Nase und sah höchst spitzbübisch aus. »Warum soll er sich denn besinnen, bester Herr Wolters?« fragte er. »Diese Waare darf durchaus nicht alt werden, sonst verliert sie Geschmack und Absatz; überdies aber ist es eine kostbare Waare, die man nicht auf dem Hals behalten darf, ohne das ganze Capital zu riskiren.«

Herr von Wolters lachte, Herr Niedlich half ihm dabei. »Ich glaube allerdings,« sagte der Regierungsrath dann, »daß namentlich diese Waare eine höchst kostbare ist.«

»Darauf können Sie Sich verlassen!« rief Niedlich. »Verwöhnt, nur zum Vergnügen brauchbar, keine Idee davon, daß ein Mensch etwas Nützliches thun kann.«

»Glauben Sie denn,« fragte Herr von Wolters, indem er sich mit der Fasanbrust beschäftigte, die vor ihm stand,

»glauben Sie, daß diese kostbare Waare meinen glückseligen Vetter liebt?«

»Liebt?« fragte Herr Niedlich mit unendlich spottender Lustigkeit in seinen hochgezogenen Augen. »Was das anbelangt, o!« – Er legte die Hand wieder an sein Kinn und nickte gravitatisch.

»Sie müssen austrinken,« sagte Wolters. »Schenken Sie Sich ein.«

»Was denken Sie denn, was diese Art Waare Liebe nennt?« fragte Herr Niedlich im hohen Discant. »Neue Shawls, die prächtigsten Kleider, alle Tage etwas Anderes, Lustbarkeiten und Vergnügungen ohne Ende. Wer ihnen das bieten kann, den lieben sie.«

»Und der Präsident, meinen Sie, denkt in seiner Art eben so, wie diese reizende Kleine. Glauben Sie, daß er keine persönliche Zuneigung für diesen Schwiegersohn empfindet? daß es nur dessen Geld ist, was ihn so gütig stimmt?«

»Das versteht sich!« rief Herr Niedlich; »was sollte es denn anderes sein?«

Er schüttelte in lustiger Weise den Kopf.

»Sie glauben doch nicht, daß er sich in den Herrn Assessor verlieben könnte.«

»Er könnte aber doch ein besonderes Wohlwollen für ihn empfinden,« sagte Wolters.

»Persönliches Wohlwollen, Freundschaft!« lachte Herr Niedlich. »Gott bewahre! Für solchen Schwindel ist er zu klug. Lassen Sie den Herrn Assessor heute kommen und ein simpler Herr Assessor sein, der von dem Herrn

Schwiegervater eine Zulage haben will, um zu heirathen, Sie sollen sehen, wie er abgefertigt wird. Aber Herr von Trifels ist reich, und bei einem Herrn, der stets so lustig und fröhlich ist, wird das Freudenleben auch nie aufhören.«

»Was das anbelangt, mein lieber Niedlich,« erwiderte Wolters, an seinem Glase nippend, »so könnte es doch einmal aufhören.«

»Wie so, aufhören?« fragte der Agent, und indem er lauernd den Kopf vorstreckte, flüsterte er: »Ist es nicht so ganz richtig mit dem Reichthum?«

»Damit ist es ganz richtig,« sagte Wolters. »Sie können denken, daß ich es wissen muß, da Trifels mir so nahe verwandt ist, daß, wenn er etwa nicht heirathete, oder ohne Erben stürbe, sein Vermögen mir zufallen müßte.«

»Ihnen?« rief Herr Niedlich erstaunt, »das ist ja recht schade! Bitte tausend Mal um Pardon!« fuhr er fort, »ich will keinem Menschen etwas Böses wünschen, aber Sapperment! wenn es mir so passirte – es ist doch mehr, als man von einem Christen verlangen kann!«

»Es kommt hundert Mal vor,« sagte Herr von Wolters.

»Also Sie?« fragte Herr Niedlich seine Stirn faltend, – »Sie ärgern Sich gar nicht?«

»Ich wüßte wirklich nicht, weshalb ich mich ärgern sollte,« sagte Herr von Wolters lächelnd.

»Warum? – oh! – ich dachte doch, – ich würde mich unter allen Umständen ärgern!« rief Herr Niedlich energisch, mit seiner langen Hand auf den Tisch schlagend.

»Trinken Sie aus,« lachte Wolters. »Ich bewundere Ihr Mitgefühl, wir müssen uns näher kennen lernen!«

»Sapperment!« sagte Niedlich, tiefsinnig vor sich hinstarrend, »wenn ich denke, ich könnte eine reiche Erbschaft machen, und Einer nähme sie mir vor der Nase weg – ich sage Ihnen, Herr von Wolters, ich ließe sie mir nicht wegnehmen! Es möchte geschehen, was da wollte, ich ließe mir mein Geld nicht nehmen!«

Wolters schenkte seinem Gaste von Neuem ein.

»Was kann ich denn thun?« fragte er. »Ich wünsche meinem glücklichen Vetter Heil und Segen und bin nur in Sorgen, daß meine Wünsche vergebens sein werden.«

»Ja so!« rief Herr Niedlich, »Sie haben mir noch nicht erklärt, weshalb das Freudenleben ein Ende nehmen kann.«

»Sie sind ein Mann von Verstand,« sagte der Regierungsrath, »das weiß ich.«

»Was das anbelangt,« fiel Herr Niedlich lächelnd ein, »so besitze ich wenigstens einige Bildung; Weltbildung, Herr von Wolters, die muß man haben.«

»Nun denn,« fuhr Wolters fort, »wie können Sie wohl glauben, und wie kann der Präsident glauben, daß das eine glückliche Ehe werden kann? Mein Vetter ist die prosaische Nüchternheit selbst. Sie haben schon die Bemerkung gemacht, daß er seit Jahren bei einem alten Blechschmied wohnt, sich bei ihm zu Gaste ladet, am liebsten Wasser trinkt, und trotz seines großen Vermögens so einfach lebt, wie ein Mensch, der sein Brod verdienen muß.«

»Es ist wahr!« sagte Herr Niedlich, »es ist sehr wohl zu bedenken. Es macht mich ordentlich bange,« fügte er hinzu und bemühte sich, eine Theilnahme zu heucheln, die er nicht empfand.

»Ich bin fest überzeugt,« fuhr Wolters fort, »daß die Herrlichkeit nicht drei Monate aushält.«

»Ich glaub's selbst!« rief Niedlich erfreut; »es ist ganz gewiß!«

»Und das ist das Einzige, was mich betrüben kann,« fuhr Wolters fort. »Sie werden beide unglücklich werden.«

»Es wäre schrecklich!« sagte der Agent, und während er sich über den Tisch beugte, hefteten sich seine Augen eigenthümlich lauernd und schalkhaft auf seinen Nachbar.

»Was meinen Sie?« fragte dieser.

»Ich meine gar nichts,« antwortete Herr Niedlich, »aber wenn sie unglücklich werden sollten, so denke ich, wird uns beiden das Herz davon brechen?«

Sein muthwilliges Gelächter brachte wenigstens ein Lächeln auf Wolter's Lippen. – »Sie sind ein fühlloser Barbar,« sagte er nach einem kurzen Schweigen; »aber trinken Sie, es wird Ihnen bessere Gedanken bringen, die Ihnen zeigen, was Sie thun müssen.«

»Was ich thun kann,« rief Niedlich, »namentlich für Sie thun kann, Herr von Wolters, werde ich jederzeit mit Vergnügen thun.«

Herr von Wolters nickte leise mit seinem scharfen Lächeln, dann legte er die Hand mit dem großen Siegelring über den Tisch fort auf die langen, harten Finger des Agenten. »Ich merkte und bemerkte schon manches,« sagte er, »was anderen Leuten verborgen blieb. – Ein Wort im Vertrauen jetzt zu Ihnen, Herr Niedlich. Was ich Ihnen mittheile, ist von Wichtigkeit, wenn es auch nicht so scheinen mag. Es kann Ihnen unter gewissen Umständen große Vortheile bringen.«

Das Wort ›Vortheile‹ machte auf Herrn Niedlich einen so fesselnden und ergreifenden Eindruck, wie auf den Soldaten der Klang der Trommel oder der Trompete, oder auf den Geizhals der Klang des Geldes. Er hatte alles Andere vergessen und richtete sich steil auf, indem er in gewinnendster Weise lächelte.

»Sprechen Sie, bester Herr von Wolters,« sagte er, »ich bin ganz zu Ihren geneigten Diensten.«

»Es könnte sein,« erwiderte Wolters, »daß der Präsident sich dennoch in diesem Schwiegersohne irrt. Verstehen Sie mich wohl, es könnte sein, daß etwas vorfiele, wodurch Herr von Landau sich bewogen fühlte, seine Meinung zu ändern. In diesem Falle wäre es Ihr größter Vortheil, wenn Sie sein Vertrauen ganz zu gewinnen suchten und mir Gelegenheit verschafften, die Sache ordnen zu helfen.«

»Gewiß,« sagte Herr Niedlich, »mit dem größten Vergnügen, aber ... ich muß Ihnen bekennen ... ich weiß nicht, wie Sie eigentlich die Sache ... welche Sache?«

»Ich kann mich für jetzt nicht deutlicher machen, Herr Niedlich,« fuhr Wolters fort, »die Hauptsache ist, daß, wenn der Präsident Rath oder Beistand wünscht, Sie ihn darauf aufmerksam machen, daß ich ihm etwas mitzutheilen habe, das ihm gut thun wird. Weiter haben Sie nichts nöthig, seien Sie jedoch versichert, daß Herr von Landau Ihnen sehr dankbar sein wird; nicht weniger werde ich es sein.«

»Allzu viel Güte! Allzu viel Güte!« rief Herr Niedlich, »aber ich weiß wirklich doch nicht . . . «

»Nur das Eine müssen Sie nicht außer Acht lassen,« fiel Wolters ein, »lassen Sie sich nicht das Geringste merken. Sie sind ein besonderer Verehrer von Fräulein Emma.«

»Ich!« erwiderte Herr Niedlich, seine Stirn in unendliche Falten ziehend und heftig lachend. »Verehrer?! Beleidigen Sie meinen Geschmack nicht, Herr von Wolters!«

»Nehmen Sie sich vor ihr in Acht,« sagte der Regierungsrath. »Das ist ein gefährliches Frauenzimmer.«

»Es ist eine Antiquität!« schrie Herr Niedlich ausgelassen.

»Und Ihr Herz ist schon mir den Reizen eines anderen Cabinetsstückes gefüllt!« flüsterte Herr von Wolters, die blitzende Brille zu ihm aufhebend.

Diese Worte machten einen eigenthümlichen Eindruck auf den Agenten. Plötzlich fiel ihm Marie ein, aber um keinen Preis hätte er von ihr sprechen mögen. Es kam ihm vor, als sähe ihn Wolters übermüthig spottend an.

»Ich glaube, ich habe gar kein Herz,« antwortete er lustig. »Es ist wirklich wahr, bei dieser schlechten Zeit ist ein Herz ganz überflüssig.«

»Sehr weise gedacht!« sagte Wolters. »Bleiben Sie dabei, lieber Niedlich; bei allem, was Sie thun, denken Sie immer daran, daß das Herz nichts ist, als ein elender Sack voll Blut. Aber Ihren Kopf nehmen Sie zusammen, was der pfiffig ausgesonnen hat, das führen Sie aus, so werden Sie vortreffliche Geschäfte machen.«

Es war, als ob eine Prophetenstimme gesprochen hätte, die Herrn Niedlich durch Mark und Bein drang. Der Wein hatte sein Blut erhitzt, er sah leise grinsend vor sich hin in das Glas; plötzlich nahm er dieses, trank es aus, und stand auf.

»Wo wollen Sie denn hin?« fragte der Regierungsrath.

»Ich muß fort!« antwortete Herr Niedlich, indem er energisch seinen Rock zuknöpfte und nach dem Duffelpanzer griff.

Herr von Wolters zog langsam seine Uhr.

»Das Theater wird bald aus sein,« sagte er, sich auf dem Canapee ausstreckend; »bleiben Sie hier, ich will Sie in gute Gesellschaft einführen.«

Herr Niedlich bestand jedoch darauf, daß er gehen müsse. »Es ist ein Geschäft,« sagte er, »das heute noch abgemacht werden muß. Wirklich, es muß abgemacht werden.«

Herr von Wolters drang nicht weiter in ihn, er wünschte ihm guten Erfolg, versprach ihn zu besuchen, oder erwartete, daß der Agent ihn aufsuchen werde, wenn

er ihm etwas mitzutheilen habe, und begleitete endlich seine Entlassung mit einem stummen Kopfnicken und dem stechenden Lächeln, das Herr Niedlich nicht leiden mochte und über welches er sich noch ärgerte, als er draußen den Kragen wieder über seine Ohren zog, und die langen, dünnen Arme in die Taschen steckte.

Zuletzt lachte er jedoch mit voller Genugthuung.

»Was geht mich der Bursche an!« murmelte er vor sich hin. »Mögen sie allzusammen sehen, wie sie fertig werden! Kein Wort habe ich verstanden, lauter Schwindel, nichts als Schwindel! die ganze Menschheit ist ein Schwindel! Aber das Reelle habe ich genossen, ausgezeichnet gespeis't, wie ein Lord, und er bezahlt die Spesen! Man muß immer so handeln,« sagte er, mit einem wonnigen Schulterrücken, »daß man den reellen Gewinn behält und andere Leute die Spesen decken, und so werde ich denn auch jetzt – halt!« lachte er leise, indem er still stand, »ich bin schon vorbei gelaufen bis an meine Thür! – Darin hat er Recht, ich muß meinen Kopf zusammen halten, wenn ich dem Alten die Geldsäcke abnehmen will; aber es hat nichts zu sagen, da bin ich schon!«

Er sah an dem grauen Giebelhause hinauf und flüsterte vergnügt:

»Warte, Du alter Narr, übers Jahr bist Du gewesen!«

Damit legte er die Hand auf die alterthümliche Klinke der Thür, die ihr heftiges Klingeln hören ließ, als er über die Schwelle stolperte.

»Oho!« rief er, indem er den Gang hinab lief, und er wiederholte dieses Oho mehrmals, ehe er die Stubenthür erreichte und öffnete. »Es ist merkwürdig, Papa Hartmann – guten Abend Mama – alle Wetter! es wird kalt, aber es ist merkwürdig, wie ich hier ins Haus hinein gefallen bin, als müßte es so sein, oder als wäre es ein Zeichen, daß ich nicht wieder hinaus sollte.«

Er zog den Duffel aus, hängte ihn an den Haken der Stubenthür und rieb die schmalen langen Hände mit wunderbarer Geschwindigkeit, wobei er sehr vergnügt aussah.

Der Meister saß auf seinem Platze an dem großen, mit Wachstuch überspannten Tische und las in dem Pfennigmagazin, das aufgeschlagen vor ihm lag; die Frau Meisterin arbeitete wie gewöhnlich, die große Hornbrille auf der Nase, welche sie abnahm, um etwas verwundert, aber doch freundlich den Gruß ihres Gastes zu erwidern. Hartmann dagegen brummte diesem, seitwärts blickend, etwas zu, was alles Mögliche bedeuten konnte, und blickte dann von Neuem in sein Buch.

Dieser zweifelhafte Empfang machte jedoch nicht den geringsten Eindruck auf den Agenten. Er nahm einen der schweren Holzstühle, schob ihn an die Ecke des Tisches und begann seine Unterhaltung in kluger Weise zunächst da, wo er auf den meisten Erfolg zu rechnen hatte.

»Sie wundern Sich wohl, Mama, daß ich noch gekommen bin?« fragte er.

Die alte Frau sah nach der Uhr hin, die eben Neun schlug.

»Eh!« fuhr er fort, »ein Nachbar, den man von Kindesbeinen an kennt, kann sich schon dergleichen erlauben! Habe ich Recht, Papa Hartmann?«

»So lange das Haus offen ist,« antwortete der Meister, ohne aufzublicken, »kann Jeder zu mir kommen, wenn er etwas bei mir zu suchen hat.«

»Die Gutes bringen, mögen immer kommen, mag's Tag oder Nacht sein!« rief Herr Niedlich, seinen kleinen Mund spitzend. »Und das bin ich, Papa. Ist es nicht wahr, Heinrich kann kommen, wenn er will? er bringt Gutes.«

»Wo kommen Sie denn her?« fragte die Frau, die ihrem Manne die Antwort abschneiden wollte.

»Eingeladen gewesen,« sagte Herr Niedlich selbstgefällig. »Wenn man ausgebreitete Bekanntschaft besitzt, Mama, wird man oft eingeladen. Es ist nicht auszuschlagen, wenn man zur guten Gesellschaft gehört.«

Die Frau Meisterin sah ihn wohlgefällig an.

»Sie sind aber doch nicht . . . « sagte sie.

»Bei dem Präsidenten gewesen?« fiel er ein. »Bewahre! es ist mir aber auch gar nicht daran gelegen. Das heißt,« fügte er sich besinnend hinzu, indem er den Finger an die Nase drückte und die Stirn faltete, »wenn mir etwas daran gelegen gewesen wäre, so würde es nur eines gewissen Gegenstandes wegen der Fall gewesen sein.«

Der alte Mann wandte sich von seinem Buche ab und legte die dickbeaderte Hand darauf.

»Es ist jedoch nicht der Fall gewesen,« fuhr Niedlich fort. »Ich bin nicht eingeladen worden, eben so wenig wie

der Herr von Wolters, der Regierungsrath, Sie kennen ihn doch, Mama?»

»O ja!« sagte sie, »der taugt nichts.«

»Taugt er nichts?« fragte Niedlich lachend. »Aber es ist ein feiner Herr, immer fein, immer galant und weiß zu leben, darauf können Sie Sich verlassen.«

»Wer giebt ihm das Geld dazu?« fragte sie. »Kein anderer wie sein Vetter, der Assessor. Wenn er Schulden macht, muß der sie bezahlen.«

»Es geht Keinen was an!« brummte der Meister.

»Es ist eine Sache, welche die ganze Menschheit betrifft!« rief Herr Niedlich, der mit seinem lauernden Lächeln zugehört hatte. »Sagen Sie nichts dagegen, Papa. Die ganze Menschheit sollte es nicht dulden, daß es Menschen giebt, denn jeder Mensch gehört zur Menschheit und ist ein Stück von ihr, daß es also Menschen giebt, welche Theile vom Ganzen sind und als Theile für das Ganze ihre Schuldigkeit nicht thun. So ist es, ich sage Ihnen, es ist so!«

Herr Niedlich setzte seinen schmalen langen Mittelfinger auf seine schmale Brust und fuhr mit einer gewissen Feierlichkeit fort:

»Hier sitzt es, Papa, da ist nichts, kein Herz für die Menschheit, und wenn man sich auch das noch gefallen lassen wollte, so ist hier –« Herr Niedlich tippte mit dem langen Finger in sein kurz abgeschorenes Haupthaar – »doch nichts weiter als Wind und Qualm und Nichtswürdigkeit.«

»Es ist richtig,« sagte der alte Mann, »die sind überall.«

»Ist die Menschheit zum Arbeiten da oder zum Vergnügen?« fuhr Herr Niedlich fort, und als er seine Antwort erhielt, ertheilte er sich diese selbst. »Es soll ein Jeder arbeiten, Keiner soll bloß zum Vergnügen leben,« sagte er energisch, auf den Tisch klopfend, »es mag sein, wer er will, und darum ist so ein höherer Bummeler in meinen Augen nicht einen Pfennig mehr werth, wie der geringste. Es geht uns aber alle etwas an, Papa Hartmann, wenn wir dergleichen Verschwender unter uns haben, denn auch wir gehören zur Menschheit und müssen sie mit ernähren, müssen mit für sie arbeiten. Wir müssen sämmtlich ihre Rechnungen mit bezahlen helfen. Sie, ich, die Mama, Mariechen, Jeder von uns. Es ist keiner da, der nicht bezahlen muß, ich sage Ihnen, Alle müssen geben.«

Der alte Mann schüttelte ungläubig den Kopf.

»Das ich auch so eine Windbeutelei,« sagte er.

»Windbeutelei!« schrie Herr Niedlich, »es ist so wahr und gewiß, wie wir hier Beide am Tische sitzen. Die Menschheit hat ihr Gesamt-Capital, das ist das Hauptbuch für Alle. Jeder einzelne Mensch hat darin sein eigenes Conto als Theil des Ganzen, wo ihm gutgeschrieben wird, was er verdient, gewinnt und schafft, und abgeschrieben wird, was er verzehrt; wenn aber Einer nun gar nichts verdient, dafür aber so viel wie möglich verzehrt, wie soll er denn leben? Er könnte nicht acht Tage leben, wenn ihn die gesammte übrige Menschheit nicht erhielte. Haben Sie es jetzt verstanden, Papa?«

Der Meister sah einen Augenblick vor sich hin und sagte dann entschieden:

»Es ist aber doch alles nichts als Windbeutelei.«

»Es ist Bildung!« rief Herr Niedlich. »Es ist blos Wissenschaft! Wissenschaft und Kunst verschönern das Leben, sonst nichts.«

»Es wundert mich blos,« sagte der Meister in seinem mürrischen Tone, »daß Sie es noch der Mühe werth halten, bei so ungebildeten Leuten vorzusprechen.«

»Sie, Papa, Sie!« antwortete Niedlich lachend, »Sie, der mich von Kindesbeinen an kannte, sollte nicht besucht werden? Glauben Sie, daß ich hochmüthig bin? Ich bin so wenig hochmüthig, wie ich ein Verschwender oder ein Bummler bin.«

»Sie scheinen mir heut einen besonderen Nebel im Kopf zu haben,« fuhr der alte Mann fort, indem er wieder in sein Buch blickte.

»Das macht,« rief Herr Niedlich, laut lachend, »weil ich mich auf Kosten der Menschheit ernährt habe. Champagner getrunken, Austern gegessen, nachher Fasan! Es gehört auch mit zur höheren Bildung, Papa, kostet mich aber keinen Pfennig. Es ist nichts für mich, Geld für solche Zungenkitzelei auszugeben. Reelle Sachen, da bin ich da. Ich habe heute etwas gejauft, Mama, morgen sollen Sie es sehen, Marie auch, Sie werden die Augen aufmachen. Es soll mir Einer sagen, ob er es besser hat. Die ganze Ausstattung für Fräulein Hedwig, von der sie so viel Gerede machen, ist Lumperei dagegen.«

»Was haben Sie denn gekauft, Heinrich fragte die Frau Meisterin.

»Leinen, echt holländisch,« erwiderte er, »Tischzeug, ein ganzes Dutzend Gedecke, Damast wie ein Brett, Blumen darin, wie gemalt. Was ich damit will, Mama?« – Er hielt lachend inne, rieb sich seine Hände und grinste wie ein Affe. »Heirathen will ich,« platzte er dann heraus, »und meinen verehrten Schwiegereltern die Ausstattung sparen, weil's baare Geld sich immer besser brauchen läßt.«

Die Frau Meisterin hatte den Strumpf vor ich hingelegt, in ihren hohlen Backen schimmerte ein er wartungsvolles Lächeln, das dem Agenten Muth einflößte, den er jedoch nicht nöthig hatte.

»Es ist einmal nicht anders, es muß heraus!« fuhr er fort, den Meister am Arm fassend. »Ich brauch's aber nicht erst zu sagen, Jeder kann es denken. Ist es nicht wahr, Papa Hartmann? Hand her, eingeschlagen!«

»Wozu?« fragte der alte Mann.

»Wozu?! Jetzt hören Sie einmal, Mama, wie er fragt. Ich will mir Marie wieder einmal von Ihnen leihen, Papa! Aber nicht etwa auf Stunden oder Tage, aufs ganze Leben will ich sie leihen, ich will sie gar nicht wieder bringen.«

Der Alte saß da, als hätte er noch immer nichts verstanden. Ohne eine Miene zu verziehen, schaute er vor sich hin auf das Buch.

»Eingerichtet bin ich,« sagte Herr Niedlich. »Sie wissen ja, wie ich eingerichtet bin; bequem ist es auch, Thür an Thür, aus einem Haus ins andere, Marie wird's kaum merken, haha! Frau Agentin Niedlich! hören Sie mal, wie

es klingt, Papa! Was sagen Sie nun? Bin ich noch hochmüthig oder nicht? Was habe ich gesagt, wie ich kam? Ich bin ins Haus gefallen, sagte ich, und gehe nicht wieder hinaus!«

»Da ist die Thür,« antwortete Hartmann, indem er mit dem Finger darauf deutete.

»Die Thür? ja freilich da ist sie,« lachte Herr Niedlich. »Künftig wollen wir Flügelthüren machen lassen; aber wissen Sie was, Papa, wir wollen die Sache ganz kurz abmachen!« ,

»Das ist meine Meinung auch,« sagte der alte Mann.

»Also ich nehme dankbar, was Sie mir geben – was wollen Sie denn, Papa? Alle Wetter, mein Arm! Lassen Sie meinen Arm los!«

Wie eine Feder drehte der stämmige Meister den dünnen Agenten und stieß ihn vor sich her nach der Thür.

»Herr Jesus! Christian!« schrie die Frau Meisterin.

Er war schon auf dem Gange.

»Mein Rock! mein Hut!« hörte sie draußen schreien.

Die Thür klingelte und fiel wieder zu.

Wie sie erstarrt stand, kam der Meister zurück, nahm Hut und Rok und ging wieder hinaus. Noch einmal wurde die Thür geöffnet, und sie hörte wie er hinausrief:

»Weiter giebt es hier nichts!« und wie der Riegel zuschnappte.

Dann trat ihr Mann wieder herein, so ruhig, als sei nichts vorgefallen. Er setzte seinen Stuhl zurecht, rückte den Band Pfennigsblätter unter die Lampe und las weiter.

ZWEITER BAND.

ERSTES CAPITEL.

Herr von Trifels wurde am folgenden Morgen durch seinen Vetter, den Regierungsrath, aufgeweckt, der die Thür seines Schlafzimmer öffnete und auf der Schwelle stehend, mit seinem Stöckchen pochte.

»Da sieht man, was ein Bräutigam für eine glückselige Creatur ist!« rief er hinein. »Statt an Herzklopfen und Schlaflosigkeit zu leiden, ruht er von aller Pein befreit, im süßen Schatten der Gewißheit.«

»Du bist es, Rudolph,« antwortete Trifels, sich aufrichtend. »Ich bin spät nach Hause gekommen. Gleich bin ich bei Dir.«

Herr von Wolters trat zurück, legte seinen Hut auf einen Stoß Acten, der neben einem vielbenutzten Schreibpult sich aufthürmte, und setzte sich auf das ziemlich harte, gelbblumige Sopha. Er lehnte sich in eine Ecke, betrachtete die einfachen Mobilien, den runden Tisch mit der Leinendecke, die Kaffeemaschine darauf, neben welcher die Spiritusflasche und ein Zündfeuerzeug standen, und drehte den Pferdefuß von Eisenbein, welcher den Knopf seines Stöckchens bildete, zwischen seinen spöttisch verzogenen Lippen.

Nach wenigen Minuten am Trifels. In seinem grauen Morgenrock, ein bedrucktes Tuch nachlässig um seinen Hals gewunden, paßte er zu dieser einfachen Wohnung. Nach den ersten Grüßen und Entschuldigungen setzte er sogleich die Spirituslampe in Brand, und während er sich

damit beschäftigte, sein Frühstück selbst zu bereiten, erzählte er bunt durch einander und lachend von dem gestrigen Abend, von Hedwig, von allerlei lustigen Auftritten, und was ihm sonst einfiel. Der Regierungsrath hörte zu und beobachtete seinen Verwandten. Der schöne Kopf des heiteren jungen Mannes neigte sich ihm entgegen, er schien jeden Zug daran genau zu durchforschen und eigenthümliche Gedanken zu haben, die sich in dem kalten Lächeln ausdrückten, das seine Lippen festhielten, während seine Augen starr vor sich hin schauten.

Ein frischer Hauch geistiger und körperlicher Gesundheit war seinem frohsinnigen Vetter aufgeprägt. Sein Gesicht war voll, fest und markig, der röthliche Schimmer des Blutes färbte sanft und gleichmäßig dessen Haut, die stolze Stirn war so glatt wie Marmor, und seine Augen rollten, während er erzählte, muthwillig und muthig umher. Sie waren durchsichtig, wie Krystall.

»Also noch immer die alte Studenten-Wirthschaft,« sagte der Regierungsrath, als Trifels sich aufrichtete. »Mit dem einen Fuß aus dem Bett, wird die Kaffeemaschine in Bewegung gesetzt.«

»Die gute alte Maschine!« lachte der Assessor. »Was wäre schon aus mir geworden, wenn ich sie nicht gehabt hätte! Wie oft in durchwachten Nächten hat sie mir wie Faust's Schale den dunklen Trank gereicht und mich der Erde zurückgegeben!«

Wolters bohrte den Pferdefuß in sein Kinn und zog das farblose, scharfe Gesicht zu seinem Vetter auf.

»Du siehst sehr gut aus, wirklich sehr gut,« sagte er, »doch daran, mein Freund, ist ein anderer Spiritus schuld; eine andere Lampe leuchtet jetzt Deinen Nächten.«

»Der heilige Geist der Erde, der uns Muth zum Leben, Kraft zum Vollbringen giebt. – Ich habe früher geglaubt, Rudolph, daß ich nicht alt werden würde, jetzt möchte ich das Gegentheil behaupten. Was meinst Du?«

»Hast Du dessentwegen an mich geschrieben?« fragte der Regierungsrath.

Trifels hatte sich neben ihn gesetzt, bei dieser scherzenden Frage legte er den Arm um seinen Vetter und sagte mit Herzlichkeit:

»Wir müssen einmal über allerlei wichtige Dinge uns aussprechen. Zunächst über meine Verlobung. Sie ist Dir überraschend gekommen, nicht wahr? Was sagst Du dazu, daß ich mich verheirathen will?«

»Ich wünsche Dir, wie ich es schon gethan habe, nochmals alles mögliche Glück.«

»Du bist mein nächster Verwandter,« fuhr Trifels fort, »es freut mich in vieler Beziehung, wenn meine Wahl Deinen Beifall hat. Hedwig – meine Braut, sie ist freilich aus keiner Familie mit Gott weiß wie vielen Ahnen.«

»Thorheit!« sagte der Regierungsrath, »man heirathet keine Ahnen.«

»Nein!« fuhr Trifels erfreut fort, »aber Hedwig ist allerdings auch sehr jung – kaum neunzehn Jahre.«

»Ein Mädchen kann nie jung genug sein,« erwiderte Wolters. »Du mußt heirathen, es ist das Gescheidteste, was Du thun kannst.«

»Darf ich fragen warum?«

»Weil es das einzige Mittel ist, um Dich von dieser schrecklichen Kaffeemaschine und dem Blechgeruch dieser Höhle zu erretten.«

Trifels lachte herzlich darüber.

»Wenn es nur das wäre!« rief er. »Aber glaube mir, Rudolph, ich habe nach reiflicher Ueberlegung gewählt.«

»Wenn das der Fall ist,« sagte der Regierungsrath, »worauf willst Du warten? Du bist unabhängig, lebst allein, hast keine Lust, Carriere zu machen, obwohl man es glauben konnte.«

»Ich will nicht, ich habe es satt!« antwortete der Assessor. »Ich will leben« – er legte die Hand an seine Stirn – »ich konnte es nicht länger so ertragen. – Die Tage schleppen sich hin, man wird müde davon – darum habe ich mich der Liede in die Arme geworfen und will aus ihren vollen Bechern trinken.«

»Laß sie Dir bekommen und finde das Glück auf dem Grunde,« erwiderte Wolters mit seinem Lächeln, das immer etwas Spöttisches hatte.

»Auf dem Grunde!« rief Trifels und seine Augen blitzten. »Die Becher der Liebe haben keinen Grund. Man muß trinken und trinken, doch nie den Grund erreichen.«

»Dann mußt Du nicht heirathen,« sagte Wolters. »Wer so durstig ist, muß nie glauben, daß EEin Becher ewig währen, nie leer werden kann. Ich gebe Dir jedoch zu,«

fuhr er fort, als er den Schatten bemerkte, der plötzlich wie ein Schleier auf das heitere Gesicht seines Veters fiel, »daß Hedwig's Erscheinung so viel Zauberisches hat, um daran zu glauben. Man kann nichts Lieblicheres sehen, als dieses reizende Gesicht mit den beweglichen Augen, dem schelmischen Grübchen und den zehntausend Einfällen in jeder Minute. Langweilig wird Deine Ehe so leicht nicht werden. Sie wird Dich in Athem erhalten.«

»Ich muß in Athem erhalten werden!« rief Trifels mit der alten Fröhlichkeit.

»Auch darin stimme ich Dir bei,« fuhr Wolters fort. »Für ein sogenanntes stilles, häusliches Glück bist Du nicht geschaffen.«

»Glaubst Du das auch?« fragte Trifels lebhaft.

»Du bist selbst viel zu unruhig, erregt, von Einfällen geplagt,« fuhr der Vetter in seiner Weise lächelnd und den Pferdefuß drehend, fort, »und trotz Deiner liebenswürdigen, heiteren Gemüthlichkeit mit allerlei seltsamen Launen behaftet, die sich schon daran beweisen, daß Du seit Jahren in dieser Höhle wohnst und Deinen Kaffee selbst kochst. Was wolltest Du mit einer stolzen, verwöhnten, capriciösen Dame in gesetztem Alter, mit vorgerückten Grundsätzen? Aber wenn es auch ein Wesen wäre, wie es sich die Herren Poeten als Urbild holder Weiblichkeit malen: geistvoll, wie sie es nennen, voll tiefer oder kühner Gedanken, voll hoher Empfindungen, kurz: gleichmäßig vollkommen an Seele, Herz und Körper, sie würde Dich unglücklich machen! Alles in der Welt, nur keine sentimentale oder ernsthafte, so genannte denkende Frau!

Eine denkende Frau ist eben so widerlich, wie ein denkender Schauspieler. Eingebildet auf ihre Weisheit und steiflederne Verständigkeit, will sie verehrt werden, anerkannt werden, selbstständig sein, die herrschende Stimme haben, und man hat tausend Rücksichten zu nehmen. Solch ein fröhliches, leichtes Püppchen ist eine ganz andere, angenehme Sache. Das kümmert sich um nichts, lebt sorglos in den Tag hinein, lacht, küßt, liebt und ist selig vergnügt über jedes neue Kleid und jeden neuen Putz.«

Trifels hatte still sinnend zugehört, »Du zeichnest den Wald, dessen Bäume Du kennst,« antwortete er jetzt. »Bei Deinem lockeren, leichtfertigen Leben und Deinen intimen Bekanntschaften mit Sängerinnen und Tänzerinnen sind solche Anschauungen ganz in der Ordnung. Hedwig liebt mich von ganzem Herzen, mit reiner, ganzer Seele, und davon verstehst Du nichts, Rudolph; Du weißt nicht, was das heißt, geliebt zu sein!«

Die Brillengläser des Regierungsrathes funkelten blendend, als er sich zurücklegte, um seinen Vetter besser anzusehen. Das blasse, schlaffe Gesicht wurde durch sein Lachen noch schärfer, und die arglistigen Falten vom Mundwinkel nach der Nase hinauf wurden noch tiefer.

»Ich habe es in Deiner Weise allerdings noch nicht versucht,« sagte er; »es kann jedoch sein, daß ich auch noch dazu gelange.«

»Verliebe Dich, heirate!« rief Trifels. »Vor lauter Liebchaften bist Du noch nicht zur Liebe gekommen. Auch Dein Leben muß, wie es jetzt ist, ein Ende nehmen.«

»Ich befinde mich ganz wohl dabei,« sagte Wolters. »Meine Dienstgeschäfte sind sehr angenehm, in zwei Stunden täglich ist alle Arbeit abgemacht, die übrige Zeit ist meinem Vergnügen gewidmet.«

»Das heißt, Du machst Besuche bei Deinen schönen Freundinnen, verabredest Parteen, dinirst in bester Weise, verbringt die Zeit bis zum Theater mit auderen Vergnüglichkeiten, bis Abends ein Whist oder l'Hombre oder ein Stelldichein bei Bertini oder ein Club, gleichgestimmter Seelen den Schluß macht. Das nennst Du Leben. Ich könnte es nicht eine Woche aushalten, ohne dabei zu Grunde zu gehen.«

»Jeder Narr trägt seine eigene Kappe,« lachte der Regierungsrath, »und jedem gefällt die seine am besten.«

»Um aber aus dem Scherz zum Ernst zu kommen, mein theurer Rudolph,« fuhr Trifels fort, »so muß ich Dir einige Eröffnungen machen, die jedoch unseren gegenseitigen guten Humor nicht beeinträchtigen dürfen. Ich habe vor einigen Tagen wieder ein paar Wechsel bezahlt, die Du so freundlich warst, auf mich auszustellen. Ich habe dies immer sehr gern gethan, und so viel ich kann, soll es auch fernerhin geschehen. Indeß, da ich bisher sehr wenig für mich gebrauchte, künftig aber weit mehr gebrauchen werde, so will ich Dich bitten . . . «

»Kein Wort mehr davon, Du hast genug gesagt!« fiel Wolters ein.

»Nicht doch!« sagte Trifels; »Ich bin kein Crösus, allein ich wiederhole es, gern werde ich zu Deinen Diensten sein, nur nicht mehr in der bisherigen Weise. – Darum,«

fuhr er fort, indem er sein offenes schönes Gesicht aufhob und lächelnd Wolter's Hand drückte, »darum muß Du meinem Beispiele folgen, Rudolph, und wenn Du eine kluge, verständige Frau für mich nicht anwendbar hältst, so wünsche ich Dir dafür eine solche, die Dich curirt und Dir solche Verehrung und Anbetung beibringt, daß der ganze alte Adam von Dir abfällt und ein häuslicher, stiller, liebenswürdiger Eheherr übrig bleibt.« – –

Hier wurden die beiden Verwandten durch ein rasches Klopfen an der Thür unterbrochen, die gleich darauf von Herrn Niedlich geöffnet wurde, der hastig hereintrat und sogleich sich an Eduard von Trifels wandte.

»Ich muß Sie sprechen, Herr von Trifels,« sagte er, »verzeihen Sie, daß ich störe, aber es giebt Dinge in der Welt, die schrecklich und fürchterlich zugleich sind und welche man nicht geduldig ertragen kann, weil sie unerklärlich scheinen.«

Trifels blickte den Agenten verwundert an, der sehr aufgeregt war und gegen seine Gewohnheit ernsthaft und ängstlich aussah.

»Was ist denn geschehen!« fragte er mit der Ahnung eines Unglücks.

»Haben Sie nichts bemerkt?« erwiderte Herr Niedlich.

»Bemerkt? Nein! – Wo?«

»Sie haben nichts bemerkt? Hier im Hause. Keinen Lärm, nichts? Ist der Doctor hier gewesen?«

»Ich bin spät nach Hause gekommen,« sagte Trifels. »Sollte Jemand erkrankt sein?«

»Erkrankt!« schrie Herr Niedlich, indem er seltsam seine langen Kinnbacken zurückzog. »Wenn's bloß eine Krankheit wäre, ein Nervenfieber, eine einfache Gehirnentzündung – aber es ist mehr, es ist fürchterlich!«

»Mein Gott!« rief Trifels, »was ist es denn?«

»Hier!« sagte Herr Niedlich mit dumpfer Stimme, indem er auf seine Stirn tippte. »Rein toll!«

»Wer denn? Sie?!« erwiderte der Assessor, der im Augenblick nicht wußte, ob Herr Niedlich nicht wirklich den Verstand verloren hatte.

»Ich? Spaß! ich weiß immer, was ich thue,« antwortete der Agent, indem er sich stolz aufrichtete. »Aber der Alte unten, Papa Hartmann, er ist gestern Abends plötzlich verrückt geworden.«

Trifels fuhr erschrocken auf.

»Das kann ich nicht glauben,« sagte er.

»Sie werden es schon sehen!« beteuerte Herr Niedlich. »Der Himmel bewahre Sie davor, daß Sie den Anblick haben, wie ich gestern Abends! Einen Kopf wie Feuer, Augen wie glühende Kohlen, wie ein Drache sah er aus, der alles zerreißen will, was in seine Nähe kommt.«

»Und Sie?« fragte der Assessor, »was thaten Sie?«

»Nichts!« schrie Herr Niedlich, »das war es ja, eben! Wie aus heiterem Himmel kam es plötzlich über ihn; ich glaube, er ist verrückt geworden, weil er sein Glück nicht fassen konnte. Mitten im lustigsten Gespräch sprang er auf, faßte mich beim Arm – ich kann den Arm noch nicht rühren – zur Thür hinaus mit mir, Hut und Rock hinter

her – mein neuer englischer Rock mitten auf die Gasse geworfen, gebrüllt wie ein Thier: Hier giebt's weiter nichts zu holen! und baff! den Riegel vor. Ich war außer mir, aber solch Wahnsinniger hat eine fürchterliche Stärke.«

»Sonderbar!« sagte Trifels »als ich mit seiner Tochter nach Hause kam, hat er uns die Thür aufgemacht, doch keine Spur von Zorn oder Aerger war zu bemerken. Im Gegentheil, er schien mir heiterer als gewöhnlich gestimmt.«

»So!« antwortete Herr Niedlich nachdenkend, indem er an sein langes Kinn griff. »Dann ist sein Anfall vorüber gewesen.«

»Sie thäten am besten,« rieth der Assessor, »wenn Sie selbst einmal nachfragten.«

»Um keinen Preis!« schrie Herr Niedlich schauernd; »ich habe den Anblick einmal erlebt und bin zufrieden. Sie, bester Herr von Trifels, Sie müssen helfen. Ziehen Sie Erkundigungen ein, fragen Sie die Mama, wie es steht, oder fragen Sie ihn selbst, ob er jetzt wieder bei Verstand ist und was ihm eigentlich gefehlt hat. Ich begreife es nicht, aber es war schrecklich. Begreif's, wer kann! sagt Göthe, dieser alte Papa würde aber auch von Wallenstein nicht begriffen worden sein.«

Trifels fühlte sich beruhigt und erheitert. Er glaubte Alles begriffen zu haben, versprach jedoch, nähere Erkundigungen einzuziehen und Niedlich so bald wie möglich deren Ergebniß mitzutheilen.

Der Regierungsrath hatte sich gar nicht in diese Angelegenheit gemischt. Er saß in der Sopha-Ecke, kaute das

Stöckchen zwischen seinen Lippen und blieb so gleichgiltig, daß er ein Buch vom Tische nahm und darin blätterte, ohne den Agenten auch nur eines Blickes zu würdigen. Herr Niedlich hatte dies alles sehr wohl bemerkt, und trotz der gräßlichen Dinge, die seinen Kopf füllten, war er im Stillen entrüstet über den Hochmuth des Regierungsrathes, der ihn wie einen Wildfremden behandelte; allein seine Pffiffigkeit verließ ihn doch nicht so weit, um irgend einen Ausfall zu machen, und als er sich empfahl und Herr von Wolters sich nach ihm umwandte und leise lächelnd nickte, kam ihm die Ueberzeugung, der Regierungsrath handle mit Absicht so, weil sein Vetter nichts von dem gestrigen Abend bei Bertini wissen solle.

Her Niedlich war jedoch kaum fort und Trifels machte die Thür hinter ihm zu, als Wolters heftig, aber unhörbar lachte; dabei stand er auf und nahm seinen Hut.

»Dieser Dummkopf!« sagte er, als er sah, daß sein Vetter nicht weniger belustigt war als er selbst. »Er ist zum Hause hinaus geworfen worden, kann aber trotz seiner blauen Arme den Vorgang nicht begreifen.«

»Die Sache ist ganz einfach,« erwiderte Trifels. »Er ist im Verständniß mit der hübschen Marie, der Vater ist dagegen. Wahrscheinlich hat er gestern Abend dem Alten seine Wünsche eröffnet, der ihm die sinnverwirrende Antwort gegeben hat.«

»Sie hat mit diesem Affen ein Verhältniß und will ihn heirathen?« fragte Wolters.

»Sie ist eitel,« erwiderte Trifels, »und die Mutter begünstigt ihn.«

»Ich glaube es nicht,« sagte Wolters. »Sie wird Euch alle überraschen; der alte Blechschmied wird vielleicht wirklich toll über den Glanz, den sie in seine Hütte bringt.«

»Wie meinst Du das?« fragte Trifels.

»Ich meine,« antwortete der Regierungsrath, »daß diese kleine Hexe zehn Mal schlauer ist, als alle ihre Freunde, und daß sie eine eben so kluge Wahl treffen wird, wie Du. Ich will Dich nicht länger aufhalten.«

»Denke an meinen Rath,« sagte Trifels, in seine Hand schlagend.

»Schaffe mir eine reiche Frau,« antwortete Wolters, »so will ich ihn befolgen.«

»Um Geld allein also.«

»Anders verkaufe ich mich nicht.«

»Verkaufen pfui!«

»Jede Heirath ist ein Kauf und Verkauf,« erwiederte Wolters. »Der Eine verhandelt um Dieses, der Andere um Jenes seine Selbstständigkeit, ich thu's allein um Geld.«

Ein verächtlicher Blick begleitete das Gelächter, das Trifels anstimmte.

»Du mußt Dich in die Zeitungen setzen lassen,« sagte er.

»Das hast Du freilich nicht nöthig,« war die Antwort seines Veters. »Du machst den Versuch, ein behagliches Leben zu gewinnen, in etwas kostspieliger Weise. Du willst also reisen. Und dann? – man kann doch nicht immer reisen.«

»Ich werde im Herbst zurückkehren, im Winter hier leben.«

»Und womit wirst Du Dich beschäftigen?«

»Mit mir selbst, mit meinem Glück, mit allen Musen, allen Freunden der Gesellschaft!«

»Das sind schöne Aussichten,« erwiderte Wolters. »Du thust jedoch ganz Recht daran. Man sage nicht, Diese Freuden sind schaal, sind Tand, sind Spielerei, die ein ernster Mann bald bis zum Ekel satt hat. Ich denke, wir wissen beide, daß ernste, edle Männer mit aller ihrer Arbeit, Rechtschaffenheit und strenger Tugend sich nicht vor ihrem Trübsinn zu retten vermochten. Also hinein mit Dir in das volle Leben, hinein ins Puppenspiel und laß die Püppchen tanzen! Dabei kommst Du ganz sicher doch zuletzt auf meinen Standpunkt und wirfst Dich in meine Arme.«

»Niemals!« rief Trifels.

»Doch,« sagte Wolters, »es ist das Letzte, was Dir übrig bleibt.«

Sie schieden beide unter Scherz und Lachen, dann kehrte Trifels zurück und setzte sich in die Sopha-Ecke, wo sein Vetter gesessen hatte. Vor sich hinschauend, veränderte sich sein Gesicht. Der frohe Ausdruck darin starb wie Sonnenschein, der Gewitterschwärze Platz macht. Die markigen, stolzen Züge fielen zusammen, der Glanz seiner Augen erlosch, endlich deckte er beide Hände über seine Stirn, um mehrere Minuten lang todtenstill und starr zu sitzen.

»Wenn er Recht hätte,« murmelte er, »wenn es so wäre! Nichts als Puppenspiel, und satt bis zum Ekel! – Hedwig!«

Der Name schien ihn elektrisch zu durchblicken. Seine Augen belebten sich wieder, sein Lächeln kehrte zurück. Das Blut drängte sich in seine bleichen Wangen; er warf den Kopf mit Kraft zurück, als wollte er einem Feinde Trotz bieten.

»Nein!« rief er aufschreiend, »es ist nicht Lüge, nicht Selbsttäuschung, nie werde ich es bereuen! Wie gut sie ist, wie schön, wie lieb! Sie wird kein Püppchen, kein Spielwerk sein, Ihre Liebe wird mir dauerndes, versöhnendes Glück geben!«

Er kleidete sich an, um zu ihr zu eilen, die ihn gewiß längst erwartete; als er jedoch in dem Hausflur stand, fiel ihm ein, was er dem Agenten versprochen hatte. Es war Niemand in der Wohnstube als Marie, die vor dem Spiegel stand, und ihr Haar ordnete, wobei sie leise sprach und lachte. Trifels beobachtete sie einige Augenblicke, ehe er bemerkt wurde; es kam ihm vor, als studiere das junge Mädchen sich Mienen und Gesichter ein.

Als er ihr einen guten Morgen wünschte, drehte sie sich eben zu ihm um und erwiderte seinen Gruß, doch nicht so vertraulich wie früher, sondern mit einer gewissen Befangenheit, die sich bald jedoch in gemessener Würde verlor.

»Sie befinden Sich wohl, Fräulein Marie?« fragte er.

»Sehr wohl, Herr von Trifels.«

»Sie gewöhnen Sich leicht an die Unbequemlichkeiten der Gesellschaft.«

Marie schlug die Augen nieder, verbeugte sich ein wenig mit dem Anstande einer Dame, und hob den Kopf dann lächelnd wieder auf.

»Ich finde,« sagte sie, »daß sich diese Unbequemlichkeiten sehr leicht ertragen lassen.«

»Wenn man so viel Talent dazu besitzt, wie Sie,« erwiderte er.

»Sehr verbunden, Herr von Trifels,« lächelte sie, sich fein und anstandsvoll verbeugend.

»Ihr Vater ist doch nicht krank?« begann Trifels von Neuem.

»Gewiß nicht. Er ist sehr munter und vergnügt.«

»Das freut mich. Herr Niedlich war gestern Abend bei ihm?«

Mit vielem Anstande, aber schelmisch blickend, sagte sie: »Ja.«

»Also wissen Sie davon?« fragte er.

»Meine Mutter hat mir davon erzählt. Es muß höchst drollig gewesen sein.«

»Drollig nennen Sie es?«

»Ich wüßte nicht, wie ich's anders nennen sollte.«

»Nun!« rief er beruhigt, »wenn Sie es für drollig erklären, so sehe ich nicht ein, weshalb ich es ernsthaft finden soll. Leben Sie wohl, Fräulein Marie.«

»Ihre Dienerin, Herr von Trifels.«

Sie lächelte ganz mit demselben Gesichte, das sie sich im Spiegel eingeübt hatte, sehr lieblich, sehr bescheiden,

die kleinen, spitzen Zähne zeigend und die feurigen Augen mit den schwarzen Wimpern senkend und aufschlagend, wie ein Vorhang aufgezogen wird, um ein brillantes Feuerwerk abzubrennen.

Trifels war erstaunt darüber.

»Sonderbar,« sagte er, als er die Thür zumachte, »was ein Mädchen in kurzer Zeit lernen kann! Wie in der guten Gesellschaft auf Draht gezogen und auf Liebenswürdigkeit dressirt, spielt sie ihre Rolle mit Einsicht. Sie ist wirklich ein Talent, aber, ach, armer Reinhold!«

Er sah durch das Glasfenster, das seitwärts nach der Hofseite in eine Kammer schauen ließ, neben welcher die große Werkstätte lag, und ein Blick heftete sich mitleidig auf Reinhold, der in seinen Arbeitskleidern vor einem Amboß saß und mit dem Hammer in der Hand ein Stück Metall formte. Neben ihm lagen Feilen, Cirkel, Meißel, Schnitzmesser und andere Instrumente, die er abwechselnd brauchte; er selbst aber war so vertieft in seine Arbeit, daß er die Nähe des jungen Edelmannes, der so viel Wohlwollen für ihn empfand, nicht gewahr wurde. Der mächtige Kopf war vornüber gebeugt, die Augen mit aller Schärfe auf sein Werk und auf eine Zeichnung gerichtet, welche er mit einer Nadel an der Wand befestigt hatte. Der denkende Ernst auf seiner Stirn wurde zuweilen von dem Ausdruck der Zufriedenheit verjagt, welcher sein Gesicht überstrahlte.

Endlich öffnete Trifels die schmale Thür neben dem Glasfenster und trat zu ihm hinein.

»Sie müssen Sich nicht stören lassen, Reinhold,« sagte er, »ich will nur einen Augenblick sehen, was Sie treiben und wie es Ihnen geht.«

»Es geht mir gut, lieber Herr von Trifels,« antwortete der Arbeiter freundlich; »ich mache hier einige Blumen, die nach Amerika gehen sollen. Ein Amerikaner ist bei uns gewesen, die Blumen sollen eine Probe sein, welche er mitnehmen will, da er mich nicht mitbekommen kann.«

»Er wollte Sie mitnehmen?«

»Ja, er hat mir ein schönes Anerbieten gemacht.«

»Sie wollten nicht?«

»Nein,« sagte Reinhold, »ich kann nicht.«

»Sie haben also noch Hoffnungen, lieber Reinhold?« fragte Trifels leiser.

Die Stirn des Arbeiters wurde roth, das sanfte Lächeln, das ihm so wohl stand, schwebte um seine Lippen, aber die Worte, welche er sprach, und der Schmerz, der sich dabei in seinen Augen ausdrückte, erweckten die ganze Theilnahme seines vornehmen Freundes.

»Mit meinen Hoffnungen ist es vorbei,« sagte er in seiner sanften Weise,

Trifels schieg ein Weilchen. Er unterdrückte den Gedanken, der sich auf seine Lippen drängte.

»Ihre Hoffnungen können aber wieder aufwachen und sich erfüllen,« antwortete er dann.

»Niemals!« erwiederte Reinhold. »Niemals!« setzte er, seine Arbeit ergreifend, hinzu: »Es ist Alles vorbei!«

»Wenn Sie das so gewiß wissen,« begann der Freund abermals – »allein Sie können es nicht gewiß wissen.«

»O, doch!« erwiderte Reinhold, den Hammer an seine Brust legend, »ich weiß es. Hier sitzt es, ich fühle es alle Zeit, und meine Augen sagen es mir, mein Kopf! – Nein!« fügte er tief athmend hinzu, »es muß getragen sein und soll so sein. Wir müssen uns alle darein finden, lieber Herz von Trifels, wenn es uns nicht so geht, wie wir denken.«

»Wenn Sie so bestimmt davon überzeugt sind,« sagte Trifels, »so weiß ich nicht, warum Sie das vortheilhafte Anerbieten des Amerikaners nicht angenommen haben.«

Reinhold blickte vor sich nieder.

»Es ging nicht an,« erwiderte er. »Der Meister braucht mich, er kann eben jetzt nicht ohne mich seine Arbeiten ausführen. Er ist alt, hat mir viel Gutes gethan, liebt mich wie einen Sohn, und dann ... dann ... «

»Was noch?« fragte Trifels.

»Es könnte wohl sein, daß, wenn ich gehen wollte, daß der Vetter – er ist brav, in jedem Haar aber von heftiger Gemüthsart – könnte wohl sein, daß er dann noch zorniger würde und Marie ... «

Er schüttelte den Kopf und schwieg.

»Sie haben Recht, lieber Reinhold, Sie haben Recht!« rief Trifels bewegt, »wie aber wollen Sie es überwinden?«

»Ich werde arbeiten,« sagte Reinhold, seine blauen Augen aufschlagend, »doppelt und dreifach will ich arbeiten, das thut's! Ja, lieber Herr, es giebt kein anderes Mittel in der Welt, wenn es uns das Herz ausreißen und den Kopf umdrehen möchte, als die Arbeit.«

Und als wollte er für die Wahrheit seiner Bekenntnisse den Beweis liefern, nahm er das Stück Metall wieder in seine Hand, setzte sich auf den Schemel und fing an zu hämmern und seine Gedanken in seine Arbeit zu versenken.

Trifels stand noch einige Minuten neben ihm. Er dachte an seinen Vetter und dessen Mittel, das Puppenspiel zu verachten und jeden Lebensschmerz zu beseitigen, und an das einzige Mittel dieses armen Knaben, der damit seinen Frieden gewinnen wollte. Endlich aber fiel sein eigenes Denken und Trachten wieder auf ihn, und leise legte er seine Hand auf Reinhold's Schulter, nickte ihm zu und entfernte sich.

ZWEITES CAPITEL.

Fräulein Emma hatte die große Wohnung wieder in Ordnung und Glanz gebracht, alle Spuren, welche eine Gesellschaft zu hinterlassen pflegt, waren daraus verschwunden, und eben saß sie an dem Schreibtisch, um ihre Rechnungen zu ordnen, als der Präsident hereintrat.

»Lassen Sie Sich nicht stören, Töntchen,« sagte er, »ich komme nur mit heran, um Ihnen vielen Dank für Ihre

großen Mühen zu sagen. Sie werden froh sein, wenn Alles vorüber ist, und offen gesagt, ich bin es auch. Künftig denke ich, soll mein Haus mehr häuslich sein. Kleine Kreise, nach dem Ausspruche des alten Horaz, der die Sache verstand, nicht mehr Gäste am Tische, als es Musen giebt, das sind die wahren Freuden der Gesellschaft.«

»Hier sind die Rechnungen,« erwiderte Emma. »Es hat viel gekostet.«

Der Präsident hatte sich gesetzt, er beachtete die Rechnungen nicht.

»Wenn man älter wird,« fuhr er fort, »wird man bequemer und sehnt sich nach stilleren Festen und Genüssen.«

»Das Familienleben ist immer das schönste,« antwortete sie.

»Das Familienleben, eine schöne Häuslichkeit sind die Schätze unseres menschlichen Daseins, und wer sie gekannt und besessen hat, der behält die Sehnsucht danach bis an sein Ende.«

Fräulein Emma wandte den Kopf ein wenig seitwärts nach ihm hin; Herr von Landau hatte die Ellbogen auf die Stuhllehnen gestützt, die Hände verschränkt, so ließ er seine Daumen um einander tollten.

»Leider,« sagte er, »ist mir dieses Familienglück zerstört worden, ehe ich es dachte, und viel hat es mich gekostet, mich an Einsamkeit zu gewöhnen. – Ich meine die innere Einsamkeit oder Vereinsamung,« fügte er hinzu, »die uns oft antreibt, äußere Lust und Zerstreuungen aufzusuchen, Kein Mensch, mein liebes Töntchen, weiß, wie es in der Brust des anderen aussieht, was Maske und was

Wahrheit ist, und von denen wir glauben, daß sie aus lauter Lust und Jubel bestehen, die tragen oft in ihrem Busen einen schwarzen Wurm, der um ihr Herz kriecht, wenn Niemand es sieht.«

Die Wirthschafts-Führerin legte die Feder fort und blickte nachdenkend ihn an.

»Was Trifels betrifft,« sagte der Präsident . . .

»Glauben Sie, daß er auch einen solchen Wurm in sich trägt?« fiel sie ein.

»Das wollte ich nicht sagen,« erwiderte er. »Trifels ist zu jung für solches Weh, zudem von so glücklichem, gleichmäßigem Temperament, und mit so vielem Lebensmuth und kräftiger Gesundheit ausgestattet, daß er von allen Seiten gesichert ist. Ich wollte nur sagen, er nimmt mir jetzt den besten Theil der Habe, die mir geblieben; meine Vereinsamung wird also noch empfindlicher werden.«

»Sie haben noch zwei Töchter,« antwortete Emma, als er schwieg.

Es trat eine Pause ein. Fräulein Emma sah in ihre Wirthschafts-Bücher.

»Wenn Jemanden sein Haus abbrennt,« begann der Präsident, »so baut er es wieder auf, er müßte denn un- vermögend dazu sein. – Was meinen Sie, Töntchen, soll ich mein Haus in Trümmern legen lassen?«

»Das soll Niemand,« sagte sie.

Er rückte ihr näher und sah sich um.

»Sie sind mir eine treue Stütze und Freundin gewesen,« fuhr er fort. »Sie glauben also nicht, daß es zu spät ist?«

»Es ist niemals und für Niemand zu spät, Gutes zu wollen und Gutes zu thun,« antwortete sie.

Er legte seine Hand mit leisem Druck auf ihren Arm, der trotz seiner Stärke und Heftigkeit merklich zitterte; denn ein verwirrtes, sonderbares Gefühl preßte ihre Brust zusammen, als sie in seine Augen blickte, vor deren eigenthümlichem Leuchten sie die ihren kaum festhalten konnte.

»Ich will Gutes thun, sowohl mir, wie Ihnen und Anderen,« sagte er, »obwohl der Begriff ein sehr schwankender und ungewisser ist. Was mir gut thut, scheint Anderen vielleicht nicht gut gethan. Darüber har also Jeder mit sich selbst zu rechten, ich frage nichts darnach. Sie aber, liebe Emma, möchte ich dafür gewinnen; daher ist es mir lieb, daß Sie meiner Meinung sind, ich werde mich Ihnen näher erklären.«

»Herr Präsident,« erwiederte sie, ihre Hand zurückziehend, »ich ehre Ihr Vertrauen und bin Ihnen treu ergeben, aber bedenken Sie wohl, was Sie thun wollen. Es giebt Fälle, in denen man zunächst sich selbst volle Gewißheit verschafft haben muß, ehe man sich – einem Anderen erklärt.«

Herr von Landau lehnte sich lächelnd in den Stuhl zurück, er betrachtete seine Wirthschafts-Führerin einige Augenblicke aufmerksam. Ihr starkes Gesicht war röther

als sonst. Unruhe schien sie zu erfüllen, und in den kleinen Falten auf ihrer Stirn zuckte es hin und her, als suchte sie nach Entschlossenheit.

»Sagen Sie mir aufrichtig, Töntchen,« fragte er, nachdem er dies beobachtet hatte, »würden Sie Sich verheirathen?«

»Nein!« erwiderte sie hastig.

»Nicht? Wie alt sind Sie denn?«

»Volle achtundzwanzig Jahre.«

»Und Sie wollen nicht heirathen?« fragte der Präsident in ungläubigem und spöttischem Tone.

Fräulein Emma richtete sich energisch auf.

»Das will ich nicht behaupten,« sagte sie. »Ich werde jedoch niemals einen Mann nehmen, der nicht für mich paßt.«

»Versteht sich,« erwiderte er, »ein wohlhabender, anständiger Mann muß es sein.«

»Einen Mann, den ich achte und der meine Zuneigung besitzt; dessen Verhältnisse zu den meinen passen,« fiel sie ein.

»So!« sagte der Präsident, »es muß also Alles passen, sonst nicht.«

»Sonst gewiß nicht,« erwiderte sie, indem sie aufstand und sich lächelnd verbeugte; denn sie hatte ihre ganze Entschlossenheit wieder erlangt.

»Bleiben Sie noch einen Augenblick,« sagte Herr Landau. »Ich habe Ihnen gestern einen unerwarteten Gast zugeführt, über den wir noch nicht gesprochen haben:

Fräulein Marie Hartmann, was sagen Sie dazu, Töntchen?«

»Was soll ich dazu sagen?«

»Ich meine, wie gefällt sie Ihnen?«

»Ich bewundere das junge Mädchen, das in so fremden Verhältnissen sich so leicht bewegt.«

»Sehr bewunderungswerth, Sie haben Recht!« rief der Präsident. »So einfach erzogen, so häuslich und wirthschaftlich und dabei so fein, verständlich und schicklich. Was sagt Hedwig von ihr?«

»Wir haben bisher sehr wenig darüber gesprochen.«

Er dachte ein wenig nach, erhob sich dann von seinem Platze und nahm nochmals Fräulein Emma's Hand:

»Hören Sie, Töntchen,« begann er, »Sie sind klug, und mit Ihnen darf man nicht lang und breit unterhandeln. Es wäre mir lieb, wenn Hedwig sich mit Marie recht innig befreundete, wenn die beiden Mädchen Freundschaft schlössen. Sie vermögen Alles bei Hedwig, bewerkstelligen Sie das also, Hedwig soll ihr einen Besuch machen, sie dabei einladen, mit herüberbringen. Und nehmen Sie Sich auch ihrer an. Das arme Kind ist so schüchtern, furchtsam; machen Sie ihm Muth. Das thun Sie, Töntchen, hören Sie wohl. Sie können denken, daß ich es sehr lebhaft wünsche ... und nun mache ich mich davon, denn wenn ich nicht irre, hörte ich Hedwig's Stimme. Schweigen Sie über Alles; was den in allen Strüken passenden Mann betrifft – so lassen Sie mich sorgen.«

Fräulein Emma blieb gedankenvoll vor ihren Wirthschaftsbüchern stehen. Sie heftete ihre Augen auf die

Zahlen, aber sie dachte an andere Dinge. So stand sie noch, als Hedwig herein sprang und ihr um den Hals fiel.

»Böses Töntchen!« rief sie, »warum hast Du mich nicht früher geweckt? Ich hätte Dir wahrhaftig gern geholfen, denn Deine Ermahnungen über meine Pflichten als junge Hausfrau haben mir Gewissensbisse gemacht.«

»Es wäre gar kein Schaden,« sagte Emma, »wenn Du zu einigem Nachdenken kämst und etwas ernsthafter würdest.«

»Da haben wir es, da haben wir es!« lachte Hedwig, ihre Hände ringend. »Aber, Töntchen, Töntchen! was soll ich mit allem Nachdenken thun, wo soll ich es lassen? Eduard will nichts davon wissen, er kann die ernsthaften Gesichter nicht leiden, und was ein Bräutigam verlangt, muß man doch erfüllen! Wenn es das nicht wäre, würde ich auf der Stelle fürchterlich ernsthaft und bedächtig werden.«

So trieb sie ihre Possen eine Zeit lang fort, und das Fest vom letzten Abend gab ihr Stoff zu immer neuer guter Laune. Es gehörte nicht viel dazu, um das Gespräch auch bald auf Marie zu bringen. Bei diesem Namen aber wurde Hedwig wirklich ernsthaft und unverstellt unmuthig.

»Ich muß gestehen,« sagte sie, »daß ich von dieser fatalen Person mit Willen nicht gesprochen habe; aber ich begreife so wenig als Trifels, der früher doch so viel Gefallen an ihr gefunden haben soll, wie mein Vater dazu kommt, sie immer wieder einzuladen. Er meint, man müsse dankbar für ihre Gefälligkeit sein. Ich glaube,

Täntchen, daß ich wirklich einen dummen Streich machte, als ich mit Niedlich mich verbündete, um sie hieher zu bringen.«

»So straft sich das Unrechte,« sagte Emma; »aber was hast Du gegen sie? Ich glaube doch, daß sie Dir keine Gelegenheit gegeben hat, Dich zu erzürnen.«

»Ich mag sie nicht leiden,« erwiderte Hedwig. »Es kommt mir vor, als wäre Alles falsch und gemacht an ihr.«

»Sie ist bescheiden und freundlich,« fiel die Vertraute ein.

»Sie heuchelt!« rief die Braut dazwischen, »glaube mir, sie heuchelt! Es ist mir, als könnte ich bis in ihr Herz hinein sehen und dort erkennen, daß sie mich haßt. Ich hasse sie auch!« fuhr sie noch lebhafter fort, »sie ist mir widerwärtig! Wäre sie gut, so würde ich dieses Gefühl nicht haben, aber – kurz Täntchen, ich kann Dir keine Rechenschaft geben – nur begreife ich nicht, wie man dieses Augenverdrehen und Gefallenwollen liebenswürdig finden kann.«

Emma schwieg, sie hielt es nicht für rathsam, jetzt mitzutheilen, was der Präsident von ihr wünschte; allein sie sagte nach kurzem Bedenken:

»Dein Vater ist anderer Meinung, er hat hier zu bestimmen.«

»Mein Vater ist für sein Alter noch sehr galant,« antwortete Hedwig, spöttisch lachend.

»Er ist noch stattlich und rüstig,« erwiderte Emma.

»Er macht noch Eroberungen, der liebe Papa,« fuhr die Braut fort.

»Es könnte daher wohl sein . . . « sagte Fräulein Emma.

»Was könnte sein?« fragte Hedwig hastig, als sie schwieg.

»Daß er an eine ernstliche Eroberung – ich meine, an eine Heirath dächte.«

Hedwig schlug in beide Hände und sprang hoch auf, indem sie das lustigste Gelächter anstimmte.

»Täntchen, Täntchen!« rief sie dabei, »bist Du rasend? Mein Vater heirathen, ich eine Stiefmutter bekommen? Wie köstlich, wie erfreulich, wie lächerlich und undenkbar!«

»Warum denn undenkbar?« fragte Emma.

»Mein Vater ist ja alt! Sein Haar ist allerdings braun, ein allerliebster Haarbush, aber er leidet an der Gicht, seine Arme und Beine sind beständig in Flanel gewickelt.«

»Glaubst Du denn nicht,« fragte Fräulein Emma sehr bestimmt, »daß der Präsident von Landau trotz seiner Perrücke und trotz der Gicht noch mehr als Eine junge und schöne Frau bekommen könnte? Im Uebrigen,« fuhr sie fort, »ist es auch nicht so arg. Dein Vater sieht wirklich noch gut aus, und seine feinen Sitten, viele gefällige Vorzüge machen ihn liebenswürdiger, als manche junge Männer sind.«

Hedwig war stiller geworden, sie hörte aufmerksam zu.

»Sprichst Du denn wirklich im Ernst?« fragte sie.

»Ich spreche, wie ich es mir denke,« lautete die Antwort. »Dein Vater verliert Dich und Deinen belebenden

Umgang, möglich wohl, daß er sich nach Ersatz für seine Häuslichkeit sehnt.«

»Täntchen!« schrie Hedwig plötzlich auf, »jetzt weiß ich's! Es geht etwas vor – ich habe mich schon darüber gewundert – der Papa kommt zu Dir, spricht heimlich mit Dir. Du bist es, Du, Herzens Täntchen, Du sollst meine Mama werden!«

Mit diesen Worten fiel sie der Freundin um den Hals und erstickte deren Widersprüche mit ihren Küssen und Liebesworten.

»Du bist die Einzige, die ich mir gern gefallen lasse!« rief sie. »Der arme Papa, o, er hat Recht! er kann nichts Gescheidteres thun; man muß Dich ja lieben, wenn man Dich kennt.«

»Du bist im Irrthum,« sagte Emma, als es ihr endlich gelang, das Wort zu nehmen. »Du bist wirklich im Irrthum.«

»Nein, thue mir den Gefallen und heirathe ihn!« rief Hedwig mit einem neuen ungestümen Anfall: »Du mußt es thun!«

»Aber, Du thörichtes Mädchen!« antwortete Fräulein Emma sich losmachend, »wir sprechen von Möglichkeiten, von weiter nichts. Dein Vater denkt nicht an mich, und ich ...«

»Du denkst an ihn, Du sollst an ihn denken! Ich will mit Trifels sprechen, er wird ganz meiner Meinung sein.«

»Ich hoffe, daß es Dein Scherz ist,« sagte Emma zürnend.

»Mein Ernst ist es, ich bin begeistert von dem Gedanken! Ich kann mir nichts Schöneres denken, als Dich meine liebste Mama zu nennen und zu lieben. Es paßt sich ja auch Alles gut. Du stehst allein, lebst im gesetzten Alter, bist immer kaltblütig, immer verständig, leidest nie an Herzklopfen, nie an schwärmerischen Gefühlen und hast keinen Geliebten, der sich todtschösse, wenn Du ihm untreu würdest.«

»Meine liebe Hedwig,« antwortete die Wirthschaftsvorsteherin sehr ernsthaft, »höre mich an. Ich danke Dir für Deine Liebe, die mir auch jetzt einen so schönen Beweis ihrer Stärke giebt, aber ich bitte Dich, laß kein Wort weiter laut werden. Dein Vater ist mein Beschützer, mein Freund. Ich bin arm, stehe allein, bin weder jung noch schön, noch einnehmend, und mein Herz –« sie legte die Hand darauf und lächelte – »ist still und ruhig; dennoch aber selbst, wenn Dein Vater mich so hoch ehren wollte, wie Du meinst, würde ich niemals darein willigen. – Ich höre Jemanden draußen,« fuhr sie fort, ohne Hedwig's Erstaunes zu beachten. »Es wird Trifels sein, ich will nachsehen.«

Mit diesen Worten entfernte sie sich, um die Unterredung abubrechen.

»Was will er denn?« fragte sich Hedwig, den Kopf schüttelnd. »Wie mich der Gedanke ergriffen hat! Heirathen! Es ist närrisch genug von ihm, es lief mir wie Eis durch alle Glieder. Wenn es aber sein soll, ist sie die Einzige, die ich möchte, und warum sollte sie es nicht thun? Sie hätte doch wirklich nur von Glück zu sagen.«

Emma trat wieder herein und hielt in der Hand ein versiegeltes Päckchen.

»Das ist abgegeben worden,« sagte sie, »ich habe dem Boten versichern müssen, es sogleich Dir selbst zu überbringen.«

»Von Trifels ein Geschenk!« rief Hedwig, hastig darnach fassend. »Täntchen, wenn man verlobt ist, regnet es Geschenke!«

Sie riß den Umschlag herunter, ein Buch, fein gebunden mit Goldschnitt lag darin.

»Eine Attrappe!« schrie sie auf – »nein, wirklich ein Buch,« fügte sie hinzu, indem sie es aufschlug. Plötzlich aber verwandelte sich der mißmuthige Zug in ihrem hübschen Gesicht in einen überaus lustigen, und ihr Gelächter klang wie Spott. »Gedichte!« rief sie, »und von wem? Da sieh, da steht es: ›Vergißmeinnicht! ein Liederstrauß, gewunden von Andreas Herzberg.‹ Er schickt mir seine Gedichte, was kann ich mehr verlangen! Und was ist das? Eine Widmung, eine poetische Huldigung. Allerliebste!«

Ein Blatt fiel auf den Boden, sie bückte sich, hob es auf und sah hinein. »Er besingt mich!« rief sie, von Neuem laut lachend, »und redet mich nach dem Vorrechte der Poeten mit Du an.«

›Du, die in meinen Träumen mir erschienen,
Wie eine Heil'ge, die sich liebend neigte!
Laß knieend mich um Deine Palmen dienen,
Um Deinen Himmel, der sein Glück mir zeigte.‹

Hier schwieg die Braut, aber indem ihre Augen weiter über das Blatt irrten, wurde ihr Gesicht röther, und ihr Mund preßte sich zusammen, bis sie mit ausbrechendem Hohne das Blatt von sich schleuderte und dabei ausrief:

»Das ist wahrhaft unverschämt! Dieser Narr! Sind denn alle Menschen toll geworden? Wie kann er sich dergleichen unterstehen?!«

Sie stampfte mit dem kleinen Fuß auf und ballte die Hände vor Zorn.

Fräulein Emma hatte das Papier aufgenommen und war mit Lesen beschäftigt, als Trifels die Thür aufmachte und jene zürnenden Worte hörte.

»Wer ist toll und unverschämt?« fragte er.

Emma legte das Papier zusammen, aber ihr Wink an Hedwig blieb ohne Verständniß. Diese ließ sich nicht abhalten, nach ihren Eingebungen zu handeln; schnell zog sie das Blatt aus Emma's Hand und hielt es dem Geliebten entgegen.

»Lies das hier!« rief sie aus, »lies, was man mir zu schreiben wagt! Ein Mensch, nicht viel besser als ein Bettler, glaubt, ich habe mich liebend zu ihm geneigt, und sagt mir Dinge die ...« Ein Gelächter unterbrach Ihre Entrüstung. »Dann sieh hier, was er noch zugeschrieben hat, obenan mit entsetzlicher Handschrift,« fuhr sie fort: »Ich werde meine Berechtigung verdienen – ich werde, verlassen Sie Sich darauf! Ruhm ist der Trank, nach dem ich dürste! – Was hilft es, zu denen auch gehören, die wie dürre Blätter vergehen? Mein Name wird glänzen und leben, wenn Niemand mehr von einem Trifels weiß. Ich

werde mir die Thüren öffnen, die zu den höchsten Höhen dieser Welt und darüber hinaus zur Unsterblichkeit führen. Ich werde Ihrer würdig sein, angebetete Hedwig. Vertrauen Sie mir, glauben Sie mir, verlassen Sie mich nicht – Sie dürfen mich nicht verlassen!«

»Ist das nicht Tollheit?!« rief Hedwig, »ist dieser Mensch nicht reif zum Irrenhause? Ich soll ihn nicht verlassen, ich soll seinen Ruhm, seine Unsterblichkeit theilen! Und das sagt er, als böte er mir ein übermäßig beglückendes Loos!«

Trifels hatte den Brief gelesen, er lachte nicht, er sah nachdenkend vor sich hin.

»Du mußt nicht zu böse werden,« bat Hedwig. »Man muß die Sache lustig behandeln, ihn lächerlich machen.«

»Der arme Herzberg,« sagte Trifels. »Was thun wir da am besten, Töntchen?«

»Sie werden wissen, was geschehen muß,« antwortete Fräulein Emma.

»Ich möchte ihm antworten!« rief Hedwig, »um ihm meine ganze Verachtung zu zeigen.«

»Nein,« antwortete Trifels, »er darf weder verspottet, noch verachtet werden. In seinem Briefe ist nichts, was uns dazu bewegen könnte. Er ist jung, seine heißen Gefühle haben ihn in Irrthümer verstrickt, aber diese Gefühle sind nicht gemein. Er liebt Dich, theure Hedwig, liebt mit glühender Leidenschaft. Diese Leidenschaft ruft seinen Ehrgeiz wach. Er will Dich durch ruhmvolle Thaten erwerben, um mit allen seinen Lorbeern Deine Stirn zu schmücken. Das thäte ich auch, wenn ich es könnte.«

»Aber er ist toll, und mich schaudert vor ihm!« sagte Hedwig.

»Sei milde mit ihm, beklage ihn,« antwortete Trifels, »er bedarf Deines Mitleides viel mehr, als Du glaubst. – Diesen ganzen Vorfall,« fuhr er dann fort, »müssen wir streng gegen jeden verschweigen. Nur wenn er geheim bleibt, ist es möglich, daß alle bösen Folgen vermieden werden. Wer hat den Brief gebracht?«

»Eine alte Frau, die ich nicht kenne,« erwiderte Fräulein Emma. »Sie sah leidend und ärmlich aus.«

»Er hat eine Mutter, die wird es gewesen sein.«

»Meine Schwiegermutter!« lachte Hedwig.

Trifels konnte einen strafenden Blick nicht bezwingen. Schweigend nahm er das Blatt, das er einsteckte.

»Diese arme Frau,« sagte er, zu Emma gewandt, »hat nichts auf Erden, als den einzigen Sohn, den sie zärtlich liebt und auf ihn hofft. Schon dieser Frau wegen müssen wir mit äußerster Schonung verfahren.«

»Die ihn näher kennen,« erwiderte Emma, »müßten etwas für ihn thun.«

»Ich kenne ihn erst seit einiger Zeit,« fuhr Trifels fort, »und was ich von ihm weiß, weiß ich durch Niedlich. Ich werde jedoch . . . «

Hier schwieg er still, denn unerwartet steckte Herr Niedlich seinen Kopf ins Zimmer und schob sich mit einer tiefen Verbeugung dann ganz herein.

»Ihr unterthänigster Diener, meine Damen!« rief er gelenkig und unerschrocken trotz der Gesichter, an denen er bemerken konnte, daß er ungelegen kam.

»Lassen Sie Sich ja nicht stören,« fuhr er nach verschiedenen Complimenten und Fragen fort, »ich gehe sogleich wieder. – Herr von Trifels, nur einen kurzen Augenblick! Ich wollte mich nur erkundigen, wie Sie meinen alten, lieben, trefflichen Nachbar gefunden haben. Hat es nichts mit ihm zu sagen?«

»Er befindet sich ganz wohl und munter.«

»Also Alles wieder in Ordnung?« fragte Herr Niedlich.

»Ich glaube nicht, daß Ihnen etwas zu wünschen übrig bleibt.«

»Eh!« lachte Herr Niedlich, seine Falten ziehend, »glauben Sie? Und Fräulein Marie, haben Sie die auch gesehen?«

»Gesehen und gesprochen. Sie erklärte Alles für Spaß.

»Ein verteufelter Spaß! Ein Spaß, der einem Arme und Beine kosten kann!« rief Herr Niedlich. »Aber Blech ist Blech. Haha! Blech ist Blech, wie er zu sagen pflegt. Künftig werde ich einen Panzer anziehen, wenn ich meine Erklärung mache.«

»Sie wollen eine Erklärung machen?« fragte Hedwig.

Herr Niedlich sah sich schalkhaft nach allen Seiten um, grins'te behaglich und legte den langer Finger an seine schmale Nase.

»Da es einmal herausgesagt ist,« begann er, sich rief verbeugend, »und da wir hier ganz unter uns sind, ein glückliches Brautpaar schon hier ist, und wer weiß, wie bald Fräulein Emma uns auch nächstens überrascht; so darf ich unter dem Spiegel des Geheimnisses Ihnen bekennen, daß ich – ehret die Frauen, sagt Schiller – sie

flechten himmlische Rosen ins irdische Leben! daß ich mir also auch ein Röschen ausbitten und ins Leben flechten lassen werde.«

»Sie auch! Sie also auch!« sagte Hedwig, ihren Uebermuth bezwingend. »Herr Niedlich, ich gratulire, obgleich ich nicht weiß . . . «

»Ahnen Sie nichts, merken Sie nichts?« fiel er ein. »Da drüben an der Ecke, ich dicht nebenan. – Alte Jugendfreundschaft! es giebt kein schöneres Band.«

»Fräulein Marie?« fragte Hedwig. »Es ahnte mir. Schöne Seelen finden sich.«

Herr Niedlich rieb sich mit wunderbarer Geschwindigkeit die Hände und wieherte im höchsten Discant.

»Ich spreche kein Wort mehr, ich muß fort!« fügte er heftig nickend hinzu. »Ich habe nichts gesagt, aber es gehört mit zur Bildung; ein Mensch von Gefühl muß heirathen! Hymen's Fackel kostet allerdings Geld, doch wehe dem, dem sie nicht leuchtet! Nicht wahr, Herr von Trifels? Was sagen Sie, Fräulein Emma?«

»Ich sage, daß Sie nicht schweigen können,« antwortete diese.

Herr Niedlich lachte ausgelassen. »Weil's hier brennt!« rief er, mit dem Hut auf seine Brust klappend, »weil die innere Seligkeit der Liebe sich Luft machen muß. Aber nur einige wenige Tage noch schenken Sie mir Geduld, meine Damen, dann werde ich meine Braut alseitig präsentiren.«

Er wollte fort, kehrte jedoch wieder um, und indem er auf das Buch zeigte, das auf dem Tische lag, sagte er in lustigem Tone:

»Dacht' ich es doch, da ist es ja! Ich sah sie aus dem Hause kommen, sie wollte aber nichts bekennen. Ein schöner Einband, Fräulein Hedwig, nicht wahr? Alle meine Bücher lasse ich so binden. Es ist nicht allein nöthig, Bildung zu haben, auch Geschmack muß man besitzen.«

»Gehört Ihnen denn das Buch?« fragte Hedwig verwundert.

»Gehörte mir,« antwortete Herr Niedlich verbindlich, »jetzt stets in schöneren Händen. Bitte sehr, es ist ja nur eine Kleinigkeit. Heut ganz früh kam er, Herzberg, zu mir gelaufen, bat mich, ihm die Gedichte zu geben, wollte aber durchaus nicht sagen, was er damit anfangen wollte. Es war sonderbar, was er Alles zusammen faselte von einem neuen Leben, das ihm aufgegangen, von Ruhm und Größe und Reichthümern, und wie er dabei aussah, als hätte er alle Taschen voll Ducaten. Es ist ein ganz merkwürdiger Mensch, aber es ist ein Talent, darum ist er etwas verdreht. Er that wirklich so, als hinge ich sein Glück daran, daß er das Buch bekäme, und nun, eh! nun hat er es Ihnen überreichen wollen.«

»Es wäre mir angenehm,« sagte Hedwig, »wenn Sie es wieder mitnehmen möchten.«

Herr Niedlich stutzte über den scharfen Ton, schien jedoch nicht abgeneigt, diesen Wunsch zu erfüllen; indem er aber die Hand ausstreckte, nahm Trifels das Buch auf und überreichte es seiner Braut.

»Das darf nicht geschehen,« sagte er; »Du wirst gewiß das Geschenk des Herrn Herzberg nicht zurückweisen. Alle anderen Umstände sind gleichgiltig, wir werden darüber noch sprechen können.«

»Versteht sich!« rief Herr Niedlich, »es läßt sich ja Alles ausgleichen. Man kann jeden Verlust ersetzen, nur nicht die Zeit. Benutzt die Zeit, sie geht so schnell von hinnen! sagt Shakespeare . . . «

»Göthe, Herr Niedlich!« lachte Hedwig dazwischen.

»Richtig, Göthe! Es ist eine erstaunenswürdige Wahrheit! Eine Phantasie, die man aufs höchste verehren muß. Daher empfehle ich mich Ihnen, gnädigstes Fräulein, und – bitte sehr, keinem Menschen ein Wort!«

Herr Niedlich hüpfte davon, und Hedwig erstickte ihr Lachen, indem sie sich an ihren Bräutigam lehnte und ihr Gesicht verbarg. Als sie aber dieses wieder aufhob, war es voll Spott.

»Das also,« sagte sie, »ist der Auserwählte der überaus verständigen, liebenswürdigen Marie Hartmann, welche man mir so sehr gerühmt und gelobt hat. Ein würdiges Paar! Ein höchst passendes Paar! Ich werde sie nicht mehr ansehen können, ohne zu lachen.«

DRITTES CAPITEL.

Am Abend, als es dunkel wurde, ging Trifels einem entfernten Stadttheile zu, wo, wie er erfahren, Herzberg wohnte. Er hatte sich vorgenommen, diesen aufzusuchen, und irrte eine Zeit lang zwischen den hohen Häusern einer engen Straße umher, bis er das rechte fand.

Dann stieg er eine finstere Treppe in einem Seitengebäude hinauf und befand sich auf einem engen Flur. In einem Küchenverschlag brannte eine kleine Lampe, welche ihn eine Thür erkennen ließ, und als er leise daran klopfte, sagte eine schwache Stimme, daß er eintreten könne.

Er öffnete die Thür und blieb ein wenig überrascht stehen. Der Eingang in diese Wohnung war ärmlich gewesen, allein das ziemlich große Zimmer, in welches er trat, war freundlicher, als er sich gedacht hatte. Aus dem Schiffbruch besserer Zeiten retten arme Menschen gewöhnlich einige Zeichen ihres ehemaligen Glückes, retten häufig auch den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. Trifels warf einen flüchtigen Blick auf die weißen Vorhänge an den Fenstern und auf die weißschimmernde Decke des Bettes im Hintergrunde. Zugleich sagte ihm das Instrument, das mitten im Zimmer stand, daß Herzberg hier wohnen müsse. Den Musiker erblickte er jedoch nicht; an dem Tische am Ofen saß nur eine bejahrte Frau, welche ihr Gesicht von einem grünen Schirm beschatten ließ, während sie an einem großen groben Strumpf strickte. Ein kleines Buch, ein Gebetbuch, lag vor ihr aufgeschlagen, obwohl sie nicht darin las.

Als Trifeld hereintrat, blickte sie auf, und als sie den fremden Mann sah, nahm sie den Schirm von ihrer weißen Haube, stand auf und erwiderte freundlich seinen guten Abend.

»Mein Sohn ist nicht zu Haus,« sagte sie, »er wird jedoch bald wieder kommen.«

»Wissen Sie es gewiß?« fragte er.

»Ich denke wohl,« war ihre Antwort; »er wollte nur einen Freund aufsuchen.« Und mit der Aufrichtigkeit der Armuth setzte sie hinzu: »Es ist freilich ein ganzes Stück Weges, ehe er dahin kommt, denn Herr Stark wohnt beinahe mitten in der Stadt, allein er wird sich gewiß nicht aufhalten.«

»Also zu Reinhold ist er gegangen,« murmelte Trifels vor sich hin.

»Kennen Sie ihn?« fragte sie freundlich.

»Ich wohne in demselben Hause,« antwortete er.

»O, Sie – Sie sind . . . ?« rief die Frau aus, indem sie ihn anblickte und dann die Hand vor ihre Augen hielt.

Trifels nannte seinen Namen, sie brachte eilig einen Stuhl herbei und nöthigte ihn zum Sitzen.

»Andreas wird gewiß bald kommen,« wiederholte sie; »wenn es Ihnen nur gefällig wäre, ein Viertelstündchen zu warten.«

Der junge Edelmann sagte dies zu, und bald war er mit Herzberg's Mutter in einer Unterhaltung, die nicht ohne Anregung für ihn blieb.

Wie gewöhnlich, sind Leute aus dem Volke immer geneigt, aus ihren Lebensschicksalen kein Geheimniß zu machen, während in den sogenannten höheren Ständen die Zurückhaltung darüber eben so allgemein ist. Noch ehe eine Viertelstunde vergangen war, wußte Trifels Alles, was die gute Frau von ihrer Vergangenheit erzählen konnte, und es war in der That nicht viel und nichts Besonderes, dennoch aber war er davon bewegt. Ihr Vater

war ein rechtlicher Handwerker gewesen, ihr Mann hatte sie geheirathet als Capellmeister bei einem Regiment. Dann hatte er eine Privat-Capelle geleitet, und Alles war gut gegangen, bis plötzliche Krankheit und Tod mit ihren schwarzen Händen dieses friedliche Glück zerrissen.

Während die Witwe ihr Schicksal erzählte, hatte Trifels Zeit, ihre Ergebenheit und ihren gläubigen Muth zu bewundern. Bei den Erinnerungen an das Glück ihrer jungen Tage belebten sich ihre matten, röthlich schimmern- den Augen, die, als sie von den Leiden, welche darauf folgten, sprach, sich niedersenkten und naß zu werden schienen. Sie klagte jedoch nicht, denn sie sprach, alle Klagen verschmerzend, von ihrem Sohne, wie er von Jung auf so große Lust und Neigung zur Musik gezeigt, daß sein Vater sowohl, wie alle Leute die ihn gesehen, ihn bewundert hätten, auch alle seine Lehrer immer mit ihm zufrieden gewesen seien. Das hagere Gesicht der Witwe wurde dabei erwärmt von der Liebe, die in ihr Herz zusammenströmte die tiefsten Falten, welche Gram und Sorgen ihren Zügen aufgeprägt hatten, machten einem freundlichen Lächeln Platz, und als der junge Edelmann sich über ihren Sohn beifällig äußerte, indem er versicherte, daß dieser gewiß einmal, Bedeutendes leisten werde, schaute sie ihn mit dankerfüllter Verklärung an.

»O,« sagte sie, die Hände faltend, »wie wohl thut es mir, das zu hören! Da sprechen gar Manche, die es nicht verstehen, es sei Unrecht, daß ich ihm den Willen gelassen und daß er nichts Nützliches gelernt habe, was Brod

giebt; denn mit aller Kunst sei es doch nur ein ungewisses Loos. Und der alte Hartmann, es ist noch ein Vetter von uns, der wollte durchaus, ich sollte Andreas zu ihm in die Lehre thun, er sollte ein Blechschmied werden, das sei tausendmal besser, wie solch nichtsnutziges Geflunker. Er hat's wohl gut gemeint, der Herr Vetter, es war aber doch hart von ihm; denn als ich nicht wollte, weil's dem Andreas sein Untergang gewesen wäre, kümmerte er sich nicht weiter um uns. Der liebe Gott hat uns jedoch nicht verlassen!« setzte sie mit Innigkeit hinzu, »er hat uns immer noch beschützt und wird uns weiter helfen, das weiß ich; denn in mancher großen Noth hat er mir beigestanden, und wo keine Hilfe war, hat Er geholfen.«

Ihr Gesicht war voller Vertrauen, und der feste Ton ihrer Worte stimmte damit überein. Sie nahm den Strumpf vom Tisch und richtete ihre Augen auf das Gebetbuch, indem sie sich darauf niederbückte und still vor sich hin lächelte.

»Sie scheinen an den Augen zu leiden,« sagte Trifels, als er sah, daß ihr das Licht der Lampe wehe that.

»Ach, freilich,« erwiderte sie, »das ist eine schwere Schickung, die mir der Herr auferlegt hat. Als ich noch nähen konnte, wurde es mir leichter etwas zu erwerben. Ich konnte sehr feine Sachen nähen, sonst wäre es auch nicht möglich gewesen, mein armes Kind zu erziehen und für seinen Unterricht zu sorgen.«

Jetzt fügte sie mit einem leichten Seufzer hinzu, »kann ich nur noch stricken, und damit verdient man wenig, lieber gnädiger Herr, sehr wenig.«

»Das ist traurig,« sagte Trifels. »Sie haben gewiß die Augen zu sehr angestrengt.«

»Manche Nacht, ja gewiß, manche Nacht,« antwortete sie lächelnd. »Es mußte so sein, es ging nicht anders. Ich hatte keinen Menschen, der sorgen half; aber Gott gab mir Kraft und Stärke, und Alles ging gut viele Jahre lang. Gottes Segen war dabei, daß meine Augen aushielten, bis Andreas erwachsen war.«

»Und nun sorgt er,« fiel Trifels ein.

»Ja, das thut er!« rief sie freudig, das thut er aus allen seinen Kräften. So viel er immer vermag, sorgt er aber freilich – ein junger Mann und ein Künstler, wie er, kann sich nicht herabwürdigen. Es ist nicht wie bei einem Handwerker,« fuhr sie mit erregtem Stolz fort, »der in Lohn und Brod steht und, wenn die Woche um ist, sein bestimmtes Geld nach Haus bringt. Sie müssen wissen, Andreas giebt Stunden, allein damit kommt man auch nicht weit. Er giebt nicht gern Stunden, denn das ist eine Handwerker-Arbeit, und dazu ist er nicht geschaffen. Sie verstehen ihn nicht,« flüsterte sie, den Kopf schüttelnd, »es versteht ihn so leicht Keiner, denn er gehört nicht zu den Gewöhnlichen, dazu gehört er nicht.«

»Er arbeitet wohl viel?« fragte der junge Edelmann.

»O, viel!« sagte sie, »zu viel, das arme Kind! Oft sitzt er stundenlang, halbe Nächte lang am Instrument, wie abwesend, und wenn sie es hören sollten, wie wunderbare

Melodien aller Art er hervorbringen kann, Ihr Herz würde sich dabei rühren – und dann schreibt er es auf, ganze Stöße voll hat er schon aufgeschrieben. Wenn er es herausgeben wollte, es würden Viele sich verwundern. Aber er thut es nicht, es ist ihm Alles nicht gut genug; er will es immer besser noch finden, immer besser, obwohl es gar nicht besser sein kann, als es ist.«

Mit überströmender Bewunderung sprach sie so fort zum Lobe ihres Sohnes, der von ihr, wie Trifels wahrnehmen mußte, mit größter Zärtlichkeit geliebt wurde. Was Trifels beistimmend antwortete, hörte sie mit erwartungsvoller Aufmerksamkeit, den Kopf vorbeugend und lächelnd an, als höre sie eine schöne Musik.

»Wie gut Sie sind!« sagte sie dann leise. »Sie haben Andreas lieb, ich danke Ihnen aus ganzem Herzen dafür; aber er verdient es auch und ich weiß, daß er Sie ebenfalls besonders hoch verehrt. Er ist sehr still und schweigsam, doch Ihren Namen habe ich ihn öfter nennen hören, erst heute hat er ihn wohl dreimal genannt.«

»Seien Sie überzeugt,« erwiderte der junge Edelmann, »daß ich Ihres Sohnes Freund bin und gern ihm mit Rath und That meine rege Theilnahme beweisen will.«

Sie hob das Gesicht mit dem grünen Schirm zu ihm auf und sagte gerührt:

»Sie meinen es gut, ich höre es an ihrer Stimme, und so viel kann ich noch mit meinen schwachen Augen erkennen, daß der allmächtige Gott Sie reich gesegnet hat mit allen seinen Gaben. – Da kommt er!« rief sie dann,

sich unterbrechend, »das ist er, und wie wird er sich freuen! Seien Sie nicht böse,« fuhr sie demüthig fort, »wenn er nicht so freudig scheint, wie Andere thun. Es ist nicht seine Art, so laut zu sein.«

Mit dieser Fürbitte bewegte sie sich nach der Thür, als rasche Schritte sich auf der Treppe hören ließen. Ihre Besorgnisse wegen der Stimmung ihres Sohnes schienen jedoch keinen Grund zu haben; denn als sie hinaussah, hörte Trifels den jungen Musiker in freudigem Tone rufen:

»Da bin ich schon zurück, Mutter, Alles ist gut. Ich habe Reinhold getroffen, und hier ist das Geld. Jetzt hole, was wir brauchen,« fuhr er hereintretend fort. »In kurzer Zeit sollst Du so viel bekommen, wie Du willst, all' Dein Kummer soll ein Ende haben. Ich denke . . . «

Er hielt plötzlich inne, denn er erblickte die fremde Gestalt am Tische und blieb stehen.

»Es ist ein Herr, der Dich erwartet,« sagte die Mutter.

Ihr Sohn antwortete nicht, alle Freundlichkeit wich aus seinen Mienen, die kalt und düster wurden, während er die schwarzen Augen starr auf Trifels richtete, der seinen Platz verlassen hatte und näher kam.

»Ich habe Sie aufgesucht, mein lieber Herzberg,« begann der Assessor, »um Ihnen meine freundschaftliche Gesinnung zu beweisen, die mich antreibt, einige Mittheilungen und Vorschläge, welche Ihr Wohl betreffen, Ihnen persönlich zu machen.«

Er streckte dabei seine Hand aus, doch die schmalen, weißen Finger des Musikers zuckten zusammen, als wollte er sie verbergen. Er verbeugte sich ohne eine Erwiederung.

»Darf ich Sie um eine Unterredung bitten?« fuhr Trifels freundlich fort.

»Meine Mutter wird uns verlassen,« sagte Herzberg.
»Geh und besorge Deine Geschäfte, Mutter.«

Sein Ton war weder kindlich noch bittend, aber die alte Frau war sogleich bereit, zu gehorchen.

»Ich gebe schon; gleich, gleich, lieber Andreas,« sagte sie, eilfertig nach einem Mantel greifend und dann einen Korb nehmend. »Bester gnädiger Herr, setzen Sie Sich hieher an den Ofen, das ist der wärmste Platz; Andreas setzt sich dort auf die andere Seite, so können Sie ganz ungestört sprechen. Lege auch noch Holz hinein, mein Kind, es liegen drei Stückchen hinter Dir, das wird reichen, bis ich zurückkomme und anderes mitbringe. Ich gehe, ja, ja, ich gehe! Schließ die Thür zu, mein Kind, ich kann anpochen. Der gnädige Herr nimmt es nicht übel, er meint es so gut, ja gewiß sehr gut, mein Sohn, sehr gut!«

Mit einem bangen, bittenden Lächeln verneigte sie sich vor dem vornehmen Gast und drückte ihrem Sohne die Hand, wobei ihre halbblinden Augen diesem zärtlich und besorgt zuwinkten.

»Sie besitzen eine sehr gute, liebevolle Mutter,« sagte Trifels, indem er die Anweisung der alten Frau befolgte und den Platz am Ofen einnahm. »Ich habe leider von

meiner Mutter kaum Erinnerung, sie starb, als ich wenige Jahre alt war, und noch war ich auf der Schule, als mein Vater ihr in das ferne Land folgte, aus dem noch Niemand zurückgekehrt ist.«

Wenn diese vertraute Mittheilung das Eis zwischen den beiden jungen Männern brechen und sie sich näher bringen sollte, so war die Mühe vergebens.

Herzberg's Augen schienen noch düsterer zu werden, seine farblosen Lippen preßten sich zusammen, während er einen seiner aufflammenden Blicke über seinen Gast gleiten ließ.

»Ich glaube,« sagte Trifels, als er seine Antwort erhielt, »daß eine gewisse Aehnlichkeit in unseren Schicksalen liegt, lieber Herzberg. Auch Sie haben früh den Vater verloren. So traurig dies ist, so wird der Charakter dadurch doch gestählt; die Entwicklung wird auf sich selbst hingewiesen, die Selbstständigkeit frühzeitig zur Reife gefördert, und es ist kein ganz leeres Vorurtheil, da Männer, welche ohne väterlichen Einfluß und väterliche Leitung sich selbst bilden und den Geschicken des Lebens die Stirn bieten mußten, dafür auch eine größere Energie zur Erreichung ihrer Lebensziele geltend machen.«

»Energie, ja!« murmelte Herzberg.

»Und die sich nahe stehen in solchen Schicksalen und solcher Erkenntniß,« fuhr Trifels fort, »müssen sich gegenseitig zu helfen suchen. Ich achte und ehre Ihr bedeutendes Talent, glaube von Ihnen, daß Sie Ruhm und Anerkennung erringen werden.«

»Sie sollen Sich nicht getäuscht haben!« sagte der Musiker mit seiner rauhen, heftigen Stimme, in dem er das lange Haar in den Nacken zurück warf.

»Dazu, – zur raschen Förderung Ihrer Laufbahn und zur Förderung Ihres Lebensglückes – möchte ich gern etwas beitragen,« begann der Freiherr, indem er sich vertraulich zu ihm neigte. »Sie sind noch sehr jung, lieber Freund, ich bin wenigstens ein halbes Dutzend Jahre älter und kenne, wie ich glaube, die Weltverhältnisse besser als Sie, der Sie ein Poet im Reiche der Worte und der Töne sind und als solcher das Recht haben, Ihren Gefühlen und Vorstellungen zu leben. Hören Sie mich daher ruhig an, ich hoffe, Sie werden mir Recht geben. Denn,« sagte er lächelnd, »wenn der Poet auch von seiner Phantasie genährt wird, so darf er sich doch nicht der Wahrheit verschließen. Er muß die reale Welt nicht unter seinen Füßen verlieren. Das Ideal ist die höchste Wahrheit.«

»Was haben Sie mir zu sagen?« fragte Herzberg, während sein bleiches Gesicht sich röthete.

»Was ein aufrichtiger Freund sagen kann,« erwiderte Trifels. »Sie besitzen den Ehrgeiz, der zum Streben und Schaffen gehört, allein Sie müssen zunächst das Leben kennen lernen. Sie müssen die Welt sehen, für welche Sie arbeiten wollen. Mit Einem Worte, lieber Herzberg, Sie müssen, wie ich glaube, zu Ihrer Ausbildung noch Manches hören, sehen, studiren, in Sich aufnehmen und verarbeiten, um dann mit großen, gediegenen Werken vor die Oeffentlichkeit zu treten. Ich biete Ihnen die Hand

dazu, denn ich bin in der Lage, Ihnen den lebhaften Anteil, den ich als Ihr Freund an Ihnen nehme, zu beweisen. Reisen Sie, gehen Sie nach Wien und Paris, überlassen Sie mir die Sorge, dies ausführen zu können; auch die Sorge für Ihre Mutter übernehme ich.«

Während er sprach, war mit dem jungen Künstler eine Veränderung vorgegangen. Sein blasses Gesicht glühte, seine Augen blickten wie Sterne, seine Stirn hob sich stolz auf, und um seine Lippen zuckten seine Gedanken.

»Sie finden also,« rief er in seiner rauhen Weise, »daß ich jetzt noch nichts leisten kann?«

»Ich achte Ihr Talent zu hoch, um gering von Ihnen zu denken,« erwiderte Trifels; »allein Sie werden Größeres leisten, wenn Sie warten und es ausbilden.«

»Sie wollen mich von hier entfernen!« fiel der Musiker ein, indem er hohnvoll seinen Beschützer anstarrte.

»Das will ich,« antwortete dieser gelassen, »weil es zu Ihrem Besten ist.«

»Zu meinem Besten! Zu EEIhrem Besten, wollen Sie sagen!«

»Ich wüßte nicht,« sagte Trifels, »was mein Wohl damit zu schaffen hätte.«

»Nicht, nicht?!« fuhr der Künstler in demselben Tone fort, und seine Blicke funkelten vor Freude, sein Gesicht nahm einen übermüthigen Ausdruck an. »Sie wissen es nicht, aber ich weiß es – ich! Ich soll fort, ich bin Ihnen unbequem, Sie wollen mich mit guter Manier aus dem Wege räumen.«

»Ich verstehe Sie nicht, besinnen Sie Sich,« erwiderte der Freiherr, ohne seine ruhige Stellung aufzugeben.

»Ich mag mich nicht verstellen, und kann es nicht,« fiel Herzberg ein, »aber ich werde nicht gehen.« – Er verneigte sich, während er aufstand. »Ich danke Ihnen Herr von Trifels, für alle Güte, welche Sie mir erzeigen wollen, ich werde mir jedoch selbst meine Laufbahn brechen. Weichen werde ich nicht, niemals! Keinem werde ich weichen!«

»Sie scheinen in einem sehr erregten Zustande zu sein,« begann Trifels, nachdem er sich eine Minute lang besonnen, »und meine gute Absicht gänzlich zu verkennen.«

»Ihre gute Absicht?!« rief der Musiker.

Er trat an ihn heran und sah ihm ins Gesicht. Das matte Licht der kleinen Lampe beschien die beiden jungen Männer. Der eine groß und edel gebildet, die ernster Züge voll schwermüthigen Mitleids und voll Trauer, der andere klein, übermüthig, anmaßliche sichere Blicke um sich werfend, ein stolzes Lachen auf seinen Lippen. Es war, als stehe er vor einem ertappten Verbrecher, der in seinen Händen sei und gedemüthigt werden solle.

»Können Sie es läugnen,« fragte er, »daß der eigentliche Grund Ihrer guten Absicht ein ganz anderer ist, als was Sie angeben?«

»Das kann ich mit gutem Gewissen läugnen,« sagte der Freiherr.

Herzberg heftete seine brennenden Augen fest auf ihn.

»Haben Sie mit ihr – mit Hedwig gesprochen?« fragte er dann.

»Ich habe mit Fräulein Hedwig von Landau, mit meiner Braut, gesprochen, Herr Herzberg,« antwortete Trifels.

»Dann haben Sie auch meinen Brief gesehen!«

»Hier ist Ihr Brief,« erwiderte Trifels, indem er diesen hervorzog und ihm entgegen hielt. »Es war meine Absicht nicht, Ihnen Ihr Schreiben zurückzugeben; ich wollte kein Wort, wo möglich über eine Handlung verlieren, die ich als Irrthum und Uebereilung betrachtete. Sie selbst nöthigen mich dazu.«

Herzberg griff nach dem Papier, das er in seiner Hand zusammendrückte. Die Gluth, welche sein Gesicht bedeckt hatte, bis dieses plötzlich erblaßte, kehrte mit größerer Stärke zurück, verwirrt und von widerstreitenden Gefühlen überwältigt, schien er mit sich selbst zu ringen, doch das war nur ein Augenblick.

»Sagen Sie mir bei Ihrer Ehre,« rief er plötzlich mit seinem früheren Ungestüm, »ob Hedwig Ihnen meinen Brief gegeben hat!«

»Nicht nur gegeben,« versetzte Trifels, »sondern ich habe es auch übernommen, diese Angelegenheit zu ordnen.«

»Sie weiß also nicht, daß Sie hier sind? Sie weiß von Ihrem ganzen Vorhaben nichts?«

»Bis jetzt weiß sie allerdings nichts.«

»So handeln Sie gegen ihren Willen. Lügen Sie es nicht, ich durchschaue jetzt Ihren Plan. Sie handeln ohne Auftrag, aus eigener Machtvollkommenheit.«

»Allerdings ja,« erwiderte der Freiherr. »Fräulein Hedwig wollte selbst an Sie schreiben, ich hinderte es.«

»Sie hinderten es! Warum hinderten Sie es!« fiel der Künstler heftig ein. »Sie wollte an mich schreiben!« murmelte er, und über sein Gesicht verbreitete sich ein jähes Entzücken, das im nächsten Augenblicke von zornigen und stolzen Gedanken verdrängt wurde. »Sie haben es hintertrieben,« fuhr er fort, »und rühmen Sich damit, aber ich biete Ihnen Trotz. Sie sollen Sich nicht rühmen, mich mit einem Fußtritt in die Welt geschleudert zu haben. Sie sollen nicht über den Narren lachen, der sich zertraten ließ und dabei die Hand des hochverehrten Herrn küßte, der so gnädig war, sich zu ihm herabzulassen.«

»Sie sind verblendet, armer Herzberg!« sagte Trifels, traurig den Kopf schüttelnd. »Ich weiß nicht, was ich machen soll, um Sie aufzuwecken und Ihnen nicht wehe zu thun.«

»Was schadet das!« rief er noch rauher, »was kümmert Sie mein Weh! Arm bin ich, ja, und dennoch« – ein Triumph funkelte in seinen Augen – »dennoch fürchten Sie mich! – Der Freiherr von Trifels und der arme Herzberg, den er fortschaffen will, mag es auch Geld kosten! Aber ich verachte Euer Geld, ich stoße es von mir, ich stelle mich neben Sie, dicht neben Sie – wir wollen sehen, wer gewinnt!«

»Was glauben Sie denn zu gewinnen?« fragte Trifels.

»Was, was?« erwiderte er, von dieser Frage betroffen. »Sie haben meinen Brief gelesen« ... Er strich das Haar von seiner heißen Stirn und fuhr trotzig fort: »Was darin steht, erregt Ihren Zorn, Ihren Hohn.«

»Ich habe weder Zorn noch Hohn für Sie,« sagte Trifels sanft. »Vergessen wir diesen Brief, Sie werden die Verhältnisse ruhiger betrachten lernen.«

»Die Verhältnisse! Ich nehme nichts davon zurück,« rief Herzberg leidenschaftlich, und indem er seine durchsichtige, weiße Hand auf seine Brust legte und darauf klopfte, öffneten sich seine Augen groß und herrisch. »Ich habe geschrieben,« fuhr er fort, »daß, wenn Niemand mehr auf Erden etwas von einem Freiherrn von Trifels weiß, mein Name noch mit Ruhm genannt werden wird. Fordern Sie Rechenschaft dafür? Ich bin bereit dazu.«

»Sie haben mich nicht dadurch beleidigt,« sagte der junge Edelmann ruhig. »Was Sie geschrieben haben, glaube ich sehr gern, und wünsche Ihnen Glück dazu.«

»Sie verhöhnen mich!« murmelte der Künstler, seine Zähne zusammenpressend.

»Lassen Sie uns diese Scene enden,« erwiderte Trifels, »Sie sind in einer Leidenschaft befangen, die Ihnen verderblich werden muß. Ich biete Ihnen meine Hilfe an, wollen Sie diese nicht annehmen?«

»Nein, niemals!«

»So will ich Sie verlassen, vielleicht denken Sie morgen ruhiger, kommen Sie dann zu mir, oder schreiben Sie an mich. Um Eines jedoch muß ich Sie Ihrer selbst wegen sowohl, wie der Verhältnisse wegen bitten. Fräulein

Hedwig von Landau ist meine Braut, schreiben Sie keine Briefe wieder an sie.«

»Ich werde thun, was ich will!« antwortete Herzberg in fieberhafter Aufregung.

»Sie werden thun, was vernünftig und schicklich ist!« sagte der Freiherr stolz und nachdrücklich.

Sie schwiegen beide, ihre Blicke begegneten sich. In Herzberg's düsteren Augen flammte ein verzehrender Haß, aber vor der kalten Ueberlegenheit seines Gegners hielt er nicht aus. Plötzlich wurde Trifels' Ernst milder, und mit weicher Stimme sagte er:

»Machen Sie Ihrer armen Mutter keinen Kummer, und bereiten Sie Ihren Freunden keine Betrübniß. Was soll daraus entstehen, wenn Sie ohne Einsicht bleiben? Lieben Sie Hedwig, so handeln Sie darnach, edel und besonnen, als Mann von Ehre und Gewissen. Niemand weiß bis jetzt von diesen Irrthümern Ihres Herzens, Niemand darf davon erfahren. Sie werden einsehen, daß weder meine Braut, noch deren Familie in Nachrede gebracht werden darf. Ich gehe jetzt, Herr Herzberg. Bedenken Sie Alles wohl; sobald Sie wollen, bin ich wie immer ein Freund, dem Sie vertrauen können.«

Als er fort war, blieb der Musiker regungslos auf der Stelle stehen, wo er stand. Er ballte seine Hände und knirschte mit den Zähnen.

»Ich hasse ihn, ich verabscheue ihn!« murmelte er. »Aber sie liebt ihn nicht! Was ist er denn auch – ein gewöhnlicher Mensch!«

Sein Gesicht glättete sich, ein finsternes Lächeln stieg darin auf. Er ging mit leisen Schritten an seinen Schreibtisch, öffnete dort einen Kasten und entfaltete ein Papier, in welchem die Rose geborgen war, die ihm Hedwig gab. Seine Blicke hefteten sich darauf mit immer größerer Innigkeit, bis er sie an seine Lippen und an sein Herz drückte und mit seiner harten Stimme hervorstieß:

»Mich liebt sie, mich – mich allein!«

VIERTES CAPITEL.

Herr Niedlich hatte am folgenden Abende sich nochmals in die Höhle des alten Bären begeben, um wie er listig lachend zu sich selbst sagte, ihm zunächst den Honig abzunehmen, dann aber, wenn die richtige Zeit nur erst gekommen sei werde, ihm tüchtig auf die Schnauze zu klopfen.

»Umsonst soll er mich nicht so schändlich gekniffen haben,« fuhr er fort, »ich will's ihm schon gedenken!«

Dabei schlüpfte er durch die Thür, welche heute nicht einmal klingelte, weil man den Stab, der an die Klingel schlug, herunter gelassen hatte. Leise trat er bis an das Glasfenster, durch welches er in die Wohnstube schauen konnte, und bemerkte zu seiner Freude, daß seine Beschützerin, Frau Hartmann, ganz allein sich darin befand.

»Das ist ja prächtig!« rief er aus, indem er hereintrat, »ganz wie ich es wünsche, beste Mama, daß ich ein Wörtchen zunächst mit Ihnen reden kann. Wo ist der Papa? Ist er in der Nähe?«

Die Meisterin blieb sitzen, ohne die Hornbrille abzunehmen. Sie machte auch gar nicht das einladende Gesicht, wie immer bisher, sondern sah den Eindringling fremd und groß an.

»Mein Mann ist nicht zu Hause, Herr Niedlich,« ließ sie sich dann hören.

»Um so besser, Mama,« antwortete er, seine Hände reibend und den schmalen Leib hin und her biegend, indem er vergnüglich dazu grins'te. »Es ist merkwürdig, was der Papa noch für Kräfte besitzt und was er für sonderbare Späße macht. Sapperment! für zwei Groschen Seifenspirituss habe ich heute verbraucht, die soll er mir ersetzen, hehe! Die soll er herausrücken.«

»Wenn es weiter nichts ist,« sagte sie verächtlich, »die können Sie gleich bekommen, Herr Niedlich.«

»Es ist ja ein Scherz, Mama, nichts als Scherz!« rief Herr Niedlich, dem diese Antwort nicht gefiel. »Und wenn es zweitausend Thaler gewesen wären, auf ein Brett hätte ich sie gelegt; denn meine Verehrung gegen Sie und Alle ist gränzenlos. Wo ist denn Mariechen?«

»Ausgegangen,« antwortete sie kurz.

»So sind wir Beide also ganz allein, das ist prächtig!« lachte Herr Niedlich. »Schwiegermama und Schwiegersohn müssen zusammenhalten, so geht Alles gut.«

»So weit sind wir noch lange nicht,« sagte sie in stolzem Tone.

»Nicht? nein, freilich noch nicht,« antwortete Niedlich lustig, seine Hände reibend, »aber wir werden dahin

kommen, Mamachen. Sie können davon überzeugt sein, daß es mir heiliger Ernst ist.«

»Dazu gehören denn doch noch andere Leute, die auch ein Wort mitzusprechen haben,« fuhr die Meisterin fort.

»Das ist gewiß!« rief Herr Niedlich. »Sie vor allen Anderen, Mama.«

Frau Hartmann schob die Brille ein wenig in die Höhe und zupfte ihre Backenhaube zurecht. »Wir haben Vieles zu bedenken, ehe wir etwas sagen können,« erwiderte sie mit Nachdruck; »überhaupt, Herr Niedlich, ist das eine Sache, die man drei Mal überlegen muß, ob sich's paßt.«

»Wegen meiner?« fragte Herr Niedlich. »Wie auf einen Felsen können Sie darauf bauen. Erinnern Sie Sich, Mama, was ich an jenem Abend gesagt hatte, wo ich Mariechen zum Ball bei dem Präsidenten abholte. Wenn man liebt, fragt man nicht nach Rang und Stand, es ist ganz einerlei, was etwa dazwischen liegt. Liebe gleicht Alles aus, dafür giebt es eine höhere Bildung. Das habe ich gesagt, Mama! Und wenn ich gleich auf der Stelle meine Hand auf den Block legen sollte, ich sage es doch, Mama!« rief er mit Energie. »Ich werde niemals etwas abläugnen.«

»Ich begreife gar nicht, wie Sie mich immer Mama nennen können, Herr Niedlich,« fiel die Meisterin ein, indem sie ihre Brille bis auf die Stirn schob und dem Agenten ihr hartes, langes Gesicht entgegenstreckte.

»Aber, beste Mama,« sagte er verwirrt lächelnd – »nennen Sie mich doch Heinrich, wie sonst.«

»Ich verbitte mir Ihre Mama!« fuhr sie auf. »Was meinen Sie denn eigentlich damit, daß Sie Ihren Stand und Rang nicht weiter beachten wollen? Was glauben Sie denn, wer Sie sind, und wer wir sind? Denken Sie etwa, Sie thun uns eine Gnade an, wenn Sie mit uns in Freundschaft treten?«

»Liebe, beste Mama – verehrte Frau Hartmann,« begann Herr Niedlich, indem er unermessliche Falten auf seiner Stirn zusammenzog, »ich lege den höchsten Eid ab, daß mir dergleichen niemals eingefallen ist. Es ist mir die größte Ehre, Ihr Sohn zu sein, nicht ein Funken Hochmuth wohnt in dieser meiner Brust« – er schlug mit der schmalen, dünnen Hand darauf und fuhr feierlich fort: »Nichts ist darin als Liebe, durchaus Liebe; kein falscher Gedanke, nicht Einer! Wo Heinrich Niedlich sein Wort gegeben hat, ist es so gut wie ein Wechsel. Fragen Sie, wo Sie wollen. Achtung ist die Hauptsache, Mama, und diese genieße ich überall; es ist daher nichts als ein gerechter Stolz, wenn ich denke, auch Sie achten mich, und ich genieße Ihr werthgeschätztes Vertrauen, womit Sie mich beehren, indem Sie zu der Verbindung Ihres Hauses mit mir Sich freuen.«

Die Ungeduld der Frau Meisterin konnte das Ende seiner kaufmännischen Anpreisung kaum erwarten, ihr Unmuth war dadurch keinesweges entwaффnet.

»Ich kümmere mich gar nicht darum,« fiel sie ein, »wer Sie achtet. Bemühen Sie Sich aber durchaus nicht zu sehr, Herr Niedlich, es giebt noch ganz andere Leute, die es

sich zur Ehre schätzen, in unser Haus zu kommen; Marie wird von Herren und Damen, denen Sie nicht das Wasser reichen dürfen, hoch angesehen und mit Freundschaft beehrt; also bilden Sie Sich keine Schwachheiten ein und denken nicht, daß wir es uns zur Ehre schätzen sollen. Wir danken dafür, wir danken Ihnen ganz und gar dafür!«

Herr Niedlich wußte nicht, wie er diesen Strom unterbrechen sollte, der, einmal im Zuge, gewiß so bald nicht aufhörte; er begriff auch nicht, was seiner besten Freundin angefliegen sei. Er faltete seine langen Hände und seufzte schmerzlich.

»Theuerste, liebste, vortrefflichste Frau!« begann er endlich demüthig, »Sie verkennen mich, Sie vernichten mich! Sonst waren Sie ja stets meine liebevolle Beschützerin! Was ist denn plötzlich geschehen? Ich begreife nicht, was geschehen ist, wer mich verläumdet hat. Ich weiß, daß Mariechen von Allen geliebt und geschätzt wird, aber bin ich nicht immer ihr unterthänigster Diener und Freund gewesen? Habe ich es nicht bewerkstelligt, daß sie zu dem Präsidenten eingeladen wurde?«

»Sie sind immer ein eitler Mensch gewesen!« schrie die erzürnte Frau. »Mein Mann hätte Ihnen unser Kind nicht auf eine Stunde anvertraut, wenn Herr von Trifels nicht gewesen wäre. Und hiermit sage ich es Ihnen geradezu, es wird nicht daraus, machen Sie Sich keine Rechnung auf unsere Einwilligung. Marie hat keine Lust zu einer Heirath mit Ihnen, und wie mein Mann darüber denkt,

hat er Ihnen gestern schon bewiesen. Ich begreife überhaupt nicht, wie Sie es wagen können, noch einmal hier zu kommen.«

»Herr von Trifels,« sagte Herr Niedlich in seiner Bestürzung, die sich mit seinem Aerger mischte, »hat mir gesagt, daß der Papa und Marie Alles für Spaß erklärt hätten.«

»Spaß?! Spaß!« rief sie höhnend. »Ein schöner Spaß, wenn man beim Arm gepackt und aus dem Hause geschmissen wird. Herr von Trifels hat sich mit Ihnen einen Spaß gemacht, und den verdienen Sie.«

Herr Niedlich stand langsam auf, lächelte, indem er sich an das schmale Kinn faßte, und runzelte seine Stirn zusammen, indem er mehrmals mit den Achseln zuckte. Er wußte nicht recht, was er thun sollte. Sein Hochmuth regte sich, allein dieser kämpfte mit der Begier, nicht alle Hoffnung fallen zu lassen.

»Es ist wunderbar,« sagte er endlich, »daß ein Mensch, wie ich, so behandelt wird von Leuten, die mich doch von Jung auf kennen,«

»Ein Mensch wie Sie!« fiel die Meisterin hitzig ein. »Machen Sie keine Redensarten weiter, es hilft doch Alles nichts. Ich dünke, Sie hätten genug von gestern. Wenn mein Mann kommt, kann es noch schlimmer losgehen.«

Bei dieser Drohung erwachte ein rachgieriger Stolz in Herrn Niedlich.

»Ich habe mich wirklich schon zu lange hier aufgehalten,« fiel er ein, indem er seinen Rock zuknöpfte.

»Zu lange schon? Da geht der Weg hinaus, Herr Niedlich.«

»Mit Menschen ohne Bildung muß man Nachsicht haben,« antwortete Herr Niedlich würdevoll und mit einer Schwenkung nach der Thür.

Als er diese öffnete, hörte er hinter sich das gellende Gelächter der Frau Meisterin, und es kam ihm vor, als hätte sie ›Er Hans Narr!‹ hinter ihm her geschrieen. Er stand einen Augenblick still und war so empört über diese neue Beleidigung, daß er umkehren und irgend etwas Schreckliches begehen wollte; allein er zog es dennoch vor, sich schnell aus dem Hause zu entfernen, weil ihm einfiel, daß der alte grobe Blechschmied ihn am Endenohmals über fallen könnte.

In seiner Wuth lief er die Straße hinunter bis an den Platz, unter rachgierigen Gedanken aller Art, die wie Blitze durch seinen Kopf schossen. Alle seine sicheren Erwartungen waren getäuscht worden. Menschen, von denen er gewiß glaubte, daß sie alle Finger nach ihm ausstrecken würden, hatten ihn wie einen Bettler behandelt, und was das Schlimmste war, es wußten Viele darum, denn er hatte ja Fräulein Hedwig und aller Welt von seiner Braut erzählt.

In den Schmerzen seiner gescheiterten Speculation und seiner Verluste stand er plötzlich vor dem Regierungsrath, der, seinen Vetter unter den Arm gefaßt, ihm entgegen kam; eben so schnell erhielt der Zorn des Agenten dadurch eine bestimmte Richtung.

Die beiden Verwandten waren im Gespräch begriffen und hätten vielleicht Herrn Niedlich, der den Kragen seines englischen Düffels hoch in die Höhe gezogen und den Hut wild in die Stirn gedrückt hatte, gar nicht beachtet; allein er selbst machte seine Gegenwart bemerklich, denn in dem Augenblick, wo Trifels lebhaft ausrief: »Das ist unmöglich, ich glaube es nicht!« hielt Herr Niedlich dicht bei ihnen seinen Lauf ein und wandte sich um.

»Da ist Herr Niedlich,« sagte der Regierungsrath, »der kommt wie gerufen, er kann uns Auskunft geben. Sie wissen gewiß, Herr Niedlich,« fuhr er fort, »ob Ihre schöne Nachbarin, Fräulein Marie, zu Hause ist?«

»Sie ich nicht zu Hause,« antwortete Herr Niedlich, »aber . . .«

»Sie wissen auch nicht, wo sie sich befindet?« fiel Herr von Wolters ein.

»Nein, es ist mir auch ganz einerlei,« sagte Herr von Niedlich stolz; »aber . . .«

»Ohne Zweifel in sehr guter Gesellschaft,« unterbrach ihn Wolters nochmals: »ich möchte jedoch eine andere Frage an Sie richten; haben Sie bemerkt, daß Fräulein Marie öfter schon Abendspaziergänge gemacht hat?«

»Ich habe gar nichts bemerkt, ich will auch nichts bemerken,« rief Herr Niedlich, »denn . . .«

»Sie sind ein kluger Mann,« lachte Wolters. »Aber noch Eines, Herr Niedlich. Ist es Ihnen nicht so vorgekommen, als ob Fräulein Marie – nun, wie soll ich sagen – Sie ein wenig vernachlässigte, als ob Sie zurückgesetzt würden?«

Bei dieser Frage erwachte Herrn Niedlich's heftigste Empörung.

»Wer ist daran schuld?« rief er, und indem er sich zu Trifels wandte, fuhr er fort: »Sie sind daran schuld! Sie haben Sich einen Spaß mit mir erlaubt ich verbitte mir Ihre Späße, Herr von Trifels!«

»Sind Sie närrisch geworden?« fragte der Freiherr erstaunt.

»Es ist unwürdig für den Standpunkt Ihrer Bildung,« sagte Herr Niedlich, »überhaupt merkwürdig, mich in solche Falle zu locken.«

»Ich habe schon oft an Ihrer Zurechnungsfähigkeit gezweifelt,« erwiderte Trifels; »seit aber Meister Hartmann sich Ihrer annahm, scheint der letzte Rest davon verloren gegangen zu sein.«

»Was?« schrie Herr Niedlich, seinen Kopf in den Nacken werfend, »damit machen Sie Sich breit? Mit einem Mordanfall auf Ihren Mitmenschen, den Sie verschuldet haben?!«

»Bei Gott!« erwiderte der junge Edelmann unmuthig, »kaum verlasse ich einen Narren, so läuft mir ein anderer in den Weg. – Gehen Sie auf der Stelle!.

Herr Niedlich fuhr zurück, als sei ihm eine Pistole auf die Brust gesetzt worden; ohne Laut und Widerstand lief er davon.

»Ich begreife wirklich nicht,« sagte Wolters lachend, als er seinen Vetter weiter führte, »wie Du über diese

lustige Person Dich erzürnen kannst. Mir macht es Vergnügen, ihn anzuhören, ich muß ihn morgen aufsuchen, trösten und versöhnen.«

»Deine Mittheilung,« erwiderte Trifels, »hat mich bestürzt gemacht und mit Unmuth erfüllt. Noch halte ich Alles für unmöglich, für Täuschung, ich sträube mich gewaltsam dagegen.«

Der Regierungsrath blieb stehen und stieß seinen Vetter an.

»Sieh dort hinüber,« flüsterte er. An den anderen Seite der Strafe, dicht an den Häusern hin, führte ein Herr eine Dame, deren schwarzer Schleier und grauer Mantel sich gut erkennen ließen. Der Herr hielt den Kragen hoch vor sein Gesicht, so gingen sie langsam weiter, bogen endlich in eine schmale Nebengasse ein, blieben dort stehen und schienen ein geheimes kurzes Gespräch zu führen. Der Herr legte einmal seinen Arm um seine Begleiterin, die ihm entfliehen zu wollen schien – wenigstens war es, als sträubte sie sich ihm weiter zu folgen; dann kehrte er mit ihr zurück, und Beide setzten ihren Weg fort, bis sie endlich, die Straße überschreitend, an der Thür des Blechschmiedes anlangten. Was in der tiefen Wölbung dieser alten Thür geschah, ließ sich nicht genau erkennen: es schien jedoch ein zärtlicher, langer Abschied zu sein, der durch die Stille der nächsten Umgebung und durch die Dunkelheit des Ortes begünstigt wurde. Endlich war die Thür geöffnet; in dem Augenblick aber, wo der Herr sich umkehrte und die Hand der Dame losließ, faßte eine andere Haud aus dem finsternen Flur heraus

auch seinen Arm und riß ihn mit einem gewaltigen Ruck herein.

»Ich will Euch die Liebesgedanken austreiben!« schrie die rauhe Stimme des alten Meisters. Zugleich jörte man Fräulein Marie rufen:

»Um Gottes willen, Vater, halt ein! Licht, Mutter, Licht! Du weißt nicht, was Du thust, laß mich los, Vater!«

Die Frau Meisterin stürzte aus dem Wohnzimmer mit der Lampe in der Hand. Da stand ihr Alter, wild und borstig wie ein Eber. Mit seiner einen Hand hatte er Mantel und Schulter seiner Tochter gepackt, die andere hielt er geballt über ihrem Kopf. Bei allem dem hatte Marie ihre Besonnenheit nicht verloren. Sie hatte ihren Begleiter von ihrem Vater befreit, diesen zurückgedrängt und den Freund hinter sich in der Ecke zwischen Hausthür und Wand glücklich geborgen, indem sie sich muthig vor ihn gestellt hatte.

In dem Augenblicke, wo das Licht auf diese Gruppe fiel, sank auch der Arm des alten Mannes nieder, die Frau Meisterin aber that einen hellen Schrei.

»Herr Jesus!« schrie sie, »was hast Du denn angerichtet?! Vater! Mann! Er muß in die Erde sinken vor Scham!«

Der Blechschmied starrte die Gestalt in der Ecke wie eine Erscheinung an, und schwankend zwischen seinen Entschlüssen und der unerwarteten Aufklärung, murmelte er dumpf vor sich hin:

»Herr Präsident! ja, so wollt' ich – aber ich hab's gehört und gesehen, Herr Präsident!«

Herr von Landau nahm eine lächelnde Miene an, hinter der sich seine Verlegenheit versteckte. Er winkte dem Handwerker zu und wandte sich zu der Meisterin, die vor ihm knixte und schalt und neue Entschuldigungen machte.

»Schweigen Sie doch, beste Frau, schweigen Sie,« sagte er, »ich nehme es nicht übel, bin völlig zufrieden gestellt. Es war ein Irrthum, ein sehr verzeihlicher Irrthum. Alles wird sich aufklären, seien Sie überzeugt, wir werden bald wieder sehr gute Freunde sein.«

»Bedanke Dich doch bei dem Herrn Präsidenten!« rief die Frau Meisterin, ganz Beweglichkeit und Freundlichkeit. »Nehmen Sie es doch gar nicht übel, gnädiger Herr, es ist gewiß nicht gern geschehen! Steh nicht also da, Hartmann, sage dem Herrn Präsidenten doch, wie leid es Dir thut!«

»Es thut mir leid,« murmelte der alte Mann, »ich meine, es sei ein Anderer; aber ich konnte es nicht denken, und – Herr Präsident – ich stand lange Zeit schon hinter der Thür, hörte da allerlei mit an. Meine Tochter ist ein junges Ding, unerfahren und, wie Mädchen sind, leichtgläubig und eitel; ich aber bin ein ehrlicher Mann, und das will ich bleiben, Herr, will's bleiben, so lange ich die Augen offen habe.«

»Wer zweifelt daran, mein lieber Meister!« sagte Herr von Landau begütigend.

»Es ist mir lieb, wenn Sie es nicht thun,« fuhr der Blechschmied fort: »allein läugnen kann ich's nicht, daß ich's gehört habe, und läugnen können Sie es nicht, daß

Sie es gesagt haben. Es waren Worte, Herr, wie man zu einem Mädchen spricht, das einem mit Leib und Leben angehört, und es ist mein Kind, Herr, mein einziges Kind. Ehe es in Unehre kommen soll, möcht' ich's mit meinen eigenen Händen erwürgen!«

»Was denken Sie nur, lieber Hartmann?!« fragte der Präsident.

»Ich weiß es nicht, Herr,« antwortete der alte Mann düster aufblickend, »aber es ist nichts Gutes.«

»Ach mein Jesus!« schrie die Frau Meisterin dazwischen, »wirst Du wohl artig sein?«

»Du schweigst!« grollte der alte Mann. »Ich sage es noch einmal, hören und sehen kann ich, und läugnen können Sie es nicht, daß das Mädchen da mit Liebesnamen von Ihnen genannt wurde, die sich nicht schicken für einen Herrn, wie Sie es sind.«

Bis dahin hatte Marie sich ruhig verhalten, jetzt aber trat sie neben den Präsidenten, der dem alten, heftigen Manne gegenüber stand und nicht recht zu wissen schien, was er noch antworten sollte.

»Wo es sich um meine Ehre handelt,« sagte sie sehr bestimmt, »ist es nothwendig, zu sprechen. Ja, Vater, ich läugne nicht, daß Herr von Landau mich mit zärtlichen Namen genannt hat, aber ich bin kein leichtgläubiges und eitles Mädchen; es ist auch nicht das erste Mal, daß der Herr Präsident mich begleitete und daß ich ihm erlaubte, mich so zu nennen; denn er hat mir gesagt, daß er mich liebt, und hat mich gefragt, ob ich mich entschließen könne, ihm meine Haund zu reichen. Dies hatte ich

aus vollem Herzen mit Ja beantwortet. Es ist also kein leichtsinniges Begehen. Vater; Du wirst nun anders über mich urtheilen.«

Der alte Mann stand regungslos bei diesem Bekenntniß.

»Ist es wahr?« fragte er, ohne den Präsidenten anzusehen.

»Alles wahr, lieber Meister,« flüsterte Herr von Landau. »Ich hätte jedenfalls in den nächsten Tagen mit Ihnen gesprochen.«

»Nun denn, so – so wollte ich, daß – so mag's Gott gnädig mir uns Allen machen!« rief Hartmann seine schwarze Kappe packend, die er wild um seinen Kopf drehte, sich umwandte und in seine Wohnstube ging.

Nach einiger Zeit schlüpfte der Präsident aus dem Hause. Niemand schien ihn bemerkt zu haben; er hatte jedoch erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als er seinen Namen nennen hörte und rasche Schritte hinter ihm laut wurden. Er stand still, sah sich um und erkannte seinen Schwiegersohn, den er ganz wo anders vermuthete; ebenso erkannte er den Regierungsrath, der, wie es schien, seinen Vetter zurückhalten wollte, ihn aber doch begleitete. Der Präsident war unangenehm von diesem Zusammentreffen überrascht; als welterfahrener Mann ließ er jedoch davon nichts merken.

»Sieh da, Trifels!« rief er den beiden Herren entgegen, »und auch Sie, mein bester Wolters! Kaltes Wetter heute, wohin wollen Sie?«

»Woher und Wohin sind Fragen von oft gar tiefsinniger Bedeutung,« erwiderte der Regierungsrath. »Ich glaube, wir bedenken noch ein Weilchen, was wir thun wollen.«

»Wollt Ihr mich begleiten?« fragte der Präsident.

»Es wird das Beste sein, Ihnen zu danken und Trifels mit mir zu nehmen,« war die Antwort.

»Dann auf Wiedersehen! Gute Nacht, lieber Trifels!«

»Ich werde Sie begleiten, wenn Sie es erlauben!« sagte dieser hastig, als fasse er seinen Entschluß. »Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen,« fügte er hinzu.

»Wenn es nicht bis morgen Zeit hat, so kommen Sie denn,« antwortete der Präsident; allein diese halb abweisende Form half ihm nichts: denn ohne darauf einzugehen, blieb Trifels bei ihm, während der Regierungsrath mit einem Gruße umkehrte.

Schweigend gingen sie einige Minuten lang neben einander, Jeder bedachte heimlich seine Lage, Keiner wollte den Anfang mit einem Austausch machen. Herr von Landau grübelte über die Vermuthung, ob Trifels etwas und wie viel von seinem Geheimniß wisse, oder was es sonst sein möchte, das er ihm mitzutheilen habe. Er beobachtete seinen Begleiter, der ernsthafter als sonst aussah, aber gar keine Anstalt machte, den Mund zu öffnen. Endlich war ihr diese Schweigsamkeit peinlich und ärgerlich.

»Sie sind also nicht bei Hedwig geblieben fragte er.

»Nein, ich hatte Geschäfte.«

»Diese müssen wichtig gewesen sein,« lächelte der Präsident.

»Nicht besonders wichtig, doch wenig angenehm. Ich traf Wolters, der mich aufhielt.«

»Ein sehr angenehmer Mann, sehr geistreich.«

»Er hatte mir Manches mitzutheilen. Wir gingen hier lange auf und ab, bis wir Sie bemerkten.«

»So!« sagte der Präsident.

»Sie waren nicht allein,« fuhr Trifels fort.

Hierauf erfolgte keine Antwort. Nach einiger Zeit aber begann der Präsident in herausforderndem Tone:

»Sie hatten mir etwas zu sagen, wenn ich recht hörte.«

»Allerdings ja,« erwiderte der Freiherr. »Ich sinne darüber nach, wie ich es thun soll, ohne Sie zu erzürnen. Ich halte es für meine Pflicht, nicht damit zu zögern, aber ich bitte Sie, was unbescheiden scheinen möchte, auf Rechnung meiner Verhältnisse zu Ihnen und meiner lebendigen Theilnahme zu setzen.«

»Ich verstehe Alles,« sagte Herr von Landau nach einer kleinen Pause. »Reden Sie, wir können uns aussprechen.«

»Die Dame, welche wir in Ihrer Gesellschaft sahen, war – Marie.«

»Sie war es,« sagte der Präsident.

»Und wie ich versucht bin, zu glauben, haben Sie mehrmals schon Abend-Promenaden mit ihr gemacht?«

Herr von Landau begann sich, ehe er antwortete.

»Mein lieber Trifels,« sagte er endlich, indem er still stand, »ich könnte Ihnen entgegen: Kümmern Sie Sich nicht um das, was ich thue, allein, da Sie Sich in meine Angelegenheiten mischen, so will ich Ihnen Rede stehen.

Sie haben Recht, Marie ist öfter schon von mir begleitet worden. Es ist ein liebenswürdiges Mädchen, das mir sehr gefällt. Was also weiter?«

»Und Ihre Absichten dabei?« fragte Trifels.

»Meine Absichten? muß ich denn Absichten haben?«

»Ich glaube ja, und glaube noch mehr.«

»Was glauben Sie denn?« sagte der Präsident, langsam weiter gehend.

»Daß Sie Absicht haben, dieses junge Mädchen zu – heirathen.«

»Ah! Und was wäre Schreckliches dabei?«

»Meine Vermuthungen sind also begründet!«

Der Präsident hörte an dem Tone, wie erregt sein Begleiter war.

»Ich will ganz aufrichtig mit Ihnen reden, Trifels,« begann er, indem er seinen Arm in den Arm des Freiherrn legte. »Sie werden mir beipflichten. Ich kenne Alles, was gegen eine solche Verbindung spricht, aber mein Lebensglück steht mir höher. Meine Zufriedenheit, meine Ruhe sind mir mehr werth, als alle Bedenken. Ich könnte eine sogenannte Partie machen, eine gesetzte, würdige Witwe oder dergleichen zu meiner angetrauten Gesellschafterin erheben, worüber sich Niemand wundern würde, dazu habe ich jedoch nicht die geringste Neigung. Ich will keine alternde Frau; eben so wenig aber eine von unseren gewöhnlichen Ball- und Gesellschafts-Schönheiten. Soll ich sie unglücklich machen und mich dazu? Manche dieser Damen würden nicht abgeneigt sein, den Präsidenten von Landau zu heirathen; was hätte ich von ihnen zu

erwarten? Verwöhnt, wie sie alle sind, würde ich jedes Opfer für ihre Eitelkeit zu bringen haben, um sie für ihr Opfer zu entschädigen. – Ich sage Ihnen, Trifels, alle diese Weiber glauben Opfer zu bringen, wenn sie mit Verstand heirathen sollen. Sie prahlen damit, ihre Jugend und Gott weiß Alles geopfert zu haben, und gründen die unverschämtesten Ansprüche darauf. – Lieben würde mich Keine; es wäre auch Tollheit, das von ihnen zu fordern. Nun aber finde ich ein Mädchen, sittsam erzogen, häuslich, ohne Ansprüche, genugsam gebildet, jung, schön, lebenswürdig und dabei voller Verstand, ohne die gewöhnlichen Mädchen-Anlagen sich den Kopf von verliebten Anbetern verdrehen zu lassen.«

»Können Sie das beurtheilen?« fiel Trifels ein.

»Sie werden mir wohl glauben, daß ich aufmerksam verfahren bin,« erwiederte der Präsident. »Ich weiß Alles, und habe mich überzeugt. Junge Männer gefallen ihr nicht. Es giebt Mädchen, mein lieber Trifels, obwohl sie selten sind, junge, schöne Mädchen, die das reife Alter der Jugend vorziehen. Marie sollte den Werkführer und Vetter ihres Vaters heirathen, den sie nicht mag, obwohl sie selbst gesteht, daß er gut und brav ist, eben so wenig mochte sie den Agenten Niedlich annehmen, der von Ihrer Mutter begünstigt wurde. Wenn nun ein solches Mädchen Ihnen gesteht, daß ihre Neigungen Ihnen allein gehören, daß sie trotz Ihres Alters, trotz der übrigen Bedenken Sie liebt, was würden Sie dann thun, Trifels?«

»Ich würde zunächst bedenken, ob es auch wahr sei.«

»Ohne allen Zweifel ist es wahr!« sagte Herr von Landau.

»Glauben Sie nicht, daß Eitelkeit, Hochmuth, die geheime Lust an dem Glanz und Range, den Sie ihr verschaffen können, die wahren Triebfedern sind?«

»Wenn Sie wüßten,« erwiderte der Präsident, »mit welcher Angst das arme Kind eben deßwegen erfüllt ist, Sie würden anders von ihr denken. Wäre ich ein einfacher Bürger, er würde ihr lieber sein, als der Präsident. Sie entsetzt sich vor dem Aufsehen, zittert vor dem Gerede und hat heute noch bitterlich bei der Vorstellung geweint, da Hedwig, meine Kinder, Sie, und wer sonst mir nahe steht, ihr zürnen und sie mit Uebelwollen behandeln möchten. Das liebe, theure Kind gerieth in einen wahren Fieberzustand vor den Folgen ihrer Liebe, und – sehen Sie, Trifels – sie wollte Alles abbrechen; sie beschwor mich nicht weiter zu gehen, sie aufzugeben, weil es um keinen Preis eine Schuld auf sich laden, lieber dulden und leiden wollte.«

»Sehr edel,« erwiderte Trifels, »oder sehr schlau!«

Der Präsident seufzte.

»Ich glaube beinahe,« fuhr er fort, »daß Ihr Vetter die Verhältnisse richtiger beurtheilt, als Sie es vermögen, was mir wehe thun würde; denn ich hoffte, in Ihnen den besten Vermittler zu finden.«

Der Freiherr antwortete nicht sogleich, er ging einige Schritte schweigend weiter, dann aber sagte er mit Entschiedenheit:

»Ein solches Amt kann ich nicht übernehmen, denn ich glaube weder an die Liebe dieses Mädchens, noch an Ihr Glück. Das Ganze ist unnatürlich. Die Mißverhältnisse kommen von allen Seiten, Sie täuschen Sich und werden getäuscht. Hedwig hat den heftigsten Widerwillen schon jetzt gegen das Mädchen gefaßt, das allerdings seltene Eigenschaften besitzt, um zu gefallen und – zu heucheln.«

»Mäßigen Sie Ihre Worte,« fiel Herr von Landau ein, »und beleidigen Sie eine Dame nicht, die Ihre Achtung zu fordern haben wird!«

»Ich hoffe, daß Sie uns eine solche Stellung erzwungener Achtung sparen werden,« sagte Trifel so ruhig, als er vermochte. »Bedenken Sie um des Himmels willen jeden Ihrer weiteren Schritte! Welche Mutter wollen Sie Ihren Kindern geben! Welchen Auftritten gehen Sie entgegen! Welche Trennungen von Ihren besten Freunden und welcher Bruch mit der Gesellschaft stehen Ihnen bevor!«

»Jämmerlich genug!« entgegnete der Präsident; »ich werde jedoch handeln, wie es mein Wohl fordert. Kaiser haben Tänzerinnen, Grafen und Prinzen schon Schauspielerinnen von schlechtem Ruf geheirathet, ich werde mich nicht elenden Convenienzen opfern, die von mir fordern, daß ich den letzten Lebenszweig, der mir blühen könnte, ihren Götzen opfere. Marie ist ein unbescholtenes Wesen, Niemand der sie kennt und sieht, erwehrt sich ihrer Lebenswürdigkeit. Welche Fehler, welche Gebrechen, welche Laster weis't man ihr nach, wer kann Uebles von ihr reden? Was wissen Sie Schlechtes von ihr?«

»Ich weiß allerdings nichts geradezu Schlechtes,« sagte Trifels, »allein ihr ganzes Benehmen bestärkt mich in der Ansicht, daß Herz und Natur bei ihr nicht zu finden sind.«

»Das ist Verleumdung!« rief Herr von Landau heftig. »Irrthum!« verbesserte er sich; »ich werde mich nicht irre machen lassen.«

»Herr Präsident,« erwiderte Trifels kalt, »ich wollte Sie auf den rechten Weg führen.«

»Den kenne ich selbst,« gab er zurück. »Ich bedarf keiner Rathgeber.«

»Deren bedarf jeder Mensch in schwieriger Lage, und wie ich meine, habe ich selbst das Recht dazu, Ihnen zu rathen, wo ich sehe, daß Sie eine Handlung begehen wollen, die jeder, der Sie liebt und ehrt, mißbilligen muß.«

»Herr von Trifels!« sagte der Präsident in stolzem Tone – »doch was soll ich mich ereifern,« fügte er ruiger hinzu; »ich kann nichts mehr daran ändern. Ich habe mich Mariens Eltern erklärt, diese rasche Entwicklung ist mir selbst unerwartet gekommen. Jedenfalls kann ich nicht zurück.«

»Wenn dieses der Fall ist,« erwiderte der Freiherr, »so habe ich nichts mehr zu sagen.«

Er grüßte den Präsidenten mit einer kalten Verbeugung, welche dieser erwiderte. So trennten sich Schwiegervater und Schwiegersohn.

FÜNFTES CAPITEL.

Fräulein Emma hatte ihre Tagesgeschäfte in Ordnung gebracht und räumte in ihrem Zimmer auf, wo es so ordentlich und sauber aussah, daß eigentlich nichts aufzuräumen übrig blieb. Sie strich jedoch an den Vorhängen und wischte über Scheiben und Geräthe, wobei sie lauschend stehen blieb und einige Male sich der Thür näherte, um zu horchen. Ihr Zimmer lag dicht an der Treppe, welche aus dem Seitenflügel des Hauses heraufführte, und als sie endlich Jemanden kommen hörte, sah sie hinaus, wartete einige Zeit und sagte dann:

»Treten Sie hier herein, wenn es Ihnen gefällig ist.«

Der Hereintretende war Reinhold. Er hielt bescheiden seinen Hut mit beiden Händen und verbeugte sich vor Fräulein Emma, als diese einen Stuhl rückte und ihn zum Sitzen einlud.

»Gedulden Sie noch einen Augenblick,« begann sie, »ich werde Ihnen sogleich mittheilen, weshalb ich Sie bitten ließ, mich zu besuchen.«

Mit diesen Worten ging sie nochmals zur Thür, schob zu Reinhold's Verwunderung einen Riegel vor und kehrte dann zurück, indem sie die Einladung zum Sitzen wiederholte.

»Ich will Ihnen ganz kurz sagen, was mich dazu bewog,« fuhr sie fort. »Ich will Sie zu einer Hilfeleistung auffordern, und zwar zur Hilfeleistung für einen Freund.«

»Gern, sehr gern,« antwortete Reinhold in seiner sanften, unterthänigen Weise, indem er die rechte Hand auf seine Brust legte.

»Hören Sie, Herr Stark,« sagte sie, ihre hellen, grauen Augen fest auf ihn richtend, »vielleicht werden Sie mich nicht ganz verstehen auf jeden Fall aber geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie gegen jeden schweigen wollen, der nicht nothwendig davon wissen muß.«

Er legte seine kräftige Hand in die ihre, welche sie ihm entgegen hielt, die warmen, weichen Finger des Fräuleins drückten herzlich zu, und wie sie dazu lächelte und ihn voller Vertrauen anblickte, lief ein seltsam wohlthuendes Gefühl durch seinen Arm die in die Brust.

»So!« begann sie dann, »jetzt will ich zu Ihnen sprechen. Ich weiß, Herr Stark, daß Sie Ihrer Cousine Marie zugeneigt sind und sie zu Ihrer Lebensgefährtin nehmen möchten. Ist es nicht so?«

Eine jähe Röthe färbte Reinhold's ganzes Gesicht. Die Frage überraschte ihn, und mit seiner Bestürzung verband sich ein Gefühl von Scham vor der Antwort, welche er geben sollte. Nach einigen Augenblicken sagte er mit so vieler Fassung, wie ihm möglich war:

»Ich will nicht läugnen, daß ich daran dachte, doch jetzt nicht mehr; nein, nicht mehr, und – Fräulein Ruhwald – ich weiß nicht ... «

»Sie wissen nicht, wie ich dazu komme, Sie darnach zu fragen,« fiel sie ein, »ich will es Ihnen sagen, Herr Stark; weil ich von Ihnen hören möchte, wie die Verhältnisse im Hause Ihres Veters sind, und weil ich Ihnen etwas

mittheilen, Ihnen einen Rath geben möchte, wie Sie zur Erfüllung Ihrer Wünsche gelangen könnten.«

»Meine Wünsche konnten sich nicht erfüllen,« antwortete Reinhold sanftmüthig, »denn – da ich davon sprechen soll, Fräulein Ruhwald, so muß ich sagen, Marie hat keine Neigung für mich, und Zwang mochte ich ihr niemals anthun lassen, niemals könnte ich es dulden.«

»Sie ist sehr thöricht, wenn sie es dazu kommen ließe,« sagte Fräulein Emma; »aber wenn Sie Ihre Cousine lieben, Herr Stark, so kann es doch Fälle geben, wo die Liebe den Zwang entschuldigt, in der Ueberzeugung, dadurch die Geliebte vor Gefahren und großem Unheil zu bewahren, und in der Hoffnung, sie durch die Stärke und Reinheit einer edlen Zuneigung zu versöhnen.«

Reinhold schüttelte leise den Kopf.

»Es geht doch nimmer an,« sagte er dann. »Wenn ein Mädchen nicht freudig Ja sagt, kann Alles nicht helfen. Man muß es sich aus dem Sinn schlagen und ihr Gottes Segen für ein anderes Glück wünschen.«

»Wissen Sie, Herr Stark, was ich denke?« antwortete Fräulein Emma nach kurzem Besinnen. »Ich denke, Sie sind viel zu gut, und Ihre Cousine – ich will nicht weiter von ihr sprechen, allein hören Sie mich auch und thun Sie dann, was Sie wollen. – Sie haben einen Nebenbuhler.«

»Ich weiß es,« flüsterte Reinhold, »mag es sein.«

»Sie denken, wie es scheint, an Herrn Niedlich,« fuhr Fräulein Emma fort. »Nein, Herr Stark, es ist ein anderer und gefährlicherer. Ein Herr nicht mehr jung, aber reich

und vornehm, hat ihre Cousine gesehen, und trotz seiner Jahre und aller Mißverhältnisse ist er, wie ich nicht zweifle, nahezu entschlossen, sie zu heirathen. Wissen Sie etwas davon?»

»Nein,« erwiderte Reinhold, »ich weiß kein Wort und möchte es nicht glauben.«

»Trauen Sie Ihrer Cousine zu,« fuhr Emma fort, »daß sie einen solchen Antrag annimmt, wenn er ihr gemacht wird?«

Reinhold blickte vor sich nieder und sagte leise:

»Es wäre wohl möglich.«

»Also,« erwiderte Fräulein Emma, »habe ich geglaubt, daß, wenn Ihr Vetter nicht etwa damit einverstanden ist ...«

»Das ist er gewiß nicht,« fiel er ein.

»Nun, so wäre es für alle Theile das Beste, wenn man Ihre Cousine bewegen könnte, ihrer Eitelkeit nicht nachzugeben, die sie nicht glücklich machen, aber mancherlei Unheil verbreiten würde, und eben deswegen, Herr Stark, schwebte es mir vor, daß es eine edle That wäre, wenn Sie ein Mädchen, das Sie von Herzen lieben, vor sich selbst und seinem Leichtsinn retteten. Was sagen Sie dazu?«

»O, ich, – ich verstehe Sie,« sagte er, vor sich niederblickend, »allein – verzeihen Sie mir, daß ich anders darüber denke; denn – wenn ich Marien auch wirklich leidenschaftlich liebte, so würde ich dennoch keinerlei Gewalt brauchen können. Sollte sie gezwungen werden, jenen Herrn zu heirathen, dann würde ich gern alle Mittel

aufbieten, um ihr zu helfen; so aber – nein, nein, mein liebes Fräulein, damit in es nichts – Alles, was ich thun kann, besteht darin, meinem Vetter zu sagen, wie es mit ihr steht. Das heißt, wenn Sie es wünschen und von der Wahrheit überzeugt sind.«

Die Wirthschafts-Führerin sah ihn wohlwollend an.

»Gut,« begann sie dann, »auch damit bin ich zufrieden. Ein feuriger Liebhaber sind Sie nicht, Herr Stark, aber ein sehr wackerer, redlicher Mann. Sprechen Sie also mit Ihrem Vetter, sagen Sie ihm, was Sie gehört haben, und wenn ich Sie aufforderte, einem Freunde damit Dienste zu leisten, so meinte ich den Herrn von Trifels, den die Sache sehr nahe angeht.«

»Sie haben mir den Namen des Herrn noch nicht genannt,« erwiderte Reinhold. »Ich glaube zwar – allein ...«

»Ich denke, Sie haben ihn längst errathen,« erwiderte sie, »denn wer könnte es anders sein als ...«

Sie hörte auf zu sprechen, denn plötzlich klopfte es leise an der Thür, und eine flüsternde Stimme sagte, während an dem Drücker gedreht wurde:

»Sind Sie hier, Täntchen? Der Riegel ist vorgeschoben, Sie müssen also hier sein. Oeffnen Sie, ich möchte Sie sprechen.«

Indem Fräulein Emma mit ausdrucksvoller Geberde auf den einzigen Versteck zeigte, der im ganzen Zimmer vorhanden war, nämlich auf die Vorhänge ihres Bettes, antwortete sie laut und ruhig:

»Gedulden Sie Sich einen Augenblick, ich komme sogleich. Wollen Sie mich nicht im Wirthschafts-Zimmer erwarten?«

»Ich möchte Sie hier auf einige Minuten sehen,« antwortete der Präsident, der draußen stand. »Drüben ist zu viel Lärm und Störung.«

»Sogleich denn,« sagte das kluge Fräulein, und die Stühle rückend, hob sie rasch den Vorhang an der Wandseite auf und bedeckte den gelehrigen Arbeiter damit. Dann zog sie den Riegel zurück, und Reinhold konnte den Präsidenten erkennen, der hereintrat und lächelnd umherblickte.

»Es ist ja Alles in schönster Ordnung hier,« sagte er. »Mancher wird mich beneiden, daß ich Erlaubniß habe, in dieses Allerheiligste einzudringen.«

»Ich glaube nicht,« erwiderte sie, »daß es Jemanden giebt, der sich darnach sehnt; auch habe ich keine Zeit, Besuche zu empfangen.«

»Kluges Töntchen!« sagte Herr von Landau, ihre Hand nehmend, »wollen Sie mir damit zu verstehen geben, daß ich zur Sache kommen soll? Wohlan denn, Sie sollen hören, erst von Ihnen, dann von mir, oder abwechselnd von uns Beiden.«

Er setzte sich auf denselben Stuhl, den Reinhold so eben verlassen hatte, und schien eine Minute lang Fräulein Emma's Gesicht zu studiren.

»Ich will wetten,« begann er dann, »daß Sie schon Alles wissen! Ist Trifels in Ihrer Nähe gewesen?«

»Keines von beiden,« antwortete sie.

»So muß ich Ihnen gestehen,« fuhr er, ernster werdend, fort, »daß Trifels mir Sorge macht, und sein Benehmen gegen mich – doch davon spreche ich später – ich fürchte, wir werden in Zerwürfnisse gerathen, wenn er so fortfährt.«

»Ich bin erstaunt,« sagte aie, »das zu hören. Herr von Trifels, der so fein, so liebenswürdig ist, sollte Ihnen Sorge machen? Er liebt Hedwig aufs zärtlichste.«

»Aber mich liebt er nicht, mich gar nicht!« fiel der Präsident ein.

Fräulein Emma lachte laut.

»Das verlangen Sie also aus von ihm?« erwiderte sie, während ihre klugen Augen ihn scharf beobachteten.

»Bah!« sagte er, »hören Sie mich an, Töntchen. Ich habe gestern Abends einen Auftritt mit ihm gehabt. Ich führte Marien nach Hause, er stellte mich förmlich darüber zur Rede, drohte mir mit allen möglichen Uebeln, ohne Einsicht und Billigkeit. Jetzt begreifen Sie Alles.«

»Alles,« war ihre Antwort.

»Haben Sie mit Hedwig über Marie gesprochen?« fragte er.

»Gesprochen, ja, doch mit sehr geringem Erfolg.«

Herr von Landau kreuzte die Arme und lächelte.

»Ich kann es mir denken,« sagte er, die Augen zusammenziehend, »daran ist er schuld. Hedwig ist gutherzig, ohne Charakter; wenn er wollte, könnte er sie zu Allem bewegen. Er wird es zum Aeüßersten bringen.«

»Wie ich ihn zu kennen glaube, wird er allerdings sich aus allen Kräften gegen Ihr Vorhaben erklären,« antwortete sie.

»Es wird ihm aber nichts helfen!« rief er lebhafter. »Was will er denn, was wollen sie alle? Ist Marie nicht ein liebes, vortreffliches Kind? Sagen Sie mir, ob Sie etwas Böses von ihr wissen.«

»Ich weiß wirklich nichts Böses, überhaupt weiß ich nichts, möchte auch so wenig wie möglich davon wissen.«

»Sie wollen neutral bleiben, Töntchen,« antwortete er lächelnd, »gut, Sie sollen neutral bleiben. Ich weiß, Sie sind meine Freundin, und wenn ich Ihnen ins Ohr sage: Ich werde Marien heirathen, mag geschehen, was da will, so werden Sie mir Glück wünschen.«

Eine Antwort wurde der Wirthschafts-Führerin gespart, denn Herr von Lanbau wandte den Kopf um und sah horchend im Zimmer umher. »Es ist doch Niemand hier?« fragte er. »Es war mir, als hätte ich ein Geräusch gehört.«

»Sie haben Sich getäuscht,« erwiederte sie vollkommen ruhig.

»Nun, Emma,« fuhr er fort, »ein paar Worte über Sie. Wir haben vor einigen Tagen auch über Ihr Herz verhandelt, und Sie haben mir erklärt, daß Sie gern heirathen würden.«

»O, lassen wir das jetzt!« fiel sie ein.

»Sie wollen nur, wie Sie sagten, einen Mann, den Sie achten und lieben könnten,« fuhr er fort, ohne ihren Einspruch zu beachten. Sie sind jedoch ein viel zu verständiges Mädchen, um eigensinnigen Launen nachzuhangen. Ein gebildeter, wohlhabender Mann, gefällig und überall gern gesehen, ist immer ein achtungswerther Mann, und was ihm etwa fehlt, weiß eine kluge Frau ihm zu geben. Wenn ich heirathe, will ich durchaus auch für Sie sorgen, und darum habe ich an eine Partie gedacht, die Ihre Wünsche erfüllen wird. Sie müssen Niedlich heirathen!«

»Ich konnte es mir denken,« lachte Fräulein Emma, ohne alle Verwunderung.

»Und was sagen Sie dazu?«

»Ich sage Ihnen besten Dank und werde es mir überlegen.«

»Er paßt durchaus. Sie werden in anständiger Weise versorgt, und ich werde Sie ausstatten. Mein Haus soll zu allen Zeiten Ihnen offen sein, Sie werden Mariens beste Freundin werden. Lassen Sie mich die Sache in Ordnung bringen; Niedlich soll zu Ihren Füßen liegen, er ist ja schon Ihr eifriger Bewunderer.«

Bei seinen letzten Worten sagte eine Stimme, die nicht verkannt werden konnte, durch das Schlüsselloch draußen dicht auch der Thür:

»Darf ich eintreten, Fräulein Emma?«

»Bei meiner Ehre,« flüsterte der Präsident spöttisch lachend, »da ist er schon! Das Schicksal oder Gott selbst führt ihn her. Lassen Sie ihn herein, Töntchen; ich glaube, Sie haben den Vogel schon gezähmt.«

»Ich bitte mir Zeit dazu aus,« erwiderte Fräulein Emma in ihrer entschiedenen Weise; »noch darf er nichts erfahren. Erst müssen Ihre Angelegenheiten geordnet sein.«

»Sie sind immer klug, Töntchen,« flüsterte Herr von Landau. »Oeffnen Sie ihm die Thür, er muß wenigstens die Freude haben, Sie zu sehen.«

Die Thür ging auf und draußen zeigte sich Herr Niedlich in einer Stellung, welche es ungewiß ließ, ob er horchen oder anklopfen wollte.

»Bitte tausend Mal um Verzeihung!« stotterte er mit einer Anzahl Windungen seines langen, schmalen Körpers, als er unterthänig grinsend den Präsidenten erkannte, oder mit einem sardonischen Lächeln, die Füße gekreuzt in dem Stuhle saß.

»Kommen Sie doch näher, Herr Niedlich,« unterbrach er die Rückenschwingungen und Entschuldigungen des Agenten. »Es hilft Alles nichts, Sie sind nun doch einmal ertappt bei Ihren schönen Vorsätzen, Fräulein Emma zu besuchen.«

»O, bitte, erlauben Sie, verehrtester Herr Präsident,« antwortete Herr Niedlich, »ich wollte nur fragen – es wäre ohne alle Bildung am frühen Morgen!«

»Ich erlaube Ihnen sehr gern Alles, was Sie wünschen,« fiel Herr von Landau ein. »Fräulein Emma wird nichts dagegen haben, wenn Sie ihr die Hand küssen und Sich nach ihrem Befinden erkundigen.«

Herr Niedlich ergriff pflichtschuldigst die feste, kräftige Hand der Wirthschafts-Führerin, die sich ohne alles Widerstreben seine Huldigungen gefallen ließ.

»Aber Sie haben uns noch immer nicht gesagt, was Sie heute zu mir führte,« begann Fräulein Emma endlich.

»Gar nichts von Bedeutung,« sagte er, »durchaus nichts! Ich wollte nur sehen, fragen . . .«

Er hielt inne, denn daß er ihr vertrauen wollte, was ihm begegnet, mochte er nicht beichten; gleich aber fiel ihm das Beste ein, was er vorschützen konnte.

»Ich wollte mich nur erkundigen, ob der Herr Präsident schon zu sprechen sei,« sagte er, sich vor diesem verbeugend.

»Mich wollten Sie sprechen?« fragte Herr von Landau, der aus seinem Nachdenken aufblickte. »Gut, Herr Niedlich, begleiten Sie mich. Was Fräulein Emma anbelangt, so haben Sie sehr Recht, wenn Sie entzückt von deren Nähe sind. Ich achte und liebe sie wie meine Tochter und preise den Mann glücklich, den sie auszeichnet; denn sie ist ein Schatzkästchen aller Tugenden und Vorzüge.«

Der Präsident legte, während er dieses sagte, seine rechte Hand ihr ans Kinn und nahm eine Miene an wie ein Seher und Prophet. Geduldig hielt Fräulein Emma still, ohne sich zu rühren. Herr Niedlich aber fing mit Begeisterung die Aussprüche des hohen Gönners auf, und seinen Hut an seine Brust pressend, rief er entzückt:

»Ganz, was ich empfinde, was jeder empfindet, der wie Schiller sagt, gefesselt steht, gerührt von solchem Reiz!«

»Still, still!« fiel Herr von Landau mit einem boshaften Seitenblick auf das derbe Gesicht seiner Wirthschafterin ein. »Ich muß Sie fortführen, Herr Niedlich, damit Ihre Gefühle nicht poetisch auflodern; allein ich verspreche, Ihnen Gelegenheit zu geben, meiner theuren Pflgetochter, ungestört Ihr ganzes Herz aufzuschließen. Jetzt begleiten Sie mich.«

»Sie erlauben es doch, liebe Emma, daß Herr Niedlich wiederkommt?« fragte er, indem er ihr die Hand drückte.

»Es wird mir jederzeit zur größten Ehre gereichen,« sagte sie mit einem verbindlichen Lächeln.

»Sie sind sehr glücklich, Niedlich, ich möchte in Ihrer Stelle sein!« rief der Präsident; »aber nun fort mit uns beiden.«

Er öffnete die Thür, schob seinen Arm herablassend in den Arm des Agenten und ging mit ihm davon.

Einige Minuten lang wartete Fräulein Emma. Als sie nichts mehr hörte, wandte sie sich zu dem Vorhange und sagte leise:

»Kommen Sie heraus, Herr Stark. – Sie wissen jetzt Alles,« fuhr sie fort, als der Arbeiter aus seinem Verstecke trat. »Ueberlegen Sie nun, was Sie thun können.«

»Aber Sie – Sie selbst,« erwiederte er verwirrt, und indem er muthiger den Kopf erhob, fügte er hinzu: »Wenn Sie es mir verzeihen wollten, da ich es wage, so zu reden – ich kenne diesen Herrn da, den Herrn Niedlich.«

»Sie wollen mich vor ihm warnen?« fiel sie ein.

»Ja, das will ich,« sagte er. »Ich würde jeden Freund vor ihm warnen.«

»Ich danke Ihnen,« versetzte sie lächelnd, »doch seien Sie unbesorgt. Glauben Sie nicht, daß ich mich verhandeln lasse. Inzwischen thut es mir wohl, daß ich einen Freund habe, der sich meiner annimmt.«

»O,« sagte er bewegt, »wenn ich Ihnen irgend welche Dienste leisten könnte, Fräulein Ruhwald, so würde es mir große Freude machen.«

Sie blickte ihn freundlich mit ihren klaren, scharfen Augen an und bot ihm ihre Hand.

»Wenn das einer von unseren Salonherren oder Herr Niedlich sagte, so würde ich nichts darauf geben,« erwiderte sie; »Ihnen aber glaube ich, und wenn ich Hilfe nöthig habe, werde ich Sie an Ihr Wort mahnen. Jetzt gehen Sie fort, ehe man uns nochmals überrascht, und Gott befohlen, Herr Stark, auf Wiedersehen!«

Reinhold eilte davon und war bald auf der Straße. Es war etwas in ihm, das ihn frischer und freudiger stimmte, als er seit langer Zeit gewesen.

»Weiß es Gott!« murmelte er leise lächelnd sich zu, »es ist mir, als hätte sie mir Trost ins Herz gebracht. Darin hat Herr Niedlich Recht, wer in ihre Nähe kommt, dem thut es wohl. Es muß in ihren Augen liegen, die wie Sonne wärmen und leuchten, oder es liegt in Allem, was sie spricht, weil's so gut und verständig klingt. Schön ist sie nicht, Marie ist viel schöner, auch viel jünger, und doch ist es ein eigen Wesen damit, und es freut mich, daß sie etwas auf mich hält.«

Unter diesen Betrachtungen erreichte er das Haus des Meisters und ging über die Flur hin nach der Werkstatt.

Als er an dem Wohnzimmer vorbeischnitt, hörte er laute Stimmen, und mit einem Blicke durch das kleine Fenster erkannte er die Personen darin. Der Vetter und die Frau Muhme waren da, und zwischen Beiden stand der Herr von Trifels, am Fenster aber stand Marie. Es war ein lautes und lebhaftes Gespräch, und zum ersten Male in seinem Leben blieb Reinhold stehen, um zu horchen. Zuerst geschah es, weil er seinen Namen hörte, nach einigen Minuten aber wurde er durch das, was er vernahm, so gefesselt, daß er darüber die Bedenken vergaß, welche ihm sein unrechtes Thun vorwarfen.

»Was Reinhold betrifft,« sagte Marie, »so würde ich gewiß gern die Wünsche meines lieben Vaters erfüllt haben, allein es war nicht möglich, würde mir auch niemals möglich sein.«

»Reinhold ist ein so trefflicher Mensch,« erwiederte Trifels, »daß ich überzeugt bin, er würde jedes Mädchen glücklich machen.«

»Man kann ein vortrefflicher Mensch sein,« antwortete sie, »und dennoch keine Neigungen erwecken. Ich bedaure es recht sehr, daß es sich aber so gefügt hat . . .«

»Und es ist Gottes Wille gewesen!« fiel die Frau Meisterin ein; »denn wenn es nicht Gottes Wille war, so hätte es ja niemals so kommen können, wie es gekommen ist.«

»Laß unseren Herrgott aus dem Spiel, der hat nichts damit zu schaffen!« rief der Meister, indem er die Kappe umdrehte und unter seinen buschigen Augenbrauen wild auf seine Frau blickte.

»Wir nennen nur zu oft den Zufall Gottes Werk,« sagte Trifels, »und wenn, was sich begiebt, uns gefällt, preisen wir es als Wink der Vorsehung.«

»Sie selbst,« antwortete die Frau Meisterin unerschrocken, »haben ja dabei mithelfen müssen, daß Mariechen die Bekanntschaft machen konnte.«

»Wenn ich die Folgen geahnt hätte,« erwiderte er, »würde ich allerdings mich davor gehütet haben.«

»Bedanke Dich doch, Marie, bedanke Dich doch!« rief sie, indem sie selbst einen Knix machte und ihre Augen rachsüchtig blickten. »Von Ihnen am allerwenigsten hätte man solche Freundschaft vermuthen sollen.«

»Meine liebe Frau Hartmann,« sagte Trifels, ich bin Ihr Freund, wie ich es immer war, und bin der Freund dieser jungen Dame, Ihrer Tochter, weil ich sonst nicht so, wie ich es thue, mit Ihnen allen reden würde. Gestehen Sie mir aufrichtig, welches Heil können Sie erwarten, welches Glück Marie, hoffen Sie selbst von einer Verbindung wie diese, mit einem Manne der älter ist als Ihr Vater, der leidend ist, der erwachsene Kinder besitzt? Ich möchte Ihnen nicht wehe thun, aber Sie sehen nur das äußere glänzende Verhältniß, den Schein eines Glückes, das nichts ist als leerer Schimmer.«

»Ich muß mich dagegen verwahren, Herr von Trifels,« erwiderte das junge Mädchen, anstandsvoll ihren Kopf aufhebend, »daß Sie nach ihren Meinungen mich beurtheilen.«

»Wenn es nicht Eitelkeit ist, die Sie antreibt,« rief er aus, »was könnte es dann sein? Hat der Präsident – ja,

ich muß so fragen – hat er wirklich Ihre wahrhafte Liebe erwecken können?«

»Ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen darüber eine Rechenschaft abzulegen,« antwortete sie, züchtig lächelnd, und die Augen niederschlagend.

»Nein, das haben Sie nicht nöthig; ebenso wenig aber können Sie hindern, daß die Welt Ihnen eine ganz andere Berechnung zuschreiben wird.«

»Ich werde mich darüber trösten müssen,« sagte sie.

Trifels drehte sich um, ging einige Schritte, um sich zu sammeln, und kehrte zurück. Alle schwiegen.

»Diese Situation ist sehr peinlich,« begann er dann nochmals; »ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß ich Alles anwenden werde, um wenn irgend möglich, den Präsidenten von seiner Ueberreilung zurückzubringen.«

»Ach Du armes Kind, mein armes Kind!« schrie die Frau Meisterin.

»Sei ruhig, Mutter,« sagte Marie mit würdevoller Sanftmuth; »Herr von Trifels mag thun, was er für gut findet. Ich habe den Herrn Präsidenten nicht aufgesucht, er hat darüber allein zu entscheiden.«

Trifels empfand, daß sie ihrer Sache gewiß war. Der Blick, den sie auf ihn warf, und ihr scheinheiliges Lächeln empörten ihn.

»Sie nehmen schwere Verantwortung auf Sich,« sagte er, auf sie zutretend, »Sie müßten selbst bavor erschrecken. Sie reißen die Kinder vom Herzen ihres Vaters, vernichten einen bis dahin schönen und einigen Familienkreis. Die Freunde und Verwandten des Präsidenten werden sich von ihm trennen, sie werden ihn verblendet und altersschwach, von einer sinnlichen, thörichten Leidenschaft befallen nennen, die einen Mann in seinen Jahren und in seiner Stellung dem Gelächter und der Verachtung Preis giebt.«

»Ich bitte Herr von Trifels, verschonen Sie mich!« fiel das junge Mädchen ein, und indem sich ihre Augen mit Thränen füllten, welche sie rasch zudrückte, fuhr sie mit unbeirrter Fassung fort: »Ich habe mir nichts vorzuwerfen und werde mir niemals Vorwürfe machen können. Will die Familie mich verdammen, so kann es nur aus Hochmuth geschehen. Mein Vater wird auch von Ihnen geachtet, was kann man mir nachsagen? – Mein Alter paßt nicht? Darüber zu entscheiden, ist meine Sache allein. Meine Bildung ist mangelhaft? Wenn mein Bräutigam damit zufrieden gestellt ist, so hat kein Anderer sich zu beschweren. Ich soll also einen großmüthigen, liebenswerthen Mann verlassen, weil seine Familie mich nicht mag, weil ich kein hochgeborenes Fräulein bin, und dafür soll ich so geschwind wie möglich einen Menschen heirathen, den ich nicht leiden kann. O, ich glaube, Sie würden nicht ansehen, mich dem abgeschmackten Niedlich oder dem halbtollen Herzberg anzutrauen, damit es dem Präsidenten unmöglich gemacht würde, sich mir zu nähern! Ich

soll meinen besten Freund, den Gott mir zugeführt hat, von mir stoßen, ich soll ihm das schwerste Leid zufügen! Ist das recht? Ist das nicht grausam! – Nein, Herr von Trifels, das werde ich niemals thun. Hier sind meine Eltern. Ich bin immer eine gehorsame Tochter gewesen, habe mich nie gegen sie vergangen. Wie sie über mich bestimmen wollen, so mag es geschehen.«

»Das wäre noch schöner!« rief die Frau Meisterin. »Unser Kind sollen wir von seinem Glücke abhalten, weil die vornehme Familie die Nase rümpft! Der Himmel hat es so gefügt, von uns hat Keiner was dazu gethan. Wir haben auch den Herrn nicht hieher geladen, er ist selbst gekommen und hat uns gesagt, ohne Marie könnte er nicht leben, es wäre sein heiliger Ernst, er gäbe sein Wort darauf.«

Der junge Edelmann sah nachdenkend vor sich hin und auf den Meister, der mit finsterem Gesicht in seinem Stuhle saß, jetzt aber aufstand und zwischen die Streitenden trat.

»Sie wollen es von mir hören, Herr von Trifels,« begann er, seine Stimme zusammendrückend, als werde ihm der Hals zugeschnürt; »ich kann's denken, was Sie meinen. Wär's Blech, ich wollte einen Hammer nehmen und darauf schlagen, bis er spränge; aber es ist ein Gewebe von Menschenhand, und es haben Viele daran gedreht, bis es so geworden ist, daß es Einer nicht mehr bewältigt. Recht ist es nicht, es ist gegen die Ordnung; mein Wille ist es auch nicht, ich habe nicht dabei geholfen; aber da es so weit gekommen, daß Marie sich ihm

hat zugeschworen, daß er gesprochen hat, und hat das Wort gegeben und bekommen, so geht's allemal nicht mit Ehren rückwärts, denn Ehre ist Ehre, und Wort ist Wort. Er müßte es brechen wollen, ich thu's nicht, machen Sie es aus mit ihm.«

Damit setzte sich der alte Meister wieder nieder, stützte den Kopf in seine Hand und rückte die Kappe tief über die Stirn. Es entstand eine Stille drinnen, dann hörte Reinhold den Herrn von Trifels sagen:

»So muß ich thun, was mir übrig bleibt, um die Interessen der Familie zu schützen, so viel ich es vermag. Ihre Hand, lieber Meister, wir werden dennoch Freunde bleiben.«

Weiter hörte Reinhold nichts, denn er verließ schnell den Ort und eilte in seine Kammer.

SECHSTES CAPITEL.

Der Abend schickte sein tiefes Dämmerlicht in Herrn Niedlich's warmes, behagliches Zimmer, dessen glänzende Tapeten vom Scheine des Feuers überflackert wurden, das in dem Kaminofen brannte. Auf dem Tische stand eine große Moderateur-Lampe, diese war jedoch noch nicht angezündet; neben ihr ließ sich Backwerk und eine Weinflasche sammt Gläsern erkennen. Herr Niedlich erwartete somit Gäste, denen zur Ehre er diese festlichen Anstalten getroffen hatte, oder vielmehr er hatte schon einen Gast, denn vor dem Kamine saß eine dunkle Gestalt in einem der Armsessel, während Herr Niedlich selbst mit seiner rastlosen Beweglichkeit zwischen Tisch

und Ofen hin und her lief und dabei erzählte, lachte und mit Armen thätig war.

»Gute Geschäfte gemacht, Alles in Ordnung, Sie sollen gleich hören,« sagte Herr Niedlich. »Was ich anfangen geht; man muß seine Sache nur verstehen, so geht Alles. Aber zunächst will ich die Lampe anstecken, echter pariser Moderateur, theuer allerdings, brennt jedoch wundervoll. Wir müssen uns doch setzen, zu jeder Aufklärung gehört Licht.«

Der Gast wandte sich um, und das Feuer im Kamin funkelte über zwei Brillengläser und beleuchtete die bekannten Gesichtszüge des Regierungsrathes von Wolters.

»Lassen Sie die kostbare Lampe, wie sie ist,« sagte er; »ich bewunderte sie schon, als ich eintrat, sitze aber lieber in diesem warmen Halbdunkel. Sagen Sie mir, ob sie den Präsidenten trafen und was geschah.«

»Alles abgemacht,« fiel Herr Niedlich ein, der am Tische stand und die Kugel wieder auf die Lampe steckte, denn er war zufrieden, daß Oel gespart wurde. »Verlassen Sie Sich darauf, was ich in die Hand bekomme, wird abgemacht. Nehmen Sie ein Stückchen Baumkuchen, Herr von Wolters. Er ist von Conradi, ganz frisch, excellent!«

»Ich danke Ihnen,« erwiderte der Regierungsrath, »ich esse nicht. Was sagte also der Präsident?«

»Nicht?« rief Herr Niedlich, »keinen Baumkuchen? Ist es möglich, wie kann man keinen Baumkuchen essen! Der König ißt alle Tage Baumkuchen. Sr. Majestät

hat ganz meinen Geschmack, folglich kann mir ein königlicher Geschmack nicht abgesprochen werden. Was? hehe!«

Der Regierungsrath klemmte sein Stöckchen mit dem Pferdefuß zwischen seine Lippen und gab keine Antwort.

»Kein Baumkuchen also,« fuhr Herr Niedlich fort, indem er sich selbst ein mächtiges Stück in den Mund stopfte, »aber ein Gläschen Rheinwein. Altes Gewächs, auf Auction gekauft, wie der Banquier Hirsch fallirte. Da konnte man einen Schnitt machen, Alles ging spottwohlfeil fort. Dieses ist ein Gewächs, ein Gewächs! Wenn ich nur erst wüßte, wo der Korkzieher wäre!«

»Ich trinke auch keinen Wein,« sagte Herr von Wolters.

»Keinen Wein! Wirklich nicht?« fragte Herr Niedlich, indem er die Flasche losließ. »Ich denke aber doch, Sie trinken ein Glas. Wie?«

»Sie würden mich nur verbinden, wenn Sie Sich ruhig zu mir setzten und mir mittheilten, was der Präsident mit Ihnen verhandelte,« erwiderte der Regierungsrath.

»Ja wohl,« sagte Herr Niedlich, seine Hände vergnüglich reibend, »das versteht sich. Ich kam also hin, wollte jedoch vor allen Dingen Fräulein Emma sprechen, in Folge meiner inneren Empörung gegen diesen Trifels. Wie man sich so benehmen kann, so ohne alle Bildung, ist mir unbegreiflich. Es ist schmerzlich und verächtlich zu gleicher Zeit.«

»Sie haben ganz Recht,« erwiderte der Regierungsrath, »wir haben jedoch schon darüber verhandelt. Sie wollten also Fräulein Emma Ihr Leid klagen.«

»Es läßt sich ein Wort mit ihr reden, denn sie besitzt einige Bildung,« sagte Herr Niedlich, »überdies bin ich ihr Freund und nehme mich ihrer an. Wie ich nun an der Thür stehe, und denke, was ich über die Art erzählen will, wie die ganze verrückte Gesellschaft hier nebenan mich behandelt hat, höre ich drinnen zwei Personen leise sprechen, und plötzlich wird aufgemacht, und was sehe ich!«

Herr Niedlich reckte seinen schmalen Hals unermesslich aus, und indem er die langen Finger seiner beiden Hände verschränkte, fing er heftig zu lachen an.

»Was sahen Sie denn?« fragte Herr von Wolters.

»Ihn sah ich, ihn!« schrie Herr Niedlich, ganz heiter in seinem grauen Rock.

»Den Präsidenten?«

»Versteht sich, und zärtlich, glücklich, ganz Wonne! Ich sage Ihnen, Herr von Wolters, es geht da etwas vor, eines schönen Morgens wird es fürchterlich tagen! Umarmt sie in meiner Gegenwart, hält ihr die Hand ans Kinn – so – und die Augen hätten Sie sehen sollen, wie ein verliebter Kater!«

Das schallende Gelächter des Agenten wiederholte sich, während Wolters den Pferdefuß in seine Backe bohrte und das scharfe, gelbliche Gesicht vornüber neigte, um den Ausdruck unermesslichen Hohnes zu verbergen.

»Glauben Sie wirklich?« fragte er dann.

»Es ist gar nicht daran zu zweifeln,« fuhr Herr Niedlich fort. »Als ich mit ihm allein war, machte ich in aller Demuth eine Anspielung darauf, daß Heirathen eine schöne Sache sei. Da faßte er mich beim Arm und hielt seinen Finger in die Höhe. ›Bisch!‹ sagte er leise, ›kein Wort davon. Wir sprechen nächstens weiter darüber. Ein herrliches Mädchen, nicht wahr? Für jetzt aber schweigen Sie.««

»Und Sie glauben – das Wirthschafts-Fräulein! Ich zweifle sehr.«

»Na, mein Gott!« stöhnte Herr Niedlich die Achseln zuckend, »es ist allerdings alte, abgelagerte Waare; schier dreißig Jahre bist Du alt, und keine Mittel vorhanden, kein Geld. Es gehört Muth dazu; mein Geschmack wäre es durchaus nicht, lieber wollte ich mir alle Finger abhauen, um den Ring nicht anzustecken. Aber für den alten Herrn paßt sie, sie weiß Bescheid, kann ihn pflegen, Abends in Flanell wickeln solch Inventarium hat Vorzüge, hehe! Was?«

»Sie sind sehr einsichtsvoll, Herr Niedlich,« antwortete der Regierungsrath; »doch nun zur Sache. Sie sprachen also mit ihm von mir.«

»Ohne daß er das Geringste merkte, brachte ich das Gespräch erst auf Trifels, dann mit einer feinen Schwenkung auf Sie, und er arbeitete mir ganz von selbst in die Hände, denn zu meinem Erstaunen sagte er: ›Von dem Regierungsrath könnte Trifels sehr Vieles lernen; er hat zu wenig Weltkenntniß und viel Einbildung. Es mangelt ihm an richtigem Tact und Schicklichkeitsgefühl.««

»Sehr gut!« erwiderte Wolters. »Das benutzten Sie doch?«

»Ob ich es benutzte!« sagte Herr Niedlich. »Ich sehe durch drei eichene Thüren! Auf der Stelle merkte ich, daß etwas vorgefallen sein mußte. Was es war, konnte ich nicht heraus bekommen, aber er sprach von dem hochgelobten Herrn Schwiegersohn so spöttisch, als wäre es ihm ganz Recht, wenn er sich Hals und Beine bräche.«

»Und Sie?« fragte Wolters.

»Nun ich, ich sagte ihm, daß ich es längst gewußt hätte, es mangle bei Trifels die wahre Bildung und dann deutete ich ihm an, daß Sie derselben Meinung seien, und mir schon vor längerer Zeit mitgetheilt hätten, der Herr Präsident könnte leicht einmal in Aergerniß mit ihm gerathen.«

»Und er?« murmelte Wolters.

»Er ging auf und ab, und wie ich sagte, daß Sie für alle Fälle den besten Rath zu geben wüßten, stand er vor mir still und sagte: ›Ich möchte den Regierungsrath sprechen, doch nicht hier.««

Als Herr Niedlich dies berichtete, wurde im Corridor die Klingel so leise gezogen, daß die Glocke nur einmal anschlug.

»Das ist er!« flüsterte der Agent, »er wollte zwischen fünf und sechs Uhr hier sein und Sie erwarten. Alle Wetter! und jetzt brennt die Lampe nicht einmal!«

»Lassen Sie Alles, wie es ist,« antwortete Wolters, indem er aufstand, »wir brauchen kein Licht. Verlassen Sie das Zimmer, Herr Niedlich, ich werde den Präsidenten

empfangen. Er wird wünschen, mit mir ohne Zeugen zu sprechen.«

Mit diesen Worten entfernte er sich in den Corridor. Herr Niedlich blieb noch einige Augenblicke stehen, warf, während er horchte, ein paar Holzstücke auf das erlöschende Feuer; als er jedoch vernahm, wie der Regierungsrath draußen sagte: »Seit einigen Minuten erst erwarte ich Sie,« schlüpfte er schnell in das Nebenzimmer.

»Ich bin sehr erfreut, Sie zu finden, mein lieber Regierungsrath,« begann der Präsident hereintretend. »Wo ist Herr Niedlich?«

»Hier!« flüsterte Herr Niedlich ganz leise, denn er stand auf der Lauer.

»Ich habe ihn fortgeschickt,« antwortete Wolters.

»Wir sind also allein, das ist sehr gut; er wäre sehr überflüssig gewesen,« erwiderte Herr von Landau.

»So!« murmelte Herr Niedlich, »er ist aber doch auf dem Posten.«

»Setzen wir uns,« fuhr der Präsident fort, und die beiden Herren setzten sich vor den Kamin und wechselten einige gleichgiltige Worte, nach denen ihre Unterhaltung schnell auf den eigentlichen Gegenstand ihrer Zusammenkunft überging.

»Ich kann mit Ihnen unumwunden sprechen, lieber Wolters,« begann der Präsident; »denn ich darf wohl annehmen, daß Sie von der allerdings delicates Sache, die mich betrifft, etwas wissen.«

»Um sofort auf den richtigen Standpunkt zu kommen,« erwiderte der Regierungsrath, »kann ich hinzufügen,

daß ich von Allem unterrichtet bin, was gestern Abends zwischen Ihnen und Trifels vorfiel.«

»Das ist mir sehr lieb,« versetzte Herr von Landau, indem er Wolters Hand drückte. »Ich muß gestehen, daß ich mich in Trifels völlig geirrt habe. Statt einer freien, weltmännischen Lebens-Anschauung und edler, gentiler Denkungsart finde ich bei ihm die engherzigsten Begriffe und selbstsüchtige Vorurtheile, wie sie ein Spießbürger nicht einmal hat.«

»Ich hätte Ihnen dieses im Voraus sagen können,« erwiderte Wolters lächelnd. »Er ist befangen und starrsinnig, sobald er auf das stößt, was er für unrecht oder unwirklich erklärt. Wenn das, was er sein Rechtsgefühl nennt, beleidigt wird, hält er sich für verpflichtet, dagegen anzukämpfen, so lange er eine Möglichkeit sieht, es zu thun.«

»Ich verbitte mir seine Einmischung in Dinge, die mich allein betreffen!« antwortete der Präsident.

»Das glaubt er eben nicht,« sagte Herr von Wolters. »Sie haben ihm gestern so ziemlich dasselbe gesagt, trotz dessen hat er heute den Versuch gemacht, die betheiligte andere Seite zum Rücktritt zu vermögen.«

»Das hat er gewagt?!« rief Herr von Landau entrüstet. – Wolters schwieg. – »Ich werde ihm die Lust dazu vertreiben!« fuhr der Präsident heftig fort.

»Beruhigen Sie Sich,« fiel Wolters ein, »er hat nichts ausgerichtet.«

»Das arme liebe Kind!« sagte der alte Herr gerührt, »wie wird er es gequält haben! Sie hat sich also nicht irre machen lassen?«

»Sie hat ihm erwiedert, daß Sie ihr Wort gegeben, Sie allein über ihr Glück und Unglück zu entscheiden hätten.«

»Ich werde mein Wort halten! Niemand soll mich von ihr trennen! Ich werde diese Heirath schließen, und wenn ich mit allen brechen müßte!«

»Aha!« flüsterte Herr Niedlich, der sein Ohr an die Thür legte, voller Entzücken. »Da kommt's ja heraus!«

»Sie werden keine geringen Schwierigkeiten finden,« erwiederte Wolters. »Fräulein Hedwig ... «

»Sie ist undankbar im höchsten Grade!« unterbrach ihn Herr von Landau: »Ich muß am besten wissen, was zu meinem Glücke dient. Warum soll ich in meinem Alter allein stehen, entsagen, verkümmern?! Und ein so liebes, einfaches, anspruchloses Mädchen, mit den edelsten Eigenschaften begabt, will meinen Lebensabend verschönen.«

»Es ist einzig!« flüsterte Herr Niedlich, »der alte Pinsel ist richtig bis über die Ohren verliebt!«

»Ich beklage Sie aufrichtig,« sagte Wolters. »Trifels ist rücksichtslos.«

»Ich werde es auch sein. Treibt er mich dazu, so weise ich ihm die Thür und seine Verbindung mit meiner Tochter geht zurück.«

»Das dürfen Sie nicht,« entgegnete Wolters. »Bedenken Sie das Aufsehen und die Verhältnisse. Trifels ist auch

nicht der Mann, der sich gutwillig fügen würde. Sie haben ohne Zweifel das Recht, als Vater zu handeln; aber welche entsetzliche Zerrüttung würde Ihr eigenes Haus treffen und das Glück Ihrer eigenen jungen Ehe verbittern! Man muß die Vorurtheile der Menschen schonen, theurer Herr von Landau, schonen, so viel man kann.«

Ein Schweigen folgte. Endlich sagte der Präsident:

»Was soll ich aber thun, welchen Rath geben Sie mir?«

»Sie müssen Sich mit Trifels versöhnen.«

»Ich sehe keinen Weg dazu. Er wird nicht nachgeben.«

»So müssen Sie es thun.«

»Ich? – Niemals! Ich kann nicht zurück und will nicht!«

»Es wäre auch schrecklich,« lachte Herr Niedlich leise.

»Fräulein Emma könnte häßlich darüber werden.«

»Bester Herr von Landau,« sagte Wolters, den Pferdefuß mitten in sein vortretendes Kinn bohrend, »versprechen die größten Staaten denn nicht in Zeiten der Noth Dinge, welche sie niemals halten wollen, und haben die größten Staatsmänner nicht von je an den weisen Grundsatz aufgestellt, daß, wo Gewalt unanwendbar sei, man die Klugheit zur Hilfe rufen muß, um den Feind zu vernichten? – Abwarten und die Umstände so benutzen, daß der, welcher uns haben will, sich in seinen Schlingen fängt, ist jedenfalls ein vortreffliches System.«

»Worauf soll ich warten?« fragte Herr von Landau. »Ich habe keine Zeit dazu, und glauben Sie, daß Marie damit einverstanden wäre?«

»Emma!« flüsterte Herr Niedlich.

»Es käme darauf an,« sagte der Regierungsrath. »Sie ist zu klug, um nicht einzusehen, was auf dem Spiele steht.«

»Das arme, liebe Kind!« rief der Präsident. »Ich kann es nicht über das Herz bringen, ihm Betrübniß zu machen. Aber Sie haben Recht, Marie ist sanft wie ein Täubchen, doch auch klug; allein ich habe mich ihren Eltern erklärt, und der alte Hartmann ist eine zu ehrliche, einfältige Haut, um ihn zu einer Intrigue zu gebrauchen, obenein, wenn Trifels dabei im Spiele ist.«

»Was Teufel!« flüsterte Herr Niedlich hinter der Thür.
»Was ist das?!«

»Der alte Papa und seine Enehälfte sind freilich unbequem,« lächelte Wolters, »es läßt sich jedoch mit ihnen fertig werden. Die Hauptsache bleibt vor der Hand Ihr Herr Schwiegersohn. Er wäre im Stande, im Falle Sie nicht einlenken, eine gänzliche Auseinandersetzung der Vermögens-Verhältnisse zwischen Ihnen und Ihren Kindern gesetzlich zu betreiben, diese Kinder unter seinen Schutz zu nehmen und sie dem Vater für immer zu entfremden.«

»Hat er davon gesprochen?« fragte Herr von Landau.

»Ich kann es nicht läugnen.«

»Dann soll er mich kennen lernen! Ich will mit ihm fertig werden!«

»Nicht so, er wird Recht behalten,« sagte Wolters.

Ein neues Schweigen trat ein.

»Ich wollte, daß ich ihn los wäre!« murmelte der Präsident, in die Flamme starrend.

»Wenn das Ihr Wunsch ist,« versetzte Herr von Wolters eben so leise, »so müssen Sie meinen Rath befolgen.«

»Helfen Sie mir! Befreien Sie mich von ihm! Sie sind mein Freund, ich vertraue Ihrer Freundschaft!« sagte Herr von Laudau. »Ich bin empört über sein elendes Benehmen!«

Der Regierungsrath stieß mit seinem Stöckchen die brennenden Holzstücke zusammen und ließ dem erbitterten alten Herrn Zeit zu heftigen Aeußerungen.

»Sie haben Trifels' Vater gekannt?« fragte er dann, indem er sich aufrichtete.

»In früherer Zeit, ja,« erwiderte Herr von Landau. »Wir waren Jugendfreunde.«

»Hatte er Aehnlichkeit mit seinem Sohne? Ich meine, war er ein so guter Gesellschafter, so heiter und liebenswürdig?«

»Das war er in hohem Grade. Aber was soll das?«

»Sonderbar!« sagte Wolters, »auch Trifels' älterer Bruder gehörte zu den glücklichen Menschen, die mit allen körperlichen und geistigen Vorzügen reich gesegnet sind, und dennoch . . . «

Er schwieg und warf die Holzstückchen, welche noch vor dem Kamin lagen, auf den Heerd.

»Nun, was – was meinen Sie?« fragte der Präsident nachsinnend.

»Haben Sie nie von Familien gehört,« fuhr Wolters flüsternd fort, »die das merkwürdige Schicksal haben – eine

Manie, welche von Vater auf Sohn erbt – daß sie trotz aller Glücksgüter, aller Vorzüge an einer geheimen Schwermuth leiden, gegen welche sie vergebens ankämpfen? Während sie als überaus frohe, heitere Menschen gelten, nagt ein Wurm an ihrem Leben, der ... »

»Der?« wiederholte Herr von Landau mit leiser, hohler Stimme.

»Wissen Sie, wie sein Vater gestorben ist?«

»Am Schlagfluß,« murmelte der Präsident.

»Eben so wie sein Großvater. Man fand ihn eines Morgens todt, die Reste eines weißen Pulvers an seinem Bette.«

»Mein Gott!«

»Wissen Sie, wie sein Bruder endete!«

»Auf der Jagd. Durch einen Unglücksfall. Sein Gewehr entlud sich.«

»Er erschloß sich mit seinem eigenen Gewehr.«

»Entsetzlich ... und er ... Trifels ... wenn es so käme!«

Diese Worte preßten sich durch die zusammengeklemmten Lippen des Präsidenten.

Es war dunkel umher, nur die Köpfe der beiden Männer wurden von dem rothen Scheine des Feuers erhellt. Ihre Augen begegneten sich, die Brillengläser des Regierungsrathes funkelten wie glühende Kohlen, und in seinem scharfen, gelben Gesichte lag ein unheimliches, verächtliches Lächeln, das dem starren erschrockenen Blicke des Herrn von Landau größere Festigkeit und Antwort gab.

»Man muß darauf gefaßt sein und sich sichern,« sagte Wolters vor sich hin.

»Sichern – wie?« hauchte der Präsident kaum hörbar.

Von dem letzten, leise geführten Theile dieser Unterredung hatte Herr Niedlich immer noch einzelne Bruchstücke und Worte vernehmen können, jetzt aber hörte er nichts mehr, als ein leises Flüstern, dann und wann von einem lauterem Tone unterbrochen, der keinen Anhalt zum Verständniß gab. Vergebens strengte er sein scharfes Gehör an, und endlich murmelte er mehr, als einen Fluch in sich hinein, weil er an seiner lädirten Thür auch nicht eine einzige kleine Fuge entdecken konnte, die ihm erlaubt hätte, einen Blick hinein zu thun.

Erst nach einer geraumen Weile hörte er den Präsidenten deutlich sagen:

»Das ist das Beste; er kann nichts dagegen einwenden.«

»Gewiß nicht,« erwiderte Wolters, »er muß es anerkennen.«

»Es ist meine Pflicht,« fuhr Herr von Landau fort, und ein Triumph lag in seiner Stimme, als er hinzufügte: »Wir werden ja sehen, wie er sich dabei benimmt, lieber Wolters. Jetzt aber muß ich gehen, ich will Marien zu sprechen suchen, sie wird auf mich warten.«

Was Wolters antwortete, konnte Herr Niedlich nicht verstehen, allein er hörte den Präsidenten lachen, und dann sagte dieser:

»Er wird vernünftig sein, denn er muß einsehen, daß dort nichts für ihn mehr zu haben ist. Ich werde ihn aber

entschädigen, er soll Emma heirathen, das ist eine Braut für ihn. Ein sehr liebes, verständiges Mädchen; ich kann sie jedoch nicht länger brauchen und muß sie versorgen.«

»Herr Niedlich wird eine solche Ehre gewiß zu schätzen wissen,« versetzte Wolters.

»Das denke ich auch,« sprach der Präsident. »Er ist brauchbar zu Allem und kennt seine Vortheile.«

Herr Niedlich hörte Schritte, die sich entfernten, dann schlug die Thür des Corridors zu, nichts ließ sich mehr vernehmen. Nach einiger Zeit steckte er vorsichtig den Kopf ins Zimmer – es war völlig dunkel, das Feuer glimmte nur noch.

Er überzeugte sich, daß seine beiden Gäste ihn verlassen hatten, und ohne eine Bemerkung darüber zu machen, trat er an den Tisch, schnitt sich ein neues Stück Baumkuchen ab, nahm den Korkzieher, den er jetzt sehr leicht fand, öffnete die Flasche, schenkte ein Wein ein und setzte sich mit Beiden an den Kamin.

Tiefsinnig in die matte Gluth schauend, aß und trank er schweigend; doch während er mit grimmiger Hast abbiß, zog er seine Stirn in fürchterliche Falten und ließ ein melancholisches Brummen hören. Plötzlich aber sprang er auf, in der einen Hand das Weinglas, in der anderen den Kuchenrest. Sein Gesicht glättete sich; er schluckte den Kuchen möglichst schnell hinunter, um laut auf zu lachen.

»Warum denn nicht?« rief er, »ist sie etwa lahm, blind, bucklig oder taub? Ich heirathe sie! Bei Gott! ich heirathe sie mit vielem Vergnügen; allein bezahlen soll er, darauf

kann er sich verlassen. Man kann Alles thun, Alles, nur nicht umsonst, sonst ist man . . . «

Herr Niedlich drehte sich hastig um, denn es trat Jemand herein, den er nicht erkennen konnte; darum schrie er ihm ein fürchterliches: »Wer da?« zu, indem er sich selbst möglichst weit zurückzog.

»Ich bin es,« antwortete ihm die bekannte Stimme des Musikers.

»Wer? Sie, Herzberg!« schrie Niedlich, während sein Muth so weit wuchs, daß er ihm entgegen ging. »Wie sind Sie denn hereingekommen?«

»Die Thür stand auf,« erwiederte dieser, und rauh auf-lachend fügte er hinzu: »Sie haben wenig Courage!«

»Erstlich sprechen Sie Deutsch,« sagte Herr Niedlich strafend, »und brauchen Sie keine fremden Ausdrücke, was ein gebildeter Mensch stets gern vermeidet, und dann ist es ein Unterschied, ob Jemand etwas zu verlieren hat oder nichts. Es ist gar keine Kunst, Muth zu besitzen, wenn man sein irdisches Hab und Gut immer in einer leeren Tasche mit sich herum trägt; darum ist es auch gewiß, daß, je ungebildeter ein Mensch oder ein Volk ist, um so mehr Muth beide haben. Warum sollten Sie denn auch keinen Muth haben? Sie haben ja nichts zu verlieren! Wenn ich nichts zu verlieren hätte, würde ich ein wahres Ungeheuer an Muth sein.«

Herr Niedlich zündete während dieser Erklärung die Lampe an, und Herzberg konnte sich nicht enthalten, nochmals sein rauhes Lachen hören zu lassen, während er sich in einen der Sessel warf, daß er knackte.

»Nach Ihren Begriffen,« sagte er dabei, »ist also der Plunder Ursach aller Feigheit in der Welt. Vielleicht haben Sie Recht, wenigstens in Ihrer Weise Recht!«

»Was nennen Sie denn eigentlich Plunder?« fragte Herr Niedlich.

»Allen Besitz,« sagte Herzberg. »Elender Plunder, das Alles hier!« Er stieß mit dem Fuße verächtlich gegen die Bronze-Fassung des Kamines.

Herr Niedlich war so erstaunt, daß er Anfangs nicht wußte, was er sagen sollte. Er zog seine Augenbrauen so hoch, daß sie bis in die Falten seiner Stirn einen Kreisabschnitt bildeten; aber diese Zeichen seines Zornes machten schnell einer glücklicheren Laune Platz. Mitleid und Spott überkamen ihn, und diesen folgend, schnitt er sich ein neues, mächtiges Stück Baumkuchen ab, füllte sein Glas mit Rheinwein, roch daran, kostete mit dem bekannten Schlürfen eines Kenners und setzte sich dem überspannten Musiker gegenüber.

»So!« sagte er, »jetzt können Sie weiter sprechen; aber ruiniren Sie nichts an diesem Plunder, denn Sie können ihn nicht ersetzen. – Jetzt sagen Sie mir, Herzberg, warum Sie den Besitz verachten. Ich weiß bloß den Einen Grund, weil Sie nichts besitzen.«

Der Künstler lehnte sein bleiches Gesicht regungslos in das rothe Sammpolster, aber seine schwarzen großen Augen hefteten sich rollend auf den Agenten.

»Weil,« sagte er nach einigen Minuten, »der Besitz die Menschen in Classen und Kasten getheilt hat, die Besitzenden die Unterdrücker sind und die meisten darunter

keiner edleren, besseren Regung fähig, hochmüthig, gierig nach Gewalt und Unrecht, Bösewichter oder Narren, die ihren Plunder als ihren Gott anbeten.«

»Es ist einzig, es ist allerliebste, wenn man ihn so reden hört!« rief Herr Niedlich, aus vollem Halse lachend. »Aber nehmen Sie Sich in Acht, Herzberg! Mir können Sie meinetwegen solche Dummheiten sagen, ich mache mir nichts daraus, wenn Sie aber . . . «

Im Augenblicke fiel ihm etwas ein, und ein entzücktes, boshafte Grinsen füllte sein ganzes Gesicht.

»Sie stehen freilich auf dem höheren Standpunkt,« sagte er, »aber da Sie Fräulein Hedwig anbeten, die doch allen diesen Plunder aufs höchste verehrt, so begreife ich nicht, wie Sie ihn verachten können.«

»O!« sagte der junge Mann traurig, indem er seine weiße Hand auf sein glänzendes, schönes Haar legte und seinen Kopf darein stützte, »dahin habt ihr es gebracht! Aus der Einfachheit der Natur zur Unnatur der Verfeinerung. Verfeinerung nenne ich es bei ihr,« fuhr er fort, indem er sich aufrichtete; »denn was sie auch thun mag, Alles bleibt schön bei ihr und dient ihrer Schönheit, während diese Lappen und dieser Aufputz in den Händen der rohen, gemeinen Menge nur Mittel sind, um ekler und widerwärtiger zu werden.«

»Es ist schade,« lachte Herr Niedlich, »daß Sie Sich nicht auch ein Bischen aufputzen und verschönern können, es müßte Ihnen sehr gut stehen. Wenn's so hieße:

Graf Herzberg oder Fürst Herzberg, und das Gold träufelte von goldenen Fingern auf die unterthänigst unten Stehenden. Was?!«

Der Musiker schwieg.

»Wie steht es denn mit Ihrem großen Werke?« fuhr Niedlich höhnend fort. »Bitte, theuerster Gönner, vergessen Sie mich und meinen jämmerlichen Plunder nicht, wenn Sie ein großer Herr geworden sind.«

»Davor können Sie sicher sein,« erwiderte Herzberg mit einem leisen Lächeln. »Wenn ich Ruhm, wenn ich Ehre erwerbe, werde ich immer Ihrer gedenken.«

»Meinen unterthänigsten Dank!« schrie Herr Niedlich, vortrefflich belustigt, indem er fortgesetzt den Kuchen verschlang und jetzt sein Glas schwenkte. »Ein Mann wie Sie ist erhaben über die miserabeln, unnatürlichen Speisen und Getränke, welche ich Ihnen nicht anzubieten wage. Unsterbliche Heroen brauchen dergleichen nicht; doch welche Veranlassung verschafft mir und meinem Plunder denn eigentlich Ihren erhabenen Besuch?«

Herr Niedlich konnte bei aller Spottsucht den Aerger doch nicht überwinden, den das unglückliche Wort in ihm erregte; er hatte sich vorgenommen, seinen Schützling die Lust zu solcher Unverschämtheit für immer zu verleiden, und hierzu bot sich ihm sogleich Gelegenheit dar.

»Ich wollte Sie bitten,« sagte der Musiker ein wenig stockend – »Sie erinnern Sich wohl, daß ich ... Ich habe noch drei Thaler bei Ihnen zu Gut,« stieß er mit seiner rauhen Stimme hervor.

Herr Niedlich lachte mit glänzenden Augen und zog seine Stirn in unermeßliche Falten.

»Aha,« rief er dann, »das sind die drei Thaler von dem Abend her, wo Sie zum Tanz aufspielen sollten und davon liefen. Verdient haben Sie sie nicht, eigentlich haben Sie gar nichts verdient, denn Sie haben Ihre Verpflichtungen nicht erfüllt und Sich ganz ungehörig benommen. Ich dachte auch, Sie hätten das eingesehen und machten keine weitere Forderung. Wie?«

»Wenn ich nicht müßte, würde ich es nicht thun,« murmelte der junge Mann.

»Also Brod kaufen, hungern, nicht wissen, wie wir satt werden sollen!« sagte Herr Niedlich, »aber dabei die Welt verachten, alles Reelle Plunder nennen, alles Staub, den ich mit den Füßen fortstoße! Ich sage Ihnen, Herzberg, aus Ihnen wird nichts. Sie werden ausgelacht, weiter nichts.«

»Wer lacht mich aus?« fragte der Musiker aufblickend.

»Alle! Jeder! Ich!« antwortete Herr Niedlich, würdevoll auf seine Brust klopfend.

»Wenn Sie mich auslachen,« erwiderte Herzberg, aus seinen schwarzen Augen einen seiner brennenden Blicke auf den Agenten schleudernd, »so fühle ich mich dadurch geehrt.«

»Geehrt? Gehorsamer Diener, ich danke Ihnen, großer Künstler, obwohl ich Sie nicht verstehe,« erwiderte Herr Niedlich, indem er eine tiefe Verbeugung machte.

»Weil Sie mich nicht verstehen können,« fuhr der Angegriffene, den Kopf senkend, fort, »denn unser Leben beruht auf zu verschiedenen Grundlagen.«

»Das heißt, meine Grundlagen sind praktisch, Sie dagegen schweben in der Luft, und wollen nicht auf die Erde herunter kommen,« fiel Herr Niedlich ein. »Ist denn gar keine Vernunft in Ihnen? Sind Sie denn rasend? Wollen Sie auf Menschen nicht hören, die es gut mit Ihnen meinen, Ihr Talent schätzen und Ihnen helfen möchten?«

Es schien jetzt zu kommen, wie immer noch, wenn Herr Niedlich einen Sack voll gründlicher Ermahnungen über den armen jungen Mann ausschüttete. Nach einigen groben Antworten hielt dieser geduldig still, senkte sein Haupt und ließ sich schelten. Endlich aber sagte er sanft und traurig:

»Warum quälen Sie mich? ich habe nichts gethan, was unvernünftig wäre.«

»Nicht?« rief Niedlich, »Sie haben nichts gethan? – Mensch! Sie sind gar kein Mensch. Sie haben eine Art menschlicher Gestalt. Was haben Sie gethan? Haha!«

Herr Niedlich fing an so lustig zu lachen und Gesichter zu schneiden, daß Herzberg mit dem Ausdruck des Unwillens aufblickte und wieder zu Boden sah.

»Na,« sagte sein Gönner halb versöhnt, »mich hat die Sache köstlich amusirt, und andere Leute auch. Mir haben Sie eigentlich einen Spaß gemacht, der Geld werth ist; aber wenn ich es diesem Menschen. ohne Bildung, diesem noblen Freiherrn auch gönne und mir denken kann, wie sich Fräulein Hedwig dabei angestellt hat, als

sollte sie durch die Decke fahren, so ist das Ganze doch eine reine Verrücktheit von Ihnen.«

»Was soll's?!« murmelte Herzberg.

»Wem haben Sie denn Ihre Gedichte oder vielmehr meine Gedichte geschenkt?« fragte Herr Niedlich, »was haben Sie dabei geschrieben?«

»Was wissen Sie davon?« rief der Musiker auffahrend.

»Einen Liebesbrief!« schrie Herr Niedlich. »Sie soll warten, bis der neue Mozart oder der neue Göthe, oder Beides zusammen, fertig ist. Er will ihr seinen ganzen Ruhm an den Hals werfen, will sie mit Lorbeern statt mit Bonbons und Goldbrochen zudecken.«

Herr Niedlich legte sich in den Stuhl zurück, um bequemer sein Zwerchfell zu erschüttern; in demselben Augenblick aber fühlte er sich an der Gurgel gepackt und seinen Hals so vollständig zugeschnürt, daß das Glas ihm aus den Fingern zu Boden fiel und in Stücke brach, während er mühsam sich zu befreien suchte. Er war überrascht von diesem Angriff und schien Anfangs kaum zu glauben, daß der schwächliche, kleine Mensch ihn so geschüttelt und gedrückt hatte; eben so wenig begriff er, wie dieser es wagen konnte, Hand an ihn zu legen. Allein sein Zorn mäßigte sich, denn der Anblick des Musikers jagte ihm Furcht ein: Herzberg stand leichenblaß vor ihm, seine Augen weit geöffnet, seine Lippen zitternd und zuckend, beide Fäuste geballt.

»Sind Sie von Sinnen?« stotterte Herr Niedlich.

»Wer hat es Ihnen gesagt?« fragte der Musiker, nachdem er eine Minute lang und beweglich geblieben war.

»Was denn?« erwiderte Niedlich, sich erholend. »Wegen des Briefes? Darum geberden Sie Sich wie ein Wilder? Ich verbitte mir das sehr ernstlich.«

Herzberg stampfte heftig auf. »Antworten Sie!« wiederholte er mit Blicken, vor denen Herrn Niedlich neue Furcht überkam.

»Was geht es mich an?« rief er. »Herr von Trifels hat es erzählt, von ihm weiß ich es.«

Das Gesicht des Künstlers verzerrte sich zu einem Ausdruck des entsetzlichsten Hasses. Die schwarzen großen Augen rollten umher, als suchten sie den Gegenstand seiner Wuth, und während der ganze Körper sich zusammenzog, sagte er mit einer Stimme, die Herr Niedlich nachher unbeschreiblich nannte: »Der Elende! Schande über ihn!«

Bei den letzten Worten ließ er die krampfhaft geschlossene Hand auf seine Stirn sinken und bedeckte sein Gesicht, indeß Herr Niedlich wieder aufathmete.

»Darin haben Sie Recht, Herzberg!« fing er an, »es ist ein Mensch ohne alles feine Gefühl, ohne Schicklichkeit und Bildung; aber mit Ihnen ist heute nichts anzufangen. Gehen Sie nach Hause, ich will Ihnen Alles verzeihen, denn Sie thun mir leid. Doch erst kommen Sie her.«

Herr Niedlich zog seine Börse, trat an den Tisch und nahm Geld heraus.

»Was das Buch anbelangt mit Einband sammt dem Schaden, den Sie hier angerichtet haben, so wollen wir Alles in Allem einen Thaler dafür rechnen mit dem Beding, daß Sie mir ein neues Exemplar schuldig bleiben

und künftig wie ein gebildeter Mensch handeln. Für den Schrecken nehme ich nichts, aber ein ander Mal kommt es anders mit uns, das merken Sie Sich. Nehmen Sie diese zwei Thaler und seien Sie vernünftig. Machen Sie, daß Sie fortkommen, Ihre Mutter wird gewiß schon lange darauf warten.«

Herr Niedlich nahm mit liebevoller Hast dem Künstler die Hand vom Gesicht, denn dieser verharrte noch immer in seiner versteinten Stellung. Er öffnete ihm die Finger und legte die beiden Thaler hinein, indem er die Mahnung hinzufügte, das Geld auch nützlich anzuwenden; plötzlich aber prallte er zurück, denn Herzberg hob den Arm blitzschnell auf, warf die Geldstücke zur Erde, daß sie klingend und springend in die Kaminecke flogen, ergriff seinen Hut und eilte fort.

»Es ist nicht möglich,« sagte Herr Niedlich, nachdem er die Thaler aufgesucht und wieder in seine Börse gesteckt hatte, »nein, es ist nicht möglich, sich mit diesem völlig ruchlosen Geschöpf weiter zu befassen. Er muß untergehen, entweder im Tollhause oder in Hunger und Elend. Er sieht schon aus wie ein halb Todter, durchsichtig wie von Glas und abgezehrt bis auf die Knochen. Was geht er mich an! Ich habe mit mir selbst zu thun.«

Damit war die Sache abgethan; er faßte nach dem Rest des Kuchens, und je länger er auf und nieder ging, um so mehr kehrte sein guter Humor zurück.

»Es ist ganz richtig,« rief er zuletzt, mit den Fingern schnippend, »mit Marie ist nichts mehr zu machen. Ich

verdenke es ihr auch nicht; wenn Jemand einen besseren Preis bekommen kann, so greift er zu. Frau Präsidentin klingt allerdings besser als Frau Agentin! Aber wie sie sich ärgern werden – ich freue mich kindlich darüber, wahrhaftig, ich freue mich! – Und ich heirathe das Tättchen, ich nehme sie, und wäre sie aus englischem Leder gemacht!« fügte er energisch hinzu. »Ich will gleich morgen eine Liebenswürdigkeit entwickeln, die ihr gefallen soll; denn sie besitzt Bildung und Geschmack.«

SIEBENTES CAPITEL.

Es vergingen einige Wochen nach diesen letzten Entwicklungen, ohne daß sich wesentlich etwas im Hause des Präsidenten von Landau geändert hätte. Herr von Trifels erschien täglich, um seine Braut zu besuchen; er führte sie zu Festlichkeiten, zur Oper und in Concerte, er verlebte seine Abende in gesellschaftlichen Kreisen und glänzte dort durch alle die Vorzüge, welche ihm eigen waren. Für die Ausstattung der Braut wurden fortgesetzte Einkäufe gemacht, und der Präsident benahm sich als liebevoller und zärtlicher Vater, dem nichts zu theuer, nichts gut genug und reich genug schien, um sein Kind zu erfreuen und beneiden zu lassen. Mit einer gewissen, Aufsehen erregenden Darlegung seiner Liebe und seines Schmerzes über die bevorstehende Trennung ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, um dies Jedem begreiflich zu machen, und wer ihn mit seinem Schwiegersohne scherzen sah, von dem er so gern sprach, um dessen edle Eigenschaften zu preisen, der nahm die Ueberzeugung

mit, daß Herr von Landau über diese Verbindung trotz aller schmerzlichen Klagen doch sehr stolz und glücklich sei, was freilich auch ganz natürlich gefunden wurde.

Man merkte es dem Präsidenten in keiner Weise an, daß ein geheimes Zerwürfniß mit Trifels jemals Statt gefunden haben konnte. Er hatte kein Wort darüber geäußert; nur in den nächsten Tagen, welche jenem Enthüllungs-Abend folgten, ließ er sich wenig blicken, und wenn es geschah, übte er jene feine gesellschaftliche Höflichkeit, die unter ihrer geschmeidigen Decke alle mögliche wahre und falsche Gesinnung mit demselben glatten Lächeln und glatten Worten überzieht. Aber Herr von Landau wurde nach und nach wieder zuvorkommender und herzlicher; er schien sich Trifels mehr als je nähern zu wollen und dieser seinen Wunsch zu theilen. Das gute Verhältniß wurde nicht allein hergestellt, es schien sogar an Innigkeit zugenommen zu haben. Die glänzende Wohnung des Präsidenten füllte sich mit heiteren Gästen, welche das schöne Schauspiel genossen, den vor trefflichen Vater Arm in Arm mit seinen Kindern durch die Säle wandeln zu sehen, und die liebeliche Braut bewunderten und bewitzelten, deren Schmeicheleien und Liebesworte zwischen diesem zärtlichen Vater und dem zärtlichen Bräutigam sich theilten. Nur wer die Verhältnisse genau kannte, mochte zweierlei nebenher bemerken: nämlich, daß der Regierungsrath von Wolters jetzt sehr häufig sich hier blicken ließ, dagegen aber die Tochter des Blechschmiedes gänzlich aus dem Repertoire der Gesellschaft gestrichen sein mußte.

Welche Spöttereien auch über Fräulein Marie und deren sonderbares Erscheinen in diesem Hause gewechselt worden waren, so fragte man doch äußerst wenig danach, als man nichts mehr von ihr vernahm. Herr von Landau sprach nichts mehr von ihr, er forderte auch nicht mehr etwas zu ihren Gunsten von Fräulein Emma; er war überhaupt auch gegen diese zurückhaltender geworden. Denn er suchte sie nicht mehr auf, um ihr vertraute Mittheilungen zu machen. Wenn er sie sah, war er sehr freundlich und zu den üblichen Scherzen mit Töntchen geneigt; allein er vermied es, mit ihr allein zu sein, und seine Gespräche bewegten sich nur über häusliche und wirtschaftliche Dinge und über die Verheirathung seiner lieben, theueren Hedwig.

Niemand war glücklicher darüber als diese. Sie verehrte ihren Vater mit aller leidenschaftlichen Regsamkeit ihres Charakters; denn sie fühlte, wie er mit verdoppelter Liebe sich an sie schloß, und wenn zuweilen seine Augen sich nachsinnend an ihr Gesicht hefteten und ein leises, wehmüthiges Lächeln dabei um seine Lippen spielte, mußte sie ihn küssen und ihm zuflüstern, daß sie ihn mehr liebe als einen Menschen auf Erden, Trifels nicht ausgeschlossen.

Niemand war auch froher als Hedwig über das Verschwinden der Mamsell Marie. Die Abneigung, welche sie gegen diese empfand, entsprang ohne Zweifel aus einer doppelten Quelle. Zunächst war es Eifersucht gewesen, die sie trieb, jene kleine Intrigue anzuzetteln, durch

welche Marie an dem Familienfeste Theil genommen hatte. Trifels Erklärung an jenem Abend und ihre darauf folgende Verlobung hatte diese Eifersucht zwar zerstört, jede Wurzel derselben aber doch nicht ausgerissen. Trifels' ließ sich nie bewegen, ein hartes Urtheil über Marie zu fällen, über sie zu spotten oder zu lachen; er vertheidigte sie sogar, wenigstens ihre Fähigkeiten. Als der Präsident mit so vieler Vorliebe die Mamsell behandelte, verstärkte ein sehr erklärliches anderes Mißfallen Hedwig's Abneigung, welche sich zwar nie zu einem bestimmten Verdacht erhob, nichts desto weniger aber mit der Schärfe desselben jeden Versuch Mariens, ich ihr unterwürfig zu nähern, zurückwies.

Als ihr Vater von seinem Schützling nun endlich weder mehr sprach, noch Marie sich blicken ließ, konnte sie ihren Freundinnen die vertrauliche Erklärung geben, daß der Scherz sein Ende erreicht habe. Fräulein Hartmann habe der Familie eine Gefälligkeit erzeugt, welche belohnt werden mußte. Jetzt sei die Rechnung ausgeglichen, in Zukunft werde Jeder da bleiben, wohin er gehöre.

Mit Fräulein Marie war jedoch noch eine zweite Person, wenn nicht verschwunden, so doch in den Hintergrund getreten, nämlich Herr Niedlich. Der Agent erschien allerdings häufig bei dem Präsidenten, welcher ihn zu seinen speciellen Geldgeschäften gebrauchte, allein als Gast war er seit einiger Zeit ganz übergegangen worden, und vor Hedwig's Redereien, die ihn ernstlich drängte, endlich doch sein Versprechen zu halten und seine Braut

vorzustellen, entfloh er unter geheimnißvollem Stirnrunzeln und Vertröstungen.

Von dem, was Herrn Niedlich eigentlich passirt sei, wußte die junge Dame nichts, Niemand hatte ihr eine Mittheilung gemacht; es war jedoch gewiß, daß Schwierigkeiten entstanden sein mußten. Ihre Neugier war dadurch erregt, und diese wurde unmuthig geschärft, als sie eines Tages, eben als Herr Niedlich ein Verhör bestanden hatte, aus dem er sich eiligst zurückzog, weil Trifels' Eintritt ihn erlös'te, sich mit ihren Fragen an diesen wandte.

Herr Niedlich hatte den Freiherrn so mißachtend behandelt, daß Hedwig von einem Gedanken befallen wurde, der plötzlich ihr Herz heftiger schlagen machte.

»Es ist doch sonderbar,« rief sie aus, »was dem lebenswürdigen Heinrich widerfahren sein muß. Er war seiner Sache ganz gewiß. Was ist geschehen, daß Mamsell Marie spröde thut?«

»Es ist gleichgiltig,« sagte Trifels.

»Hast Du nichts davon gehört?« fragte sie weiter und blickte ihn scharf an.

»Ich frage nicht darnach,« erwiderte er.

»Aber ich möchte es wissen,« fuhr sie fort. »Was kann der Grund sein, von Herrn Niedlich's Liebe ungerührt zu bleiben?«

»Sie ist zu klug für solchen Narren.«

Diese Antwort schlug einen Funken.

»Zu klug,« wiederholte sie, »und gewiß auch zu schön und jung.«

»Beides kommt dazu,« antwortete er. »Solche Reize können Bessere in Versuchung führen.«

»Es ist also jedenfalls gefährlich, in ihrer Nähe zu sein?« fragte sie, heimlich erregt.

Trifels neigte sich zu ihr, und obwohl er lachte und einen Scherz machen wollte, als er sagte:

»Gefährlicher, als Du denken kannst, meine süße Hedwig!« war doch in seinem Gesicht eine Unruhe, welche sie oft schon bemerkte, wenn er unter leichten Worten etwas verbergen wollte, worüber er eigentlich ganz anders dachte.

Einige Tage darauf wurde im Salon getanzt. Trifels war außerordentlich fröhlich und liebenswürdig um Hedwig beschäftigt; endlich aber suchte sie ihn vergebens, bis sie ihn im Gespräch mit seinem Vetter vor jenem Candelaber stehend erblickte, an welchem sie die Devisen verbrannt hatte. Sie hörte nur, daß er zu Wolters sagte:

»Marie benimmt sich sehr gut, ich hoffe jetzt das Beste!«

Dabei drehte er sich um, weil ihr Kleid rauschte, und vor seinem von Liebe belebten Gesicht und der freudigen Unbefangenheit, mit welcher er sie empfing, verschwand ihr Erschrecken und Verstummen.

Am folgenden Morgen fand Emma sie zum ersten Male seit langer Zeit nachdenkend und einsylbig und es währte einige Zeit, ehe sie ihr Herz und Lippen öffnen konnte. Auf alle Fragen gab sie unbestimmte Antworten, klagte über Ermüdung und Kopfschmerzen; als aber Emma

mit ihrem beodachtenden Lächeln sie genau ansah, fiel sie ihr plötzlich um den Hals und verbarg ihr Gesicht.

»Du weinst ja!« sagte Fräulein Emma. »Was sind es für Thränen? Verdruß, Trauer, Kummer oder Schmerz?«

»Alles in Allem!« antwortete Hedwig. »Ach, Töntchen! ich bin doch ein einfältig Kind, ich kann gar zu wenig Anderes vertragen, als Glück, Lust und Lachen.«

»Weil das Leben mir seinen Plagen und Täuschungen auch nicht allzu oft dicht an Dich herangetreten ist,« antwortete Emma.

»Es ist wahr,« erwiderte Hedwig den Kopf senkend, indem sie ihre Hände faltete. »Ich habe nur einen einzigen großen Schmerz bis jetzt kennen gelernt, als meine geliebte Mutter uns verließ. O, Töntchen, verlassen werden, getäuscht werden – der Gedanke macht unaussprechlich elend.«

»Ich weiß nicht, was Du meinst,« sagte Emma sanft, als Hedwig in ihrer Stellung blieb, aber ihre Arme heftiger preßte. »Was ist Dir widerfahren?«

Sie erhielt keine Antwort und wiederholte ihre Frage vergebens; plötzlich aber richtete sich Hedwig lebhaft auf und sagte, ihre Thränen zerdrückend:

»Sprich aufrichtig, Töntchen, hast Du nichts an Trifels bemerkt?«

»Was soll ich bemerken?« war die Antwort.

»Ist er nicht verändert, oft ganz seltsam verändert? Gar nicht mehr, wie früher! Oft ganz still, zerstreut, nachsinnend, dann wieder, als thäte er sich Gewalt an, um mich zu hören.«

»Ich habe von allem dem nichts bemerkt.«

»Einige Tage lang,« fuhr sie fort, »mußt Du bemerkt haben, wie unruhig er war. Oft sah er nach der Thür, als sollte Jemand kommen, dann war es zuweilen, als wollte er mir etwas mittheilen; sobald ich ihn aber fragte, scherzte er meine Muthmaßungen fort.«

»Wenn er das wirklich that,« sagte die Freundin, »so hatte sein Ernst gewiß wenig auf sich.«

»Nun ist er wieder in glücklichere Laune gekommen, aber ich fürchte . . . «

»Was denn?« fragte Emma,

»Er liebt mich nicht mehr,« flüsterte sie – »nicht so, wie ich es möchte. – Schilt mich nicht, lache auch nicht, er denkt an etwas Anderes, an eine Andere – ich glaube, er denkt an sie – an Marie! – Um Gottes willen!« fuhr sie heftig fort, »sieh nicht so ernsthaft aus. Lache lieber, bestreite es, doch höre erst an, was ich weiß.«

»Hast Du ihn von Deinen Grillen etwas merken lassen?« fragte Emma, und als Hedwig es verneinte, fügte sie hinzu: »Thu' es ja nicht, er darf nichts davon wissen. Männer, wie er, von so stolzem und reinem Charakter, werden von jedem Mißtrauen tief verletzt.«

»Aber es könnte doch sein,« sagte Hedwig furchtsam und trotzig.

»Niemals!« erwiederte Emma. »Ich spreche es mit Ueberzeugung aus. All sein Glück auf Erden sucht er bei Dir, all sein Hoffen klammert sich an Dich. Laß ihn nicht irre werden, gieb ihm, was ihm noth thut.«

»Was soll ich ihm geben?«

»Dein ganzes Herz, bis Du ihm mehr geben kannst.«

»Noch mehr? unersättliches Töntchen!«

»Deinen Kopf,« fuhr Emma, sie umschließend, fort. »Es wird eine Zeit kommen, wo er auch den verlangen wird, und ich denke mir, ein Mann hat das Recht dazu, auch den Kopf seiner Frau zu fordern; er kann mit dem Herzen allein sich auf die Dauer nicht begnügen. Du wirst daher immer gut thun, theure Hedwig, Dich auf die Stunde vorzubereiten, wo Du ihm beweisen mußt, daß dieser kleine Kopf auf der rechten Stelle sitzt.«

Hedwig hatte diese neue Lehre wohlgefällig lächelnd angehört. Sie stemmte den Arm in die Seite und sagte mit drolliger Selbstzufriedenheit:

»Das will ich, Töntchen, ich will ihm zeigen, mit wem er es zu thun hat. Man muß nicht so gedankenlos in den Tag hinein leben. Ah! wie ernsthaft bin ich schon geworden, welche Sorgen nagen an mir, wie sehr vervollkommne ich mich unter den Fittichen Deiner Weisheit, Töntchen, um mit Würde meine Rolle als Frau spielen zu können! Als Frau!« rief sie, laut auflachend, »was das närrisch klingt! Aber mein Mann« – sie begann das alte übermüthige Gelächter – »was das für ein fürchterliches Wort ist, Töntchen! – mein Mann soll gehorchen, er soll ganz gewiß gehorchen.«

Als Hedwig dies sagte, trat Trifels herein, und bei dem ersten Ton seiner Stimme hatte sie alle ihre Vorsätze und alle ihre Sorgen vergessen. Sie lief ihm entgegen und reichte ihm beide Hände. Er sah so schön und freudig aus, sein Blick war so froh, seine Augen so klar; die hohe,

stolze Gestalt neigte sich zu ihr nieder, sein Gruß, seine Fragen beherrschten sie ganz.

Emma zog sich unbemerkt zurück.

»Was hat sie Dir gesagt?« fragte Trifels. »Wer soll gehorchen?«

»Du!« antwortete sie, ihren Zinger schalkhaft aufhebend. »Mir sollst Du gehorchen.«

»Ich gehorche Dir so gern!« erwiderte er.

»Auch immer?« fuhr sie fort.

»Immer!« sagte er.

»Keine Bitte wirst Du mir jemals abschlagen, was ich auch fordere, mir erfüllen?«

»Keine, keine, meine geliebte Hedwig!«

»Halt da!« erwiderte sie, und die Hände auf seine Brust gelegt, fragte sie leiser: »Wirst Du mich auch immer und ewig lieben?«

»Wenn ich aufhörte, Dich zu lieben,« erwiderte er »würde ich aufhören, zu leben.«

»Aufhören, zu leben!« rief Hedwig, ihn an sich drückend. »O, mein Gott! was sagst Du da? es ist ein fürchterlicher Gedanke, wirf ihn von Dir, geliebter Eduard. – Aber weißt Du,« fuhr sie mit leuchtenden Augen fort, »daß Du nicht sterben kannst? Mein Wille würde Dich festhalten, meine Seele würde Deine fliehende Seele umklammern und sie in ihr irdisches Haus zurückführen. – Sorge nicht, ich weiß, was ich thue, also Sorge nicht! – ich habe neulich eine indische Dichtung gelesen, worin ein schöner junger König von dem Fürsten der Finsterniß fortgenommen

wird. Drei Tage lang lag sein blasser Körper auf der Matte, doch seine Geliebte erweichte mir ihren Bitten den schwarzen Gott. »Küsse ihn,« sprach er zu ihr, »und wenn Deine Liebe so groß ist, wird sie sein Blut erwärmen, und sein Herz wird wieder schlagen.« Da nahm sie ihn in ihre Arme, viele Stunden lang saß sie, eine lange bange Nacht, bis sein Herz unter ihren Küssen schlug, bis der grausame Gott von ihm abließ. – So, Eduard, würde ich Dich auch von ihm erlösen!« rief Hedwig mit dem Feuer ihrer Begeisterung.

Trifels hielt Hedwig an seinem Herzen, seine Augen ruhten auf ihr, ein fast schmerzliches Lächeln schwebte um seinen Mund, plötzlich aber sagte er laut und mit starker Stimme:

»Ich glaube an die Wunder Deiner Liebe: verlaß mich nie, zweifle nie an mir!«

Ehe Hedwig antworten konnte, trat eine Störung ein, denn der Präsident öffnete die Thür und blieb mit freundlichem Gesicht auf der Schwelle stehen.

»Hätte ich gewußt,« sagte er, »welche Seligkeit ich beende, so wäre ich draußen geblieben. Jetzt hilft es aber nichts, darum gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte zu sein, wie Schiller sagt, würde Herr Niedlich nicht vergessen.«

Sein Erscheinen machte allerdings den zärtlichen Eröffnungen der Verlobten ein Ende, aber er suchte es ihnen zu ersetzen, denn er war voll Liebenswürdigkeit für

Hedwig, voll heiterer Scherze, welche er an Trifels richtete, und voll guter Laune für Beide. Nach einiger Zeit sagte er dann:

»Wir müssen die Tage festhalten, welche uns noch übrig bleiben, für unser Beisammenleben, und Alles meiden, was unsere Erinnerungen trüben könnte. Sie bleiben doch heute bei uns, Trifels? Ich habe eine Loge für die neue Oper. So viel ich nur irgend kann, mein liebes Kind, will ich Dich noch mein nennen und Deine Gesellschaft genießen. Dein Glück geht mir über Alles! Ein paar Stunden habe ich heute noch zu thun, besucht inzwischen die Akademie und seht die dort neu aufgestellten Bilder an.«

Sein Vorschlag wurde dankbar aufgenommen.

»Wenn Du doch mit uns geben könntest!« bat Hedwig schmeichelnd. »Wenn ich Dich nicht habe, Papa, fehlt doch etwas zu meinem Glücke.«

Der Präsident küßte sie lachend und drohend und trieb sie fort.

»Still, Du Schmeichlerin!« rief er, »Trifels könnte glauben, es sei wirklich wahr. Er sieht schon ganz ernsthaft und nachdenklich aus.«

Es war das erste Mal, daß er seit jenen geheimen Zerwürfnissen mit dem Freiherrn sich mit ihm allein befand, er hatte dies bisher immer zu vermeiden gewußt. Trifels war Hedwig bis zur Thür gefolgt. Der Präsident hatte sich gegen das Fenster gewandt, plötzlich aber wandte er sich von dort um, ging seinem Schwiegersohne entgegen, bot ihm die Hand und lächelte in seiner feinen Weise.

»Schlagen Sie ein, lieber Eduard,« sagte er. »Wir wollen kein Wort über eine Angelegenheit verlieren, deren Acten geschlossen sind. Meinen Sie nicht?«

»O gewiß,« erwiderte Trifels.

»Wir sind also versöhnt,« fuhr Herr von Landau fort.

»Zu meiner größten Freude geben Sie mir die Gewißheit, daß Sie die Gründe meiner Handlungsweise nicht länger mißdeuten.«

»Versteht sich, nein! Wir sind Menschen, wir irren alle. Ach, in meinem Alter hat man zuweilen noch Jugendträume, allein man erwacht bald davon. Sie sind doch mit Allem zufrieden?«

»Es konnte nicht besser sein,« entgegnete der Freiherr, »und Marie . . . «

»Still, keinen Namen!« flüsterte der Präsident. »Rühren wir nichts an! Ich habe Wolters Alles überlassen. Ihr Vetter ist kaltblütig und welterfahren, er wird die ganze Sache ordnen. Vergessen wir also auf immer.«

Sie schüttelten sich die Hände; ehe der Präsident jedoch die seine zurückzog, umarmte er seinen Schwiegersohn und sagte, ihn rechts und links küssend:

»Also versenkt und abgethan für alle Zeit. Ich ehre und achte Sie, lieber Trifels! liebe Sie Ihres Freimuthes wegen noch mehr und bitte Gott, daß er Sie erhalten und Hedwig's Glück viele Jahre sichern möge.«

Er klopfte ihr dabei zärtlich auf die Schulter und entließ ihn dann, weil Hedwig eine Dienerin mit der Meldung hereinschickte, daß sie bereit sei.

»Gehen Sie, lieber Eduard,« sagte er, »Hedwig möchte ungeduldig werden, ein ander Mal können wir uns noch weiter aussprechen, lassen wir es auf ein ander Mal! – Aber Sie befinden Sich doch wohl? Sie sehen angegriffen aus,« fuhr er fort, indem er seines Schwiegersohnes Hand festhielt und ihn durch das Zimmer begleitete.

»Ich habe mich nie wohler und kräftiger gefühlt,« erwiderte Trifels.

»Das ist mir lieb,« sagte Herr von Landau. »Ein Bräutigam muß keine melancholischen Anwandlungen haben. Sie haben doch keine Sorgen, wo ich rathen oder helfen könnte?«

»Gewiß nicht,« sagte Trifels, indem er sich eilig empfahl und mit Anstrengung seine Unbefangenheit zu behaupten suchte.

»So gehen Sie, da ist Hedwig schon. Auf Wiedersehen, Ihr theueren Kinder! Auf frohes Wiedersehen!«

Sein Gesicht behielt noch einige Zeit den freundlichen Ausdruck, bis dieser nach und nach sich in Hohn umwandelte.

»Was ich Alles dieses Menschen wegen thun muß!« flüsterte er vor sich niederblickend, »aber wir werden sehen, ob unsere Mittel helfen – und dann Abrechnung halten!« fügte er noch leiser hinzu.

Wenige Minuten später, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, that Fräulein Emma einen raschen Blick hinein und winkte einem ihr Nachfolgenden zu, der draußen stand.

»Wir wollen uns nicht wieder überraschen lassen,« sagte sie. »Es ist mir lieb, Sie wiederzusehen, Herr Stark. Ich glaube, Sie haben mir mancherlei mitzutheilen.«

Reinhold sah sehr bleich aus. Seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, der mächtige Kopf schien müde und schwer auf seinen Schultern zu sitzen.

»Was ich Ihnen mittheilen könnte, Fräulein Ruhwald,« sagte er mit dem unverändert sanften Lächeln, »werden Sie wohl schon gehört haben.«

»Ich weiß nichts, wenigstens nichts Gewisses,« war ihre Antwort, »doch ehe Sie weiter sprechen, Herr Stark, sagen Sie mir, ob Sie krank sind.«

»Ich glaube nicht,« erwiderte er leise und mit plötzlichem Erröthen.

»Sie glauben es nicht? Fühlen Sie es denn nicht?« fuhr sie theilnehmend fort. »Sie müssen einen Arzt zu Rathe ziehen.«

»Ich habe sehr viel gearbeitet, viel sehr!« sagte er mit einem dankbaren Aufblicken.

»Arbeit macht stark und froh,« fiel sie ein. »Arbeit ist das beste Mittel, um Leid, das uns drückt, zu ertragen, wenn nicht etwa« – ihre klaren Augen hefteten sich auf den bleichen Mann, welcher scheu zu Boden sah –, »wenn nicht etwa,« wiederholte sie langsam, »das Leid so tief sitzt, daß das Uebermaß von Arbeit den Körper erschöpft, ohne den Muth aufzurichten. – Erzählen Sie mir, Herr Stark,« fuhr sie fort, als sie keine Antwort erhielt, »wie es in Ihrem Hause zugegangen ist. Sie wissen, daß ich Manches wußte.«

»Wissen Sie auch,« fragte er, »daß der Herr, den ich nicht nennen will, nachdem er erklärt hatte, es sollte geschehen aller Welt zum Trotz, doch sein Wort, kaum war's gegeben, wieder gebrochen hat?«

»Ich weiß es nicht, aber ich konnte es aus mancherlei Zeichen vermuthen,« sagte Fräulein Emma.

»Andere haben es ihm ausgeredet,« begann Reinhold, »ich denke, vornehmlich that's der Herr von Trifels, und es mag auch wahr sein, daß es sich nicht paßt, wenn Leute, nicht allein so verschiedenen Alters, sondern auch so verschiedener Stände sich zusammen thun wollen. Es mag gut sein, wenn Freunde es hindern; aber wenn's nun doch wahr wäre, wenn sie den Herrn liebte, oder er meinte es aufrichtig, so ist es doch grausam hart, so wie es geschehen ist.«

»Es hängt Alles von den Verhältnissen ab, Herr Stark,« antwortete Fräulein Emma. »Wahre Liebe und Zuneigung kümmert sich nicht um Rang und Stand, sie kommt aus dem Herzen; aber um vernünftig gegen Alles, was die Menschen schicklich nennen, muß man doch nicht handeln.«

»Sie meinen es also auch?« sagte Reinhold, und es klang fast wie ein Vorwurf.

»Glauben Sie nicht von mir,« fiel sie ein, »ich wollte Vorurtheile und Hochmuth vertheidigen. Wenn ich von dem Schicklichen spreche, so meine ich das natürliche Empfinden, das in jedem guten Menschen ist, das sittliche Gefühl, das sich gegen alles Unrechte sträubt. Vernünftige Wesen sollen wir alle sein, uns also von Vernunft

leiten lassen, und je älter wir werden, um so weniger haben wir auf Nachsicht zu hoffen, wenn man uns thöricht heißt. Wäre es eine gerechte Sache, so brauchte sie sich nicht zu verstecken, und wäre es eine rechte Liebe, die ihre Macht in sich selbst hätte, so würde sie sich auch nicht fürchten, ehrlich und offen hinzutreten, denn sie könnte gewiß sein, bei allen gerechten Leuten und wahren Freunden Vertheidigung zu finden. Statt dessen sagen Sie mir, daß der Herr, den wir nicht nennen wollen, sein Wort gebrochen hat, obgleich es mir seltsam genug vorkommt.«

Reinhold hatte gläubig zugehört; was Fräulein Emma sagte, schien ihn zu trösten.

»Er hat's gethan,« erwiderte er, »hat den Herrn von Wolters ins Haus geschickt, der Geld geboten hat, ein Abstandsgeld.«

»Da sehen Sie, wie es steht!«

»Aber es war nichts damit,« sagte Reinhold, die Augen hell aufschlagend. »Es wurde nichts angenommen. Der Vetter ist der Mann nicht, der sich Ehre oder Schande abkaufen läßt.«

»Das freut mich,« erwiderte Emma, »freut mich von ganzem Herzen. Die Reichen sind eben um dessentwillen so stolz, weil das Geld meist stärker ist, als alle Moral, und sie sehen es immer als gewiß an, daß ein Armer damit zu Allem, was sie wollen, bewogen werden kann.«

»Es ist doch nicht überall der Fall,« antwortete der Arbeiter.

»Gott sei Dank, nein!« sagte Fräulein Emma.

Ihre Blicke begegneten sich, es lag ein freudiges Glaubensbekenntniß darin, festes Vertrauen, und wie der Eine zum Anderen durch das Band der Armuth und sittlicher Erhebung ich verbunden fühlte. Reinhold's Gesicht verlor die kranke Farbe, seine Augen erhielten einen eigenthümlichen Glanz, die hohe, stolze Stirn hob sich glatt und kräftig auf. Er schien von einer Macht halb überwältigt, gegen welche seine Demuth und seine Furcht vergebens rangen.

»Und nun,« sagte Emma, »nun Marie frei ist, hegt ihr Vetter ohne Zweifel auch die Wünsche von Neuem, welche früher seine Lieblingswünsche waren.«

Durch diese Worte wurde der Zauber plötzlich zerstört, dem Reinhold verfallen war. Seine Augen senkten sich scheu nieder, graue Blässe zog über ihn hin, wie eine Novemberwolke.

»Was er wünscht, weiß ich nicht,« sagte er sanft und leise, »aber – es ist kein Glück für mich zu hoffen.«

»Sagen Sie das nicht!« rief Emma. »Zunächst nur müssen Sie gesund werden. Versprechen Sie mir, daß Sie einen Arzt zu Rathe ziehen wollen, – versprechen Sie es mir, Herr Stark!«

Der tröstende und theilnehmende Ton schien ihm wohl zu thun. Er stand vor ihr, als wollte er mehr hören. Plötzlich aber gerieth er in heftige Unruhe, und nach der Thür fassend, rief er aus:

»Sie sind so gut, ich verdiene es nicht! Es geht auch schon besser. Behüte Sie Gott, gnädiges Fräulein!«

Fräulein Emma machte die Thür hinter ihm zu, sie sah sehr betrübt aus. Auf die Stelle, wo er gestanden vor sich niederblickend, dachte sie lange nach. Endlich falteten sich ihre Hände zusammen, und mit einem leisen Seufzer sagte sie: »Armer guter Reinhold!«

ACHTES CAPITEL.

Um den armen Musiker hatte sich seit einiger Zeit Niemand gekümmert. Die wenigen Unterrichtsstunden, welche er zu geben hatte, waren immer von ihm unordentlich behandelt worden, während der letzten Wochen hatte er sie gänzlich vernachlässigt, und darin hatte Herr Niedlich jedenfalls Recht, daß mit solchem widerhaarigen, unfügsamen Gesellen kein Auskommen sei. Auch in dem Vereine war er seit längerer Zeit nicht erschienen, endlich hatte ihn Reinhold aufgesucht, der einzige Mensch, von dem er zuweilen sprach. Die alte Frau war in ihrer Herzensangst zu dem Arbeiter gegangen, hatte ihn dringend gebeten, mit ihrem Sohne zu leben, doch ja nicht zu verrathen, was sie ihm anvertraute.

Als Reinhold kam, fand er seinen Freund am Schreibtische sitzend, eifrig beschäftigt in ganzer Stoß Papiere lag um ihn, Notenblätter auf einem anderen Haufen; ein Gemisch von Heften und Blättern bedeckte auch die Stühle und das große Instrument. Der junge Künstler sah erhitzt aus; halb angekleidet, hing sein langes Haar wirr über seinen Kopf, er schien mitten in einer angestrengten geistigen Thätigkeit zu sein, die ihn ganz erfüllte. Als

er Reinhold's Stimme hörte, wandte er sich um, nickte ihm zu und schrieb weiter.

»Bist Du da?« sagte er, »komm morgen wieder. Oder nein, warte, ich habe fünf Minuten für Dich. So« – er warf die Feder fort und strich seine Finger, die von Dinflecken schwarz waren – »jetzt, Reinhold, sei willkommen! Setze Dich, wie geht es Dir? Du siehst nicht gut aus.«

Er reichte ihm die Hand hin, die glühend heiß war.

»Du hast Recht,« sagte Reinhold, »ich habe mich zu sehr angestrengt, man muß nicht zu viel thun.«

Herzberg lachte, und indem er das Haar von seiner Stirn zurückwarf, rief er übermüthig:

»Man muß seine Kräfte kennen, guter Freund! Von seiner geistigen Energie muß man sich tragen lassen. Der Geist überwindet den Staub. Der Geist kann Alles!«

»Du bist lange nicht bei uns gewesen,« sagte Reinhold.

»Ich bin bei Niemand gewesen,« war die Antwort. »Ich habe keine Zeit.«

»Lieber Andreas,« begann Reinhold in seiner sanften Weise, »darf ich ein aufrichtiges Wort mit Dir sprechen?«

»Du mit mir? Sprich denn!«

»Es giebt ein altes Wort,« sagte der Arbeiter freundlich, »Du kennst es auch wohl, es heißt: Gut Ding will Weile haben.«

»Sprich rasch!« rief Herzberg, und sein Gesicht verfinsterte sich. »Meine Zeit ich bald um.«

»Ich will's mit wenigen Worten sagen, höre mich nun ruhig an. Was ein Mensch schafft in Ruhe und Freudigkeit, das hält aus; ist es aber ein Toben wie ein wilder Strom ohne Rast, so kann's wohl gewaltig sein und groß, aber es hat doch kein richtiges Fundament, und wo das fehlt, stürzt der ganze Bau zusammen.«

»Was verstehst Du davon, was mich treibt?!« fiel Herzberg rauh und höhrend ein.

»Ich verstehe freilich nichts davon,« erwiderte Reinhold sanftmüthig »aber ich habe Dich lieb wie einen Bruder. Tage und Nächte lang hast Du wohl schon so gesessen. Es ist ein Fieber in Dir, Du mußt ruhen.«

»Ein Fieber, sagst Du? Nein, eine göttliche Macht, ein großer, erhabener Gedanke ist es – wenn er nicht wäre, möchtest Du Recht haben. Sie verhöhnen mich, ich will ihnen zeigen, was ich kann, wer ich bin, woher ich stamme!«

Seine Augen funkelten, er ging mit großen Schritten auf und ab.

»Wer könnte Dich verhöhnen wollen, Andreas?« fragte Reinhold. »Du mußt Dir keine solche Vorstellungen machen.«

»Einbildungen, meinst Du!« rief der erhitzte junge Mann. »Gehe hin, Reinhold, lerne sie kennen. Sie verachten Dich, verspotten Dich, Alle, Alles! wenn Du sie nicht zwingst, Dich anzuerkennen. Sklaven sind es, Sklaven der erbärmlichsten Art! Sei gemein, schlecht, lasterhaft, ein Elender, sie umwedeln Dich wie Hunde, sie kriechen vor Dir, wenn Du hast, was sie anbeten; sei gut,

edel, aller Tugend und Menschenwürde voll – sie treten Dich mit Füßen in den Staub! ihre Pferde zerstampfen Dich, ihre Wagenräder rollen über Dich fort. Wer fragt nach Dir? Wer hört Deine Seufzer? Wer sieht Deine Thränen?! – Dein Herz, Du Narr, Dein Herz! Wer kümmert sich darum, wenn es zerstoichen wird! wenn Du Nachts in Deiner Angst Deine Nägel in Dein Fleisch schlägst, den Tag verfluchst, wo Du geboren wurdest! wenn Du sterben möchtest und nicht kannst!« flüsterte er mit erlöschender Stimme.

»Von wem – von wem sprichst Du?« fragte Reinhold, der alle diese heftigen, rauh hervorgestoßenen Ausrufungen mit steigendem innerem Grauen angehört hatte.

Andreas beugte sich zu ihm nieder, in das Feuer seiner großen Augen mischte sich ein sanfter Glanz.

»O!« sagte er, »es ist so schön, zu ihnen zu gehören, reich, groß, ein gewaltiger Mensch zu sein! Und sind wir nicht alle dazu geboren? Giebt der Geist uns nicht Flügel, um bis in Gottes Himmel zu dringen? Warum hier unten in Armuth und Elend bleiben? Ich will hinauf, ich will! Vor mir brennt ein Stern – ein Stern, ich muß ihn haben!«

»Ein Stern! armer Andreas!« flüsterte Reinhold.

»Still!« sagte der Künstler, und er lächelte entzückt, »Du kennst das nicht. Weißt Du, was es heißt, einen Stern lieben, der hoch über Dir funkelnd steht? Du blickst zu ihm auf und erschrickst. Ueber eine ungeheuerere Kluft streckst Du deine Arme aus, ich ein Schrei der Verzweiflung, und dennoch ein göttliches Feuer füllt Deine Brust.«

»O, mein Gott!« murmelte Reinhold, indem er seinen Kopf langsam senkte. »Was kannst Du thun?«

»Was ich thun kann?« fragte Andreas. »Zu mir niedersinken kann er nicht, ich muß hinauf zu ihm, glänzender als er selbst mich neben ihn stellen. Das thue ich! Das wage ich! Das will ich! – Wer das nicht kann, der lebe und sterbe in Dunkelheit – der bleibe ein Knecht, hebe sein Auge nie zum Himmel auf. Der lebe in seiner Armseeligkeit und lasse sich mit dem Gemeinen genügen. Jetzt laß mich allein.«

Reinhold stand auf, er sah noch bleicher und trauriger aus, als er mit leiser Stimme antwortete:

»Man muß thun, was recht ist, und an Gottes Allmacht glauben.«

»Glaube hier! vertraue hier!« rief der Künstler, an seine Stirn schlagend.

»Ich will morgen wieder kommen,« sagte der Arbeiter.

»Gut, morgen. Nur diese Nacht noch, so bin ich fertig. Ich habe Alles allein abgeschrieben, allein gedacht, allein gelebt. Denn Du weißt wohl,« fügte er mit einem stolzen Lächeln hinzu, »wir besitzen eben nichts als uns selbst.«

Reinhold zögerte noch einen Augenblick.

»Lieber Andreas, begann er noch einmal, es wäre aber doch wohl gut – ich machte es immer so – wenn ich eine Arbeit im Werk hatte, so holte ich den Meister dazu, oder wer es sonst verstand, und hörte gern, was gesagt wurde. Darum wollte ich Dich fragen, ob's nicht besser sei, wenn ein Freund, der es gut meint . . . «

Herzberg ließ ihn nicht ausreden.

»Ich weiß, wen Du meinst!« rief er, »aber fort damit! Ich will nichts hören.«

Reinhold hatte kaum Zeit, seine kleine Börse, die er in der Hand hielt, unter die Papiere zu schieben, denn mit Heftigkeit drängte ihn der erzürnte Andreas zurück und befahl ihm, zu schweigen, und zu gehen.

Ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen, befolgte der Arbeiter diese barsche Aufforderung.

»Ich will's gern thun, sei nur ruhig,« sagte er. »Mag Alles zum Besten gehen; wo Du mich brauchen könntest, Andreas, bin ich immer da.«

Als er fort war, wandte sich der Künstler sogleich wieder an den Schreibtisch zurück und begann von Neuem seine Arbeit, beim Scheine der kleinen Lampe, der es nach einiger Zeit an Oel zu fehlen schien, denn ihre matte Flamme drohte zu erlöschen.

»Wenn die Mutter nur käme,« murmelte er unruhig, »und wenn sie Oel mitbrächte!«

Er legte die Feder fort, stützte den Kopf in seine Hand, und blieb eine Zeit lang melancholisch schweigend sitzen, bis ein stöhnendes Oh! aus seiner Brust hervorpreßte.

»Es wäre schrecklich!« rief er endlich heftig aus, »wenn ich meine Arbeit nicht vollenden könnte, weil es mir an einem Bißchen Oel fehlt!« Er lachte rauh und heiser auf. »Weil es mir an Oel fehlt!« murmelte er vor sich hin. »Nacht mit Deinem Frieden, ich hasse Dich! In mir ist Licht für tausend helle Kronenleuchter, und dennoch

brauchte ich einen Tropfen Oel! Erbärmliches Menschenloos! Da kommt die Mutter.«

Es war so. Die alte Frau in ihrem abgetragenen Mantel und dem schwarzen, von Wind und Wetter zerzaus'ten Hut, der schon mehr als einen Winter ausgehalten, trat herein, und kaum hatte sie die Thür in der Hand, als ihr Sohn ihr entgegen rief, ob sie Oel mitgebracht habe.

»Ei wohl, mein Kind,« erwiderte sie in freudigem Tone, »ich wußte ja, daß es nöthig war. Da ist eine ganze Flasche voll, – gieb nur die Lampe schnell her, gieb sie her, gleich soll sie wieder hell brennen. Aber, aber, es ließ sich nicht leicht machen, denn ich bin dem Kaufmann drüben noch Einiges schuldig, und er – ja, wie die Leute sind – ich glaube, er hätte es mir nicht anvertraut; doch ich versprach ihm ganz gewiß, ich wollte heute noch Alles richtig bezahlen.«

»Heute nicht, aber morgen, Mutter,« fiel Andreas ein, »oder doch bald, bald!«

Die alte Frau nahm eine geheimnißvolle Miene an, die mit ihrer Freudigkeit sich verband.

»Ich habe Dir noch etwas mitgebracht, Andreas,« sagte sie, »es hat mir Jemand etwas für Dich gegeben, der sich nach Dir erkundigte, und viel Gutes und Liebes sprach, sehr viel.«

Sie faßte dabei in die Tasche. und zog ein gefaltetes Papier hervor.

»Ein Brief!« rief Andreas, indem er die Hand hastig darnach ausstreckte, während alle Zeichen freudiger Ueberraschung auf seinem Gesichte zu lesen waren.

»Ein schwerer Brief,« antwortete die alte Frau leise zitternd.

Ihr Sohn zerriß ungestüm den Umschlag, und wie er das Blatt öffnete, das darin lag, fielen mehrere Banknoten auf den Tisch. Ohne darauf zu achten, richtete er seine Augen auf die Schrift, aber seine Mienen wurden finster, seine Lippen preßten sich zuckend zusammen, und plötzlich griff er nach den Geldscheinen und schien die Absicht zu haben, sie zu zerreißen.

Eben aber hatte die halbblinde Frau sich niedergebeugt, und deckte ihre Hände darüber.

»Der liebe Herr!« sagte sie, »so viel Geld, das Alles soll uns gehören. Ich habe solche große Scheine noch nie gesehen. Was schreibt er Dir, Andreas? Es würde Alles noch gut werden, sagte er, Du solltest nur Vertrauen haben.«

»Er sprach mit Dir?«

»Ja wohl, mein Sohn, ja wohl. Als ich vor der Thür des Kaufmannes stand, nicht wußte, ob ich es wagen sollte, noch einmal hinein zu gehen, kam er und sah mich. Er fragte nach Dir, ob Du zu Hause seist, wie es Dir gehe, und – und ich sagte ihm, Du seist sehr fleißig bei Deiner großen Arbeit. Da zog er den Brief heraus, ich sollte Dir das geben, er wollte Dich nicht stören, aber ich möchte ihn nicht verlieren; und wenn Du zu ihm kommen wolltest, würde er gern Dein Werk Leuten empfehlen, die Dir nützen könnten, weil ...«

»Nichts da!« schrie Andreas, sie unterbrechend. »Ich habe es ihm gesagt, nichts will ich, nichts! – Was lauert

er mir auf? Geld soll ich von ihm nehmen; meine Seele will er kaufen! Da steht es geschrieben: fein angelegt, ein feiner Plan.« Er schlug das zerknüllte Blatt auf und las »Lieber Herzberg!« – höre zu, wie herablassend – lieber Herzberg! »Sie sind nicht zu mir gekommen, ich erwarte es auch kaum« – also doch kaum, gnädiger Herr! – »obwohl es mich aufrichtig erfreut hätte. Bei dem lebhaften Antheil, den ich für Sie bewahre, wiederhole ich Ihnen mein Anerbieten, bei dem mich keine andere Absicht leitet, als die, Ihnen nützlich zu sein. Entschließen Sie Sich und verlassen Sie diesen Ort, reisen Sie, zerstreuen Sie Sich. Vergessen Sie das alte und beginnen Sie ein neues Leben. Ich Sorge für Alles, und da ich eben eine kleine Summe zur Hand habe, lege ich Ihnen diese bei mit der Bitte, sogleich einige, vielleicht nöthige Einrichtungen zu treffen. – Ich bin Ihr Freund, Herzberg, mit einem Freunde darf man theilen. Glauben Sie mir, daß, wenn wir unsere Rollen tauschen könnten, ich freudig von Ihnen jedes Darlehn annehmen würde. Kommen Sie denn, wir wollen keine Worte verlieren. Sie müssen fort, je eher je lieber, morgen wenn es sein kann. Täuschen Sie Sich nicht länger und vertrauen Sie Ihrem Sie schätzenden Trifels.«

Er hatte immer schneller gelesen, hatte sich immer mehr erhitzt. Seine Augen glänzten jetzt von Hohn, und bei dem letzten Worte brach er in ein rauhes, wildes Gelächter aus, das ganz seinen Empfindungen entsprach.

»Ich soll fort!« rief er dann, »er will mich fortschaffen. Morgen schon, hörst Du wohl, Mutter, morgen schon!«

»Fort!« erwiderte die alte Frau heftig erschrocken »wohin?«

»Nach Paris, nach London oder nach China oder in den Mond! Einerlei, Mutter, nur fort, weil er sich um meine theure Gesundheit ängstigt, weil der liebe großmüthige Herr gar zu zärtlich um mich besorgt ist.«

»Du kannst nicht fort!« sagte sie ängstlich. »O nein, nein! Das geht nicht an.«

»Er gäbe Dir auch eine Pension, er gäbe Alles gern!« begann er von Neuem, »aber er hat sich verrechnet. Ich will ihm zeigen, wo der Fehler steckt. Nimm das Geld, Mutter, bring es ihm zurück, gleich auf der Stelle fort damit! Keine Stunde soll er denken, daß ich mich besinnen könnte.«

Mit fieberhafter Hast raffte er die Banknoten zusammen und wickelte sie in den Umschlag.

»Warte einen Augenblick,« sagte er dann voller Triumph. »Ich schreibe ihm ein paar Worte.«

Er nahm ein Blatt Papier. »Verschonen Sie mich mit allen ferneren Zeichen Ihres Wohlwollens. Zwischen uns kann davon niemals die Rede sein. Andreas Herzberg.«

»So, Mutter, jetzt die Aufschrift und zugesiegelt. Wir werden sehen, wer gehen muß. Wie klug, wie pffiffig, wie erbärmlich schlecht und gemein ist dieser Mensch!«

In stürmischer Eile beendete er sein Vorhaben und trieb die alte Frau fort, welche nicht zu widersprechen wagte. Ohne zu murren, fügte sie sich in den Willen ihres Sohnes. Ohne recht zu begreifen, warum er den Mann beschimpfte, der ihm Wohlthaten erwies und den

sie selbst noch so eben gesegnet hatte, empfand sie dennoch in ihrer Schwäche jetzt Mißtrauen gegen ihn, weil Andreas, der so gut und lieb war, ihn haßte; und schlechte Absichten mußte er haben, weil er so viel Geld bot, um ihr ihren Sohn zu nehmen.

Aber indem sie gehen wollte, fiel ihr der Kaufmann und ihr Versprechen ein.

»Könnten wir nicht doch etwas davon behalten? Einen einzigen Schein, er merkt es wohl nicht einmal,« sagte sie leise bittend.

»Keinen Pfennig!« rief er rauh und heftig, »nichts! Wenn wir umkommen müßten, nichts!«

Die alte Frau wandte sich betrübt um und ging. Herzberg hörte, wie ihre Schritte sich entfernten, und sein finsternes Gesicht wurde hell, er athmete aus tiefer Brust und schüttelte die Arme, als würfe er eine Last von sich.

»Wie mir das wohl thut,« sagte er, »wie leicht ich mich fühle, wie frei! Nicht um alles Geld in der Welt möchte ich ihm Dank schuldig sein.«

Er setzte sich an das Instrument und überließ sich dort seinen Gedanken und Gefühlen, und während er diesen durch einen Strom von Accorden und Tönen Ausdruck gab, näherten sich zwei Männer der abgelegenen Straße, wo sie sich sorgfältig die trockenen Stellen an der Seite aussuchten und über das schlechte Wetter, das schlechte Pflaster und die abscheuliche Beleuchtung von Zeit zu Zeit sich vernehmen ließen.

Es war Herr Niedlich, der voran über Pfützen und Löcher sprang, ohne seine Hände aus den tiefen Taschen seines englischen Ueberziehers zu nehmen, während Herr von Wolters ihm bedächtiger nachfolgte.

»Sind Sie auch gewiß, daß er hier wohnt?« fragte der Regierungsrath endlich.

»Versteht sich,« erwiderte Herr Niedlich. »Es geht nichts über Gummischuhe, aber echte amerikanische müssen es sein, rauhe Sohlen – halt da!«

Wolters war vom Rande der Gosse abgeglitten, Herr Niedlich hielt ihn fest.

»Wie kann ein vernünftiger Mensch in solchem Sumpfe wohnen!« brummte der Regierungsrath ärgerlich.

»Es ist ja auch kein vernünftiger Mensch,« lachte Herr Niedlich, »das ist ja eben die Sache! Aber nur vorwärts, wir sind gleich zur Stelle! Sehen Sie das große Haus da drüben? da wohnt er.«

Der Regierungsrath untersuchte durch seine Brillengläser und mit Hilfe seines Stöckchens den Grund, endlich standen sie vor dem finsternen Gebäude.

»Land! Land!« rief Herr Niedlich. »Es ist mir zu Muthe, wie Columbus.«

Herr von Wolters blickte bedenklich in den finsternen Schlund des Hausflurs.

»Wenn wir nur nicht eine unbewohnte Klippe finden,« erwiderte er, »und alle unsere Todesverachtung daran scheitert!«

Ohne ein Wort zu sagen, stürzte sich Herr Niedlich muthig in die Dunkelheit und kehrte nach einigen Augenblicken wohlbehalten zurück.

»Localkenntniß muß man haben,« sagte er, »ohne Localkenntniß ist die ganze Landkarte ohne Werth. Ich habe hinauf gesehen, es brennt Licht, auch hörte ich etwas wie Claviergeklimper. Er ist also daheim und rumort auf dem alten Kasten herum.«

»Ehe wir zu ihm gehen,« erwiederte Wolters, »bedenken Sie noch einmal, ob dieser Tölpel wirklich dazu geeignet ist, um sich mit ihm einzulassen.«

»Gewiß ist er dazu geeignet!« flüsterte Herr Niedlich, »Wenn er nicht geeignet wäre, würde ich nicht dazu gerathen haben. Ich sage Ihnen, er ist zu Allem fähig. Wie ein Tiger sprang er auf mich los; ich hätte nie geglaubt, daß er in solche Wuth gerathen könnte.«

»Er ist also sehr arm?« fragte Wolters.

»Wie Hiob!« lachte Herr Niedlich.

»So wollen wir es versuchen,« fuhr der Regierungsrath fort. »Machen Sie ihn mit mir bekannt, aber seien Sie vorsichtig.«

»Darauf verlassen Sie Sich,« sagte Herr Niedlich. »Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Sie sollen sehen, wie ich ihn behandle.«

Er führte Wolters über den Hof, die Treppen behutsam hinauf. Obgleich es sehr dunkel war, ging Alles gut von Statten; die Musik, welche ihnen deutlich entgegenschallte, half sie leiten, und endlich standen sie, Athem

schöpfend, an der Thür des einsamen Künstlers und hörten eine Zeit lang seinem Spiele zu.

Es waren phantastische und abgebrochene Sätze, die sie vernahmen; bald wirbelten mächtige Tonmassen grell in einander, bald schienen es Gedanken zu sein, die sich sinnig reihten. Zuweilen klang es weich und melodisch oder die zarten und dumpfen Töne wurden zu melancholischen Klagen, voll Schmelz und Wehmuth. Diese aber verschwanden schnell wieder in Fanfaren voll Jubel und Lust oder in einem wilden Sturm der entgegengesetzten Empfindungen.

»Der Mensch schlägt sich die Saiten entzwei,« flüsterte Herr Niedlich, »und hat doch kein Geld, neue zu kaufen!«

»Er spielt besser als ich dachte,« erwiderte Wolters.

»Ich habe es Ihnen ja gesagt,« antwortete Herr Niedlich, »es ist ein Talent, sonst hätte ich mich nie um ihn gekümmert; aber total verrückt.«

»So wollen wir suchen, ihn gescheidt zu machen,« murmelte der Regierungsrath. »Er hört auf, klopfen Sie an.«

Herr Niedlich hob den Finger auf, allein er hielt ein, als Herzberg mit tiefer, trauriger Stimme ausrief:

»Rettet mich! rettet! Es ist dunkel um mich. – Mein Gott, mein Gott! wenn ich verloren wäre!«

»Hören Sie den Narren,« lachte Herr Niedlich leise. »Was er sich Alles einbildet!«

»Klopfen Sie,« erwiderte Wolters. »Der Augenblick ist günstig für uns.«

Herr Niedlich klopfte, zugleich aber öffnete er die Thür und sah hinein. Der Musiker stand an dem Instrument, das Gesicht ihm zugekehrt, aber er hielt beide Hände darüber gedeckt. Sein Kopf lag so weit im Nacken, daß die Stirn sich nach oben richtete.

Er hatte das Klopfen nicht gehört, seine Gedanken mußten mit Dingen beschäftigt sein, die ihn weit aus den Mauern dieses kleinen Zimmers führten. Wie er da stand, sah er blut- und leblos aus. Die weißen, leuchtenden Hände an den mageren Armen, das schwarze Haar, das an den bläulichen Schläfen niederfiel, die geisterhafte, athemlose Unbeweglichkeit schienen einen Todten anzukündigen. Herr Niedlich stierte darauf hin, weil er selbst davor erschrak. Jetzt aber sanken die Hände langsam nieder, und die weit geöffneten Augen blickten den Agenten an, der seinen Kopf durch die Thürspalte steckte und sich nicht anders helfen konnte, als daß er mit lauter Stimme: »Guten Abend!« hinein schrie, indem er zugleich für seinen Körper Platz machte.

»Aber, Herzberg, mein liebster, bester Freund!« fuhr er mit üblicher Lebendigkeit fort, »wie geht's denn, wie steht's denn? Ich habe es nicht länger aushalten können, bin hergelaufen, um zu sehen, was los ist. Warum sind Sie denn nicht zu mir gekommen? Ist das eine Art, mit einem alten Freunde umzugehen? Was? Wie?«

Der Musiker schien von dieser Anrede wie von dem Eindringen seines Gönners weniger überrascht, als erfreut zu sein. Er gab zunächst keine Antwort, allein sein Gesicht wurde freundlicher und belebter.

»Es ist mir sehr lieb, Sie zu sehen,« sagte er dann, »ich hätte das nicht erwartet.«

»Alte Geschichten!« rief Herr Niedlich, »vergessene Geschichten! schweigen wir davon! Ja so,« fuhr er fort, als er bemerkte, daß Andreas nach der Thür sah, »ich habe jemanden mitgebracht, der sich sehr für Sie interessirt. – Herr von Wolters, ausgezeichneter Kunstkenner, hochgebildet, will Ihre Bekanntschaft machen.«

Der Regierungsrath trat näher und nahm selbst das Wort.

»Ich habe von Ihnen so viel Gutes gehört,« sagte er, »auch einige Ihrer Lieder, die ein so schönes Talent bezeugen, daß ich Ihrem Freunde sehr dankbar bin, der, auf meine Bitte, mich zu Ihnen führte.«

Das feine, scharfe Gesicht des Regierungsrathes neigte sich dabei ein wenig, sein Anstand war ganz der eines vornehmen Mannes. Er blickte auf das Instrument und auf den Schreibtisch und sagte dann:

»Sie scheinen sehr beschäftigt zu sein; es sollte mir leid thun, wenn wir Sie störten. Künstler dürfen in ihren Vorstellungen nicht unterbrochen werden.«

»Es thut nichts,« erwiderte Herzberg. »Sie haben zwar Recht, die Erscheinung flieht, wenn eine rauhe Hand sie anfaßt, allein sie kehrt zurück, wenn der Geist die Macht zur Beschwörung besitzt.«

»Und Sie besitzen sicher diese Macht,« sagte Herr von Wolters.

»Talent hat er, ich weiß es!« schrie Herr Niedlich.

»Sie sind sehr glücklich, mit Geistern leben zu können in dem großen Zauberreiche der Töne und der Phantasie,« fuhr Wolters fort.

Herzberg's Augen glänzten. »O, ja, glücklich!« wiederholte er. »Wenige wissen das.«

»Weil Wenige auf der Höhe des Künstlers stehen. Sie sind mit einer neuen Arbeit beschäftigt, wie ich denke.«

»Eine Oper beschäftigt mich,« erwiderte der junge Mann angeregt. »Seit Jahren habe ich den Entwurf gemacht, den Text geschrieben, einzelne Partien gearbeitet, jetzt habe ich Alles vollendet.«

»Und Sie wollen damit hervortreten?«

»Das ist mein Wille,« sagte Andreas rauh und nachdrücklich.

»Wie heißt Ihre Oper? Oder ist es ein Geheimniß?«

»Zenobia, heißt sie,« antwortete der Künstler.

»Ein berühmter Gegenstand!« antwortete Herr von Wolters, fein lächelnd.

»Davon haben Sie mir ja nichts gesagt, Herzberg!« rief Herr Niedlich. »Zenobia klingt ganz spanisch.«

»Ein Weib, deren Schönheit die wildesten Eroberer fesselt, deren Majestät Rom und seinen Kaiser zu ihren Füßen stürzte, die Sieger zu Besiegten machte, ist ein würdiger Gegenstand der Kunst,« sagte der junge Mann.

»Es ist also der Triumph der Schönheit, den Sie verherrlichen?« fragte Wolters, sein Stöckchen in seine Lippen bohrend.

»Der Triumph der Liebe!« antwortete Andreas.

»Ich bin sehr begierig, etwas mehr von Ihrem Werke zu wissen, ich glaube, daß es sehr bedeutend ist; darum wird es mir Freude machen, für den glücklichen Erfolg thätig zu sein.«

»Herr von Wolters ist mit dem ganzen Theater bekannt,« rief Herr Niedlich.

»Wenigstens kenne ich den General-Musik-Director,« verbesserte der Regierungsrath lächelnd, »eben so den Intendanten.«

»Es wird aufgeführt!« schrie Herr Niedlich, »darauf verlassen Sie Sich, Herzberg. Herausgerufen sollen Sie werden, es mag gehen, wie es will.«

»Ich hoffe, keine Hilfe nöthig zu haben,« erwiderte der Künstler unwillig.

»Sie haben ganz Recht,« sagte Wolters. »Das wahrhaft Gute und Schöne bricht sich immer Bahn; nur haben junge aufstrebende Talente häufig Neider und Feinde; namentlich in unserem geliebten Vaterlande, wo das Cliquenwesen und der Mangel an Humanität immer bereit sind, jedes Talent mit Füßen zu treten.«

»Ich fürchte sie nicht!« erwiderte der junge Mann stolz.

Der Regierungsrath belobte die edle Zuversicht, indem er mit einem versteckten Lächeln hinzufügte, daß der größte Fehler junger Künstler fast immer eine zu große Bescheidenheit sei.

»Sie leiden an diesem Fehler nicht,« fügte er dann hinzu, »was mich außerordentlich freut. Sie sind energisch, weil Sie von Ihrem Werthe überzeugt sind.«

»Alles, was ich denken und empfinden kann,« murmelte Herzberg, vor sich niederblickend, »habe ich hinein gelegt.«

»So muß es eine wahre Schatzkammer von Gedanken und Empfindungen sein,« fuhr Herr von Wolters fort. »Sicher auch verwahrt es alle Ihre Hoffnungen.«

»Auch das! ja, auch das!«

»Dann müssen wir um so vorsichtiger damit umgehen und Alles, was schaden könnte, zu entfernen suchen.«

Er wandte sich zu seinem Begleiter um, der den Wink verstand.

»Jeder Mensch hat Feinde,« begann Herr Niedlich, »und wenn er der beste ist. Es ist sonderbar, Herzberg ist ein Mensch wie ein Kind; ich glaube, er traut sich nicht einer Fliege auf die Beine zu treten, ohne um Entschuldigung zu bitten, und hat doch einen Feind, der ihn wüthend verfolgt.«

»Wie wäre das möglich?« fragte der Regierungsrath.

Es ist möglich!« schrie Herr Niedlich, »ich weiß es! Trifels . . .«

Bei diesem Namen stieg eine jähe Röthe in Herzberg's Gesicht.

»Ist der Ihr Feind?« unterbrach Herr von Wolters seinen Verbündeten. »Herr von Trifels, mein Verwandter? Er ist allerdings rachsüchtig.«

»Es ist ein Mensch ganz ohne Bildung,« sagte Herr Niedlich. »Ich bin fest überzeugt, wenn er etwas thun kann, was dem armen Herzberg schadet, thut er es.«

»Aber warum? Was thaten Sie ihm?«

»Warum? – Eh! warum?« lachte Herr Niedlich, »weil es eine junge Dame giebt, die in seinem Herzen ...«

»Schweigen Sie!« rief der Musiker heftig, und seine Augen starrten den Agenten so furchtbar an, daß Herr Niedlich, in Erinnerung dessen, was er erlebt hatte, mit einem Satze von ihm abrückte.

»Werden Sie nicht wieder unvernünftig,« sagte er, seine Stirn faltend, »wir wollen ja darüber nachdenken, was wir zu Ihrem Besten thun können.«

»Ich werde mir selbst helfen, ich selbst!« murmelte Andreas.

»Sie hassén ihn also auch?« fragte Wolters.

»Ja!« erwiderte Herzberg, den Kopf aufhebend, »Ich möchte ihn vernichten! Sagen Sie ihm das.«

»Dazu habe ich nicht den geringsten Anlaß,« erwiderte Herr von Wolters mit seinem kalten Lächeln. »Wenn ich Alles überlege, so glaube ich, daß wir sämmtlich lebhaft wünschen, Trifels möchte daran gehindert werden, das Fräulein von Landau zu heirathen.«

»Das ist gewiß,« sagte Herr Niedlich, »er darf und soll sie nicht heirathen, denn er verdient sie nicht. Er muß beseitigt werden, vernichtet werden, wie Herzberg sagt, und dazu giebt es ein gutes Mittel.«

Er hielt inne, und indem er mit seiner linken Hand an sein langes, spitzes Kinn faßte, bog er sich zu dem Künstler hin und grins'te ihn pfffig an.

»Wollen Sie dabei helfen, Herzberg?« fragte er leise, »wollen Sie wissen, wie dieser überflüssige Mensch gründlich beseitigt wird?«

Ein rachgieriges Zucken flog über Herzberg's Lippen.

»Man muß ohne alle Umstände mit ihm verfahren,« sagte Herr Niedlich, »muß Fräulein Hedwig die Augen öffnen über seine innere Schlechtigkeit. Wenn eine Braut ihren Bräutigam auch nicht sonderlich liebt, so kann sie doch auf keinen Fall leiden, daß er andere Götter neben ihr anbetet und sie betrügt.«

»Das auch?!« sagte der Künstler heftig.

»Betrügt sie schändlich,« fuhr Herr Niedlich fort. »Sie wissen doch, daß er immer schon mit Marie im Hause sein Wesen trieb, in aller Bequemlichkeit. Alle betrügt er! Warum will sie nicht heirathen? Weder den Reinhold noch – noch andere Leute.«

»Beweise!« murmelte Herzberg, ohne seine Augen aufzuheben.

»Was ist denn da zu beweisen?« fragte Herr Niedlich, »Sie haben es bemerkt, wir sind dahinter gekommen. Sie können es bei Ihrer großen Theilnahme für Fräulein Hedwig nicht länger aushalten, daß sie so nichtswürdig betrogen wird. Sie gehen hin, entdecken ihr Alles, und wenn er kommt, sagen Sie es ihm ins Gesicht.«

»Beweise!« wiederholte Herzberg, diesmal lauter.

»Es läßt sich allerdings voraussehen,« begann Herr von Wolters, »daß ein Beweis gefordert wird und nöthig sein dürfte. Wenn Herr Herzberg, wie ich annehme, wirklich bemerkt hat, das Trifels sich in verliebte Abenteuer mit der hübschen Tochter seines Hauswirthes verstrickte, so wird Fräulein Hedwig ihm die höchste Dankbarkeit schulden, wenn er ihr die Augen öffnet. Natürlich aber

wird man ihm nicht ohne Weiteres glauben: es käme also darauf an, ihm die Beweismittel zu verschaffen, und ich denke, dies könne nicht schwer sein. Einige süße Billette von der Hand der schönen Hausfreundin würden ebenfalls die beste Wirkung thun.«

»Woher sie nehmen?« fragte der Musiker.

»Nun, das ließe sich wohl machen,« erwiderte Wolters.

»Es ist kostbar, ein wundervoller Gedanke!« fiel Herr von Niedlich ein, der seine langen Hände entzückt zusammenrieb. »Wir schaffen die Billette an, Sie haben sie gefunden, Herzberg.«

»Schurken!« sagte Herzberg düster vor sich hin.

Ein Schweigen folgte diesem Ausruf. Der Regierungsrath lehnte sich zurück und lächelte.

»Wie so?« fragte Herr Niedlich ein wenig befremdet. »Aber Sie haben Recht, Herzberg,« fuhr er dann unbekümmert fort, »solchen Schurken muß man beikommen, wie es geht.«

»Ich will nichts damit zu haben – hinaus!« fuhr Andreas fort, indem er befehlend seinen Arm aufhob.

»Sind Sie bei Trost? Warum denn nicht?« fragte Herr Niedlich.

»Weil's Schurkerei ist!« sagte Herzberg, der ihn starr ansah.

»Werden Sie nicht anzüglich!« schrie der Agent. »Wenn Sie Bildung besäßen, würden Sie Sich solche Worte nicht erlauben.«

»Herr Herzberg,« sagte Wolters aufstehend, »verkennt, wie ich bemerke, seinen Standpunkt. Was hier verhandelt wurde, habe ich mit wechselndem Erstaunen gehört. Sie hassen meinen Vetter aus Gründen, welche ich nicht weiter untersuchen will, und behaupten von ihm Dinge, zu denen Sie in keinem Falle Beweise zu schaffen vermögen. Ich habe mich damit überzeugt, wie es steht, und rathe Ihnen, Sich aller Verleumdungen zu enthalten.«

»Nein, mein Herr!« rief der Künstler, wie aus einem Traume erwachend, als der Regierungsrath nach seinem Hute griff. »EESie sind der Verleumder! Bei Gott!« setzte er hinzu, indem er die Hand auf seine Brust legte, »Sie müssen schlechter noch sein als der da!«

»Halten Sie Sich nicht auf, Herr Niedlich,« sagte der Regierungsrath. »Ueber ein solches Gemisch von Eitelkeit, Böswilligkeit und Thorheit muß man kein Wort verlieren. Ich habe genug daran.«

»Unterstehen Sie Sich nicht, je wieder in meine Nähe zu kommen!« fiel Herr Niedlich ein. »Ein Mensch wie eine Vogelscheuche, der nichts hat und nichts ist, will den Tugendhaften spielen und ist so unsinnig, zu glauben, eine junge, reiche, vornehme Dame müßte sich in ihn vergaffen.«

Er schlug ein schallendes Gelächter auf, gewann aber rasch die Thür und suchte eilig die Treppe, denn es war ihm vorgekommen, als wollte der verrückte Mensch ihm nachspringen. Es geschah jedoch nichts dergleichen: wohlbehalten langte Herr Niedlich unten und ging

mit seinem Begleiter, welcher eine Zeit lang kein Wort sprach, durch die kothigen Gassen.

Endlich aber öffneten ist doch die Schleusen seines Zornes:

»Dieser Lump, dieser Bettler!« rief er, »schlechter als ich, Sie also noch schlechter als ich! Er kann mich freilich nicht beleidigen, aber ich will es ihm doch eintränken.«

»Sie sehen, Herr Niedlich,« erwiderte der Regierungsrath, »daß ich als Ihr Comparativ verpflichtet bin, Sie zu trösten und zu Ruhe zu ermahnen. Ueberlassen Sie mir jetzt diesen Burschen, ich werde ihn behandeln, wie es am passendsten ist. Das Zeug, das er geschrieben hat, soll so lächerlich gemacht werden, wie es sich gebührt. Jetzt lassen Sie uns die erste Droschke nehmen, deren wir habhaft werden, und fahren Sie mit mir zu Bertini. Es sind heute frische Austern angekommen.«

Herzberg hatte, nachdem er einige Dutzend Male sein Zimmer auf und ab gerannt war, die Hände an seine Brust und das heftig pochende Herz damit festgehalten. Er hatte seinen Entschluß gefaßt. Lügen, betrügen, heucheln war ihm schrecklicher als der Haß, den er gegen Trifels trug. Daß diese argen Versucher ihn bewegen wollten, eine Schlechtigkeit zu begehen, hatte ihn so gereizt, daß er alle Besonnenheit verloren, und jetzt brannte sein Hirn vor Entrüstung, daß ihm ein solcher Antrag gemacht werden konnte.

»O!« rief er, seine Hände vor Grimm zusammenkrampfend, »weil ich arm bin, darum haben sie es gewagt! Dem

armen, unbekannten Andreas Herzberg entdecken sie ohne Furcht und Scham ihr Lügengewebe, denn was thut es, daß er es durchschaut?! Er ist niedrig, er ist elend genug, um mit Freuden der Helfershelfer nichtswürdiger Handlungen zu werden! O, mein Gott! das ich der Fluch der Armuth? daß man ihr alles Schlechte zutraut! – Ich will fort, ich will ihn aufsuchen, will ihm sagen, was sie mit ihm vorhaben. Sie müssen einen Plan haben, der ihn verderben soll, denn um meinetwillen thun sie es nicht. Halt!« murmelte er still stehend und sich besinnend, »ist dieser Wolters nicht – er sprach den Namen nicht aus, der ihm widerstand – sein nächster Verwandter? Ist es nicht der Mensch, von dem Niedlich mir einmal erzählte, daß er Alles erben würde, wenn Jener ihm nicht den Streich gespielt hätte, heirathen zu wollen? Jetzt sehe ich, wozu er mich gebrauchen will. Elendes Gold! Ich muß ihn warnen, ich muß, ich muß!« – Er drückte seine Brust, denn der heftig stechende Schmerz kehrte darin zurück, und hielt ein. »Es ist mir zu Muthe,« sagte er, »als könnte ich es nicht, oder als dürfte ich es nicht, so schwer liegt es auf mir. Ich kann ihn nicht sehen, nicht sprechen, kann seinen Dank nicht ertragen, aber ich will Reinhold aufsuchen, der mag mein Bote sein.«

Schnell kleidete er sich an, legte den Schlüssel an einen Ort draußen an der Schwelle, wo seine Mutter ihn zu suchen und zu finden gewohnt war, und machte sich auf den Weg. Er achtete es nicht dabei, daß das Wetter böse wurde und es mit seinen Kleidern nicht zum besten stand; nach einer halben Stunde befand er sich vor

dem Hause des alten Blechschmiedes, und als er zu den Fenstern hinauf sah, wo Trifels wohnte, und kein Licht entdeckte, fühlte er sich erleichtert und ging beruhigter hinein.

Der Meister saß zwischen Ofen und Spind an dem warmen Platz im Großvaterstuhl, die Meisterin wie gewöhnlich am Tische, Marie neben ihr, in einem Buche lesend; von Reinhold war nichts zu sehen. Ihre Blicke richteten sich jetzt gemeinsam gegen die Thür, denn Alle hatten ihn gehört; er mußte somit eintreten und nach seinem Freunde fragen.

So wie er dies that, bemerkte er aber auch, daß sein Empfang kein besonders freundlicher war. Marie allein erwiederte seinen Gruß, der Meister aber zog eine schwere Wolke gleichsam von einem Ohre bis zum anderen, sprach jedoch kein Wort.

»Reinhold ist nicht zu Hause,« sagte Marie. »Ich habe ihn seit einigen Stunden nicht gesehen.«

»Nicht zu Hause,« er sah vor sich nieder. Niemand lud ihn ein, seinen Hut abzulegen oder Platz zu nehmen, sich zu wärmen oder zu trocknen. Langsam wischte er die Regentropfen aus seinem Gesicht und blickte nach dem Meister hin. »Sie wissen nicht, ob er bald kommen wird?« fragte er.

Von dort her erhielt er keine Antwort, aber Marie sagte nach einem Weilchen:

»Ich weiß es nicht.«

Es folgte ein neues Schweigen; Herzberg schien zu überlegen, ob er gehen oder bleiben sollte.

»Ich bin seit einiger Zeit nicht hier gewesen,« begann er dann nochmals mit leiser Stimme, »ich bitte, daß Sie mich entschuldigen.«

»Es hat gar nichts zu sagen!« rief Frau Hartmann, »gar nichts!«

»Sie haben gewiß Besseres zu thun gehabt, als an meine Stunden zu denken,« fügte Marie hinzu.

Der Musiker verbeugte sich verlegen.

»Ich war wirklich sehr beschäftigt,« murmelte er; »es war mir unmöglich.«

»So hätten Sie herschicken können,« fiel die Meisterin ein. »Ihre Mutter muß ja in später Nacht durch Sturm und Wetter laufen, daß es eine Schande ist, die alte blinde Frau!«

Der Vorwurf sagte das Blut in seinen Kopf. Es fiel ihm plötzlich ein, daß seine Mutter eben erst hier gewesen sein mußte.

»War sie bei Ihnen?« fragte er.

Die Meisterin antwortete ihm nicht.

»Allerdings war sie hier,« sagte Marie, »und lieferte dem Herrn von Trifels, der sich bei uns befand, einen Brief ab.«

»Er hat ihn also bekommen,« flüsterte Andreas.

»Richtig bekommen, ja!« sagte Frau Hartmann, »und wird sich hüten, sich je wieder mit Ihnen einzulassen.«

»Das ist nicht unsere Sache, Mutter!« fiel Marie ein.

»Unsere Sache ist es nicht, nein! Gott sei Dank, daß es nicht unsere Sache ist! Aber wenn ich einen Sohn hätte, und er machte es so, betrüge sich so . . . «

»Sie können das nicht beurtheilen!« rief Andreas rauh.

»Nicht beurtheilen! Einer ist so viel werth wie der Andere!« schrie sie zornig.

»Basta!« sagte der Meister, indem er aufstand und ein paar große Schritte that, die ihn vor den kleinen, schwächlichen Musiker brachten. Der greise, gewaltige Mann richtete sich drohend vor ihm auf, aber es war etwas, das seinen Unwillen mäßigte. Die Fühllosigkeit, die aus den dunklen großen Augen des jungen Menschen ihn anstarrte, überraschte ihn; dabei stimmte das kranke, bleiche Gesicht ihn milder.

»Wir haben nicht nöthig, mit einander zu streiten,« sagte er; »es ist jedes Menschen Sache, das zu thun, was er für gut hält. Mir ist es auch lieb, daß es so gekommen ist; denn mit den Stunden hier ist es ein für alle Mal vorbei; wenn ich jedoch an Ihrer Stelle gewesen wäre, hätte ich die Hand nicht zurückgestoßen, die mir wohl thun wollte.«

»Ich kann keine Wohlthaten annehmen,« antwortete der junge Mann.

Der Meister nickte, als ob es ihm gefiele.

»Wenn man's mit Arbeit schaffen kann und mit eigenem Fleiß, lass' ich es wohl gelten,« sagte er. »Wer etwas Ordentliches gelernt hat, der mag stolz darauf sein, und wenn's nach mir gegangen wäre, Andreas, möchte der Herr von Trifels sein Geld behalten. So aber hätte es anderes bedacht werden müssen; denn es ist jämmerlich genug, wenn ein erwachsener Mensch eine alte halbblinde

Mutter hat, die in den Tod für ihn laufen möchte, all seine Fehler vertheidigt und seine Sünden auf sich nimmt, und er kann ihr mit all seiner Kunst nicht einen warmen Mantel und kein ganzes Paar Schuhe schaffen.«

Der Musiker neigte den Kopf unter dieser Anklage. Sein Gönner Niedlich hatte ihm Aehnliches, hatte ihm Härteres schon gesagt, er hatte es mit Verachtung behandelt; der alte Mann jedoch, welcher jetzt zu ihm sprach, mischte in seinen grollenden Ton etwas strafend Väterliches, dem er nicht widerstehen konnte. Und dennoch, was hatte er sich vorzuwerfen? Liebte und verehrte er seine Mutter nicht, dachte er nicht mit Entzücken daran, wie er ihr alle Sorgen, alle Noth vergelten, alles Glück in ihren Schooß schütten wollte? Und hatte sie je mit einem Blick ihn angeklagt, hatte sie ihm je sein Unrecht vorgehalten? Was diese harten Menschen von ihm beehrten, was sie gut und recht nannten, erregte seinen heftigsten Widerwillen; was ihnen schlecht und verkehrt schien, daran hing er mit allen Fäden seines Lebens.

»Sie verstehen mich nicht,« sagte er traurig und trotzig zugleich. »Mein Weg kann nicht Ihr Weg sein; ich hoffe jedoch, Sie sollen bald anders über mich denken.«

»Gott gebe es!« antwortete der Meister. »Ich will's der alten Frau wünschen, daß sie noch Freude erleben möge an ihrem einzigen Kinde.«

»Wie Sie!« erwiederte Herzberg rasch in seiner Reizbarkeit.

Das Wort traf den alten Mann und verschloß ihm den Mund. Eine fahle Röthe bedeckte sein Gesicht, und durch

seine Brust ging eine unbeschreibliche Scham und Qual, die ihm die Augen zudrückte.

»Kennen Sie den Herrn von Wolters?« fragte Herzberg.

Der Meister zitterte in den Knien. »Was soll's?« murmelte er.

»Hüten Sie Sich vor ihm, glauben Sie ihm nicht. Er hat Böses vor mit Ihrer Tochter Ruf und einem Manne, den ich nicht nennen mag.«

»Weiß es denn die ganze Welt schon?!« schrie der alte Meister, seine beiden Arme aufhebend, verzehrt von Wuth und Kummer. Dann drehte er sich um und ging in die dunkle Kammer, deren Thür er hinter sich zuschlug.

Ganz erstaunt über diesen Erfolg seiner Warnung und verwirrt von dem seltsamen Benehmen seines Verwandten, sah Andreas ihm nach; er behielt jedoch nicht viel Zeit, um eine Erklärung zu suchen oder zu fordern. Die Frau Meisterin sprang wie eine Furie auf und überhäufte ihn mit Vorwürfen.

»In Ihre Seele hinein müßten Sie Sich schämen!« rief sie. »Wer heißt Sie hieher kommen, um nichts als Unheil anzurichten?«

»Meine Warnung kam aus gutem Herzen,« sagte er. »Dieser Wolters ist zu den schlimmsten Dingen fähig.«

»Kümmern Sie Sich nur um Ihre eigenen Angelegenheiten,« fiel die erzürnte Frau ein, »damit haben Sie genug zu thun! Wir verbitten uns Ihren Rath und Ihre Warnungen.«

Als sie schwieg, kämpfte Andreas mit sich selbst. Er stand mit niedergeschlagenen Augen und bedachte voll Groll und Bitterkeit seine Lage.

»Wünschen Sie noch irgend etwas hier?« fragte Marie höflich lächelnd.

»Nein!« erwiderte er. »Wenn Sie nichts von mir wünschen.«

»Ich, Herr Herzberg,« sagte sie würdevoll, sich verneigend, »ich wünsche Ihnen recht wohl zu ruhen. Beherzigen Sie den guten Rath meiner Mutter und enthalten Sie Sich, von Personen Uebles zu sprechen, die zu hoch über Ihnen stehen.«

Andreas ließ seine flammenden Augen eine Minute lang voller Verachtung auf ihr ruhen. »Falsch ist Alles auch an ihr!« sagte er mit seiner rauhen Stimme; damit drehte er sich um und ging hinaus.

DRITTER BAND.

ERSTES CAPITEL.

Der Tag für die kirchliche Vereinigung des jungen Paares war festgesetzt, es blieb nicht viel mehr, als eine Woche übrig, und alle die Unruhe stellte sich ein, die in solcher Zeit sich sämmtlicher Familienglieder und Angehörigen bemächtigt, alle Hände in Bewegung setzt und alle Gedanken für den Einen großen Freuden- und Ehrengedanken in Beschlag nimmt, die Hochzeitfeier mit so viel Glanz und Pracht und Zeichen der Liebe und Sorge zu verschönen, daß ein bleibender Gedenktag heiterer und glücklicher Erinnerungen für das ganze Leben davon übrig bleibe. Jeder thut das in seiner Weise. Der Arme borgt und schafft für sein Kind, wenn er nichts weiter zu geben vermag, doch das hochzeitliche Bett und Gewand, und vor den Hoffnungen, die seinen Segen begleiten, entfliehen die Sorgen, welche er wenigstens an diesem frohen Tage in der tiefsten Falte seines Herzens einzuschließen sucht; der Reiche aber, selbst der Jetzige, greift in seinen Reichthum, und seine Eitelkeit hilft ihm über mancherlei Bedenken; denn seine Tochter soll keiner Anderen nachstehen, sie soll so ausgestattet werden, ihre Hochzeit soll so begangen werden, wie es sich für sie paßt, damit eher Verwunderung und Neid als Nachrede entstehen. In dieser Weise hatte auch der Präsident von Landau die Sache aufgefaßt und betrieben, und als er sich bei seiner Tochter befand, die tausend Liebesworte für seine verschwenderische Zärtlichkeit hatte, bat er sie, ihm aufrichtig zu

sagen, was ihr noch fehlen möchte, oder was etwa ein geheimer Wunsch noch zurückhielte.

»Nichts, mein bester Papa, nichts!« rief Hedwig. »Ich bin ganz glücklich! Meine einzige Sorge noch ist die – wirst auch Du glücklich, wirst Du getröstet sein, wenn ich Dich verlassen habe?«

»Ich werde mich sehr vereinsamt fühlen,« sagte er nachdenklich, »werde Dich überall suchen und vermissen, Deine frohe Stimme nicht hören und mich darnach sehnen.«

Er beugte sich über sie, und ihre Stirn stützend, fuhr er fort:

»Aber es ist Thorheit, mein Kind, darüber klagen zu wollen. Du folgst dem Zuge Deines Herzens, ich kann Dich nicht davon zurückhalten. Des Weibes Bestimmung ist die Liebe und die Ehe; jeder Mensch hat das Recht, so glücklich zu werden, als er es vermag, und wo gäbe es ein schöneres Glück als das Glück einer schönen Häuslichkeit!«

»O!« erwiderte sie, ihren Kopf an seine Brust drückend, »daß die uns fehlen muß, die Dir dies Alles gab!«

»Auch das ist Menschenloos und menschliches Geschick,« antwortete er. »Ich denke an sie,« fügte er weicher hinzu – »in unseren Erinnerungen liegt ein großer Trost, und ich weiß, daß, wenn sie es vermag, sie segnet, was mir Glück und Frieden auf Erden gewähren kann.«

»Gewiß, o, gewiß!« rief Hedwig begeistert. »Sie segnet Dich, umschwebt uns als verklärter Geist.«

»Und ist erhaben über alle Vorurtheile,« fiel Herr von Landau ein. »Ich werde allerdings jetzt erst schmerzlich erkennen lernen, was es heißt, allein zu sein, keine liebende Hand zu haben, kein Wesen, das mich versteht. Deine Geschwister sind zu jung, um Dich mir zu ersetzen.«

Hedwig hatte sich an ihn geschmiegt, es entstand eine Stille. Sie dachte an etwas, das in ihr arbeitete und ihr Gesicht röthete.

»Wenn Du,« flüsterte sie endlich zu ihm auf – »ach! ich fühle schmerzlich, was Du sagst – wenn Du ein Wesen fändest, das Dein Leben verschönte, getreulich Dir beistünde, Dir ersetzte, was Du verloren hast ... «

»Du meinst,« erwiderte der Präsident, indem er tief-sinnig lächelte und sie ansah, »ich sollte – Deinem Beispiele folgen, neues Glück, neues Leben suchen.«

»O, bester, bester Papa!« rief sie, ihre Arme um ihn schlagend, mit aller Heftigkeit ihrer Empfindungen. »Du darfst nicht verlassen und einsam sein, Du mußt eine Seele besitzen, die Dir ganz und allein gehört.«

»Und wo sollte ich sie finden?« fragte er. »Ich bin ein alternder Mann, mein liebes Kind; wenn ich mich auch noch kräftig und jung im Herzen fühle, so bin ich doch kein Gegenstand für Modepüppchen.«

»Nicht doch!« sagte die Braut mit derselben Lebendigkeit, »das wäre freilich unpassend. Du bedarfst ein treues, gutes, edles Wesen, verständig, häuslich, lebenswürdig, die nicht an dem bunten Tand des Lebens hängt, Papa,

wie ich, aber die Dich ehrt, schätzt, liebt und von Dir hochgeschätzt wird.«

»Kennst Du denn ein solches Wesen?« flüsterte er.

Sie nickte ihm mit glänzenden Augen zu.

»Du kennst es auch,« sagte sie ihm ins Ohr.

»Ich kenne es auch?« fuhr er lächelnd fort. »Einfach, bescheiden, häuslich, sittsam, verständig und liebenswürdig soll es sein. Wie viele Tugenden zählst Du da auf! Ich wüßte doch wahrlich nicht – doch halt! meinst Du etwa – es fällt mir etwas ein – Du meinst doch nicht, ich könnte meine Augen auf Fräulein Marie Hartmann geworfen haben?«

»O, Du böser, böser Papa!« rief Hedwig schelmisch lachend, »wie Du Dich verstellen kannst! Nein, an die fatale Mamsell, die ein wunderlicher Zufall uns in den Weg geworfen hatte, dachte ich wahrlich nicht. – Ich weiß nur ein Wesen, das ich mit Freuden Mutter nennen, ihm mit Jubel um den Hals fallen möchte, und dieses theuere, gute Wesen ist ja längst Deine Vertraute, längst habe ich dringenden Verdacht geschöpft, daß Du . . .«

Der Präsident legte seine Hand auf ihren Mund.

»Bisch!« sagte er, »sprich kein Wort mehr. Was ich von Dir gehört habe, mein geliebtes Kind, rührt mich unaussprechlich. Ich werde sehen, wie ich meine Einsamkeit ertrage, sehen und überlegen, was mein Herz und mein Kopf dazu sagen; im Voraus aber danke ich Dir für diesen großen Beweis Deiner Liebe. Es beruhigt mich, zu wissen, daß Du damit einverstanden sein würdest, wenn

ich wirklich einen solchen Schritt thäte, meines Lebensglückes wegen.«

»Ich würde mich freuen, ich würde entzückt sein!« rief Hedwig.

Er drückte sie an sein Herz dafür.

»Gut,« fuhr er dann scherzend fort, »seiner Zeit will ich Dich daran erinnern, für jetzt aber laß uns davon schweigen, und diese vertrauliche Unterredung laß ein Geheimniß sein. Für jetzt, meine Hedwig, haben wir es allein mit Dir zu thun. In einer Woche bist Du nicht mehr mein, Trifels führt Dich fort, es bleibt mir also übrig ihn zu den letzten üblichen Schritten für Dein Wohl zu verpflichten.«

»Was meinst Du, lieber Papa?« fragte sie.

»Ich meine den Heiraths-Contract.«

»Muß ich ihm denn contractlich überliefert werden?« fragte sie lachend.

»Es ist besser so,« antwortete er. »Trifels besitzt bedeutendes Vermögen. Du lachst dazu, allein vertraue Deinem Vater. In dieser Welt muß man niemals jene Vorsicht verachten, die Lebensklugheit genannt wird.«

»Wenn aber Trifels ein solches Ding nicht machen will?« fiel sie ein.

»Er wird ohne Zweifel wollen, denn da er Dich zärtlich liebt, muß er meinen Gründen beipflichten. Es wird mir nicht schwer werden, ihn zu überzeugen, und sollte er etwa – obwohl ich es nicht glaube – mit Dir Rücksprache nehmen, so bist Du verständig genug, mich in zartester Weise zu unterstützen. Denn sieh, mein liebes Kind, wir

alle sind sterbliche Menschen. Werde ich abgerufen, so ist mein Vermögen, da es in viele Theile fällt, doch nicht so groß, um Dich reich zu machen. Du bist an Ueberfluß gewohnt, liebst den Glanz, wirst Dich noch mehr daran gewöhnen; es ist somit Pflicht, Dich so zu stellen, daß auf keinen Fall Dein Glück ganz zerstört werden kann.«

»O, Papa, mache mich nicht so bange! Wer wird daran denken!« rief Hedwig hastig.

»Man muß daran denken, mein Kind. Es ist damit ja nicht gesagt, daß ein Unglück kommen müsse; ist man jedoch gar nicht darauf vorbereitet, so regen sich die schadenfrohen Mächte am leichtesten. Von dieser Seite muß Du es auffassen.«

»Ich weiß noch immer nicht recht, was der Contract eigentlich will und soll,« sagte die Braut beruhigter.

»Er soll Dich durch sein Vermögen sichern, mit Einem Worte Dich zum Erben einsetzen,« flüsterte der Präsident lächelnd, indem er sie küßte.

Eben jetzt wurde der Regierungsrath von Wolters gemeldet.

»Der kommt mir sehr ungelegen,« sagte Herr von Landau. »Empfange Du ihn Hedwig, und halte ihn einige Zeit auf, bis ich zurückkehre. Er ist unterhaltend, geistreich, wie?«

»Ich höre ihn gern,« erwiderte sie. »Er spottet über Alles.«

»Und Du siehst ihn auch gern?«

»Wenn er nur keine Brille trüge!«

»Das mußt Du ihm sagen,« lachte der Präsident, indem er sich entfernte. »Ich glaube, er legt sie Dir zu Liebe ab.«

Sogleich darauf trat der Regierungsrath herein, und da er die Gabe besaß, welche ein Herr aus der Gesellschaft besitzen muß, sogleich in gewandten Formen über den ersten, besten Gegenstand zu sprechen, so war nach wenigen Minuten die Unterhaltung im besten Gange. Herr von Wolters mit seinem scharfen Verstande, seiner Lust, zu witzeln, zu spotten und zu bezweifeln, stand jedoch in vieler Beziehung weit über den meisten jener Modeherren, welche nur in Formen und Redensarten eingeübt sind. Mit springender Leichtigkeit regte er hundert Fäden an und setzte sie in Bewegung, wußte über das Geringste etwas Lustiges oder Beziehungsvolles zu sagen, und streute eine Saat jener kleinen Bosheiten aus, welche anreizen, ohne zu beleidigen, und Widerspruch erregen, der Vergnügen verschafft. Hedwig hatte, seit er öfter kam, immer gern bemerkt, daß er ihr Aufmerksamkeit bezeugte; sie hörte es auch gern, wenn er Trifels neckte und dessen muntere Laune herausforderte, und nie gingen die Stunden unter größerer Lust schneller vorüber, als an den Abenden, wo der Regierungsrath den Kreis der Gäste im Hause des Präsidenten vermehrte.

Als naher Verwandter des Bräutigams und dessen vertrauter Freund war er im Vertrauen auch Hedwig näher getreten, und ohne die feinen Gränzen zu überschreiten, hatte er ein gewisses Recht erlangt, sich keinen Zwang aufzulegen. Auch heute machte er davon Gebrauch; denn als er nach einiger Zeit plötzlich die Finger des Fräuleins

von Landau an seine Lippen zog, ließ er zugleich die Brillengläser über sie hinblicken, und um seinen Mund schwebte ein so spöttisches Lächeln, daß sie, gereizt dadurch, fragen mußte, was er bemerke und ob seine böswilligen Gedanken ihr gälten.

»Allerdings,« erwiderte er, »allein ich bestreite es, daß meine Gedanken böswillig sind.«

»Wollen Sie ein Bekenntniß ablegen und mein Urtheil erwarten?« fragte sie.

»Das will ich,« war seine Antwort. »Ich hoffe jedoch auf einen parteilosen Richter. Man erzählt sich von dem historischen Fürsten von Dessau, daß er nur Eine Melodie kannte; jede andere Musik, welche er hörte, kam ihm immer vor, wie der dessauer Marsch. Noch viel schlimmer aber ging es einem arkadischen Jüngling Namens Trifonius. Er verliebte sich sterblich in eine reizende Schäferin, doch entsetzlich! diese Leidenschaft verblendete ihn dermaßen, daß nach einiger Zeit alle Mädchen seiner Geliebten glichen und er keine mehr von ihr unterscheiden konnte.«

»Was wollen Sie denn eigentlich damit sagen, und welche Anwendung hat dieses entsetzliche Unglück auf mich?« lachte Hedwig.

»Eine sehr nahe,« erwiderte er. »Seit einer halben Stunde bemühe ich mich vergebens, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen; Ihre Gedanken sind jedoch mit einem ganz anderen Gegenstand beschäftigt, und Ihre Blicke verrathen mir zuletzt, daß ich seine Gestalt angenommen haben muß.«

»Ich dachte an ihn, Sie haben Recht!« rief sie erröthend. »Sagen Sie mir, was ist ein Ehe-Contract? Was bedeutet er?«

»Ein Ehe-Contract! Damit beschäftigen Sie Sich?« fragte er belustigt. »Ein Ehe-Contract, mein gnädigstes Fräulein, ist die Leimruthe der Liebe, die in den Vogelbauer der Ehe gesteckt, darin festgeklebt wird, damit das darin sitzende Vögelchen nicht eines schönen Tages ohne Weiteres auf und davon fliegen kann.«

Diese Antwort gab zu neuen Fragen und Scherzen Anlaß, bis Hedwig frohsinnig ausrief:

»Wenn es nichts ist als das, so haben wir ihn nicht nöthig. Wir werden uns schon zu bewahren wissen. Ich finde es abgeschmackt und jämmerlich prosaisch, solche Leimruthen aufzustellen, um das edelste Himmelskind damit zu fesseln.«

»Wenn man dieses Götterkind wie den Pegasus im Joche zu einem nützlichen Wesen umzuschaffen sucht, muß man auch die Mittel nicht verschmähen, es mit geklebten Flügeln zum ordentlichen Menschen zu machen,« erwiderte Herr von Wolters. – »Sie haben Unrecht, bestes Fräulein, und der Papa, der Welt und Leben kennt, hat Recht. Kommt die Liebe vom Himmel, so ist die Ehe dagegen eine gesetzliche bürgerliche Institution, ein Contract schon an sich, der mittels besonderer Ehepacten noch größere Sicherheit erhält. Diese bilden eine reelle Grundlage für häusliches Wohlergehen in sehr vielen Fällen. Sie halten vom Leichtsinn und Thorheiten ab,

sie geben Rechte, sind Erinnerungs-Tafeln für die Rechen-Exempel des Lebens und Warnungszeichen, an Scheidewegen lieber umzukehren.«

»Das Alles bedarf Trifels nicht!«

Der Regierungsrath nahm sein Stöckchen zwischen die Lippen, bohrte mit dem Pferdefuß darin umher, wie es seine Gewohnheit war, und lächelte in seiner mephistophelischen Art.

»Zweifeln Sie etwa daran?« fragte sie.

»Ich zweifle an nichts,« erwiderte er, »ich halte Alles für möglich. Wenn wir doch aber einmal über diesen Gegenstand mehr als scherzen wollen, so bin ich der Meinung, daß ich immer das für das Vernünftigste und Beste halten würde, was menschliche Klugheit und Ueberlegung als solches erkannt und eingesetzt hat. Ich bekenne Ihnen ohne Rückhalt, daß ich, wenn ich so glücklich wäre, aus inniger Neigung zu heirathen, ich jedenfalls Ehepacten machen würde, wie zärtliche Fürsorge mir diese eingäbe. Machte ich aber eine sogenannte Verstandesheirath, würde ich es meiner Sicherheit wegen thun.«

»Aber ich weiß nicht,« sagte das junge Mädchen nachdenkend, »es widersteht mir, und ich glaube, Trifels gebt es eben so.«

»Trifels,« erwiderte Herr von Wolters, »wird ganz damit einverstanden sein, denn er . . . «

»Nun, er?« fragte sie ungeduldig, als er schwieg.

Der Regierungsrath hob die blitzenden Brillengläser zu Hedwig auf und beugte sein feines, scharfes Gesicht mit dem kalten Lächeln ihr entgegen.

»Mißverstehen Sie mich nicht, bestes Fräulein,« hob er an. Ich bin meines Vetters aufrichtiger, treuer Freund. Er ist ein edler, hochherziger, vortrefflicher Mensch, voll der schönsten Eigenschaften! das aber dürfen wir uns nicht läugnen, daß er einem raschen, oft plötzlichen Wechsel seiner Stimmungen unterworfen oder – wie man gewöhnlich zu sagen pflegt – sehr excentrisch ist. Ich bin unwandelbar überzeugt, daß er aufs innigste und höchste Sie verehrt, auch niemals davon ablassen wird; allein gerade Männer von so außerordentlicher Begabung, solchem sanguinischen Temperament und solcher nervösen Reizbarkeit haben es nöthig, daß man vorsichtig mit Ihnen umgeht.«

»Wie soll ich vorsichtig sein?«

»Ich habe mich falsch ausgedrückt,« fuhr er fort; »richtiger hätte ich sagen sollen: solche edle, hochgeartete Geister haben es nöthig, gegen sich selbst vorsichtig zu sein und sich beherrschen zu lernen. Dazu dient am besten ein gewisser Zwang oder Druck, der ihnen Nothwendigkeiten auflegt; er bildet das Gegengewicht zu ihrer oft zu ungestümen Willenskraft, die mit Gott und Menschen hadert, weil Welt und Leben so ermüdend und erbärmlich ausgefallen sind.«

»Ich muß bekennen,« sagte Hedwig, »daß ich den Sinn Ihrer Worte nicht recht fasse.«

»Ich auch nicht,« antwortete er laut lachend, »aber was thut es! Mir fällt der Faust dabei ein, der Speise begehrt, die nicht sättigt, Gold, das unaufhörlich in seiner Hand zerrinnt, einen Trunk, der nie den brennenden Durst

stillt; und dennoch verschmachtet der Narr nach irdischem Glück und irdischer Seligkeit bis zur Verzweiflung, obwohl er die vollen Eimer von sich stößt. Göthe hat mit wunderbarer Kunst einen solchen Halbgott gezeichnet, der bei aller seiner Göttlichkeit dem lumpigsten Teufel sich überliefert und trotz des angebotenen schönen Gretchens mit den häßlichsten Hexen Walpurgisnacht feiert.«

Das satirische Zucken um die Lippen des Regierungsrathes vermehrte sich bei diesen Auslassungen, welche das Fräulein von Landau, da sie ihr eben so unverständlich blieben wie das Vorhergehende, mit noch größerem Ernst anhörte, weil sie darüber nachsann, was er eigentlich damit gemeint haben könnte. Es war ihr jedoch unmöglich, einen Faden zu finden; sie schüttelte also den Kopf und sah ihn fragend an.

»Unsinn!« rief er aussprechend, was sie zu denken schien, und indem er seine Brillengläser langsam über ihr Gesicht laufen ließ, setzte er hinzu: »Nehmen Sie weiter keine Notiz davon. Ich muß Sie jetzt verlassen, theuerstes Fräulein Hedwig: aber da ich Ihr unterthäniger Freund und zugleich Trifels' Freund bin, so glaube ich Ihnen nochmals rathen zu müssen, die Leimruthen doch nicht allzu sehr zu verachten.«

»Ich werde damit warten, bis es nöthig sein wird,« sagte sie.

»Nur nicht zu lange, leicht ist es zu spät,« fuhr er in seinem Scherze fort. »Was aber die Ehepacten betrifft, so ist es seine Pflicht, alles, was der Herr Präsident begehrt,

zu erfüllen. Er wird ohne Zweifel dazu bereit sein; sprechen Sie mit ihm darüber, so sagen Sie ihm, was meine Meinung ist.«

Als Hedwig allein war, dachte sie noch einige Augenblicke über Wolter's Aeufferungen nach, und sie fand, daß er sich nach seiner Gewohnheit mit Spöttereien vergnügt hatte, die ernsthaft klingen und sie belästigen sollten.

»Ich werde mich aber nicht belästigen lassen!« rief sie am Schluß. »Was geht mich ihre Klügelei an! Ist sie gut, wird Eduard nichts dagegen haben; mag er thun, was ihm beliebt, ich will nichts mehr davon hören.«

Mit diesem Vorsatze wollte sie sich entfernen, als sie ein Papier bemerkte, das auf dem Stuhle lag, wo Herr von Wolters gesessen hatte. Es war ein Brief, den sie in ihrer Hand hielt, dessen Aufsehrift an den Regierungsrath lautete; doch eben diese Aufschrift ließ ihr keinen Zweifel, daß Trifels ihn geschrieben hatte. Der Brief war offen, Herr von Wolters mußte ihn in der Tasche gehabt und mit dem Taschentuche heraus gerissen haben. Einige Minuten lang hielt die Braut das Papier in der Hand, dann richteten sich ihre Augen forschend nach der Thür, und sie warf ihren Fund rasch von sich, als sie Jemanden kommen hörte. Es war jedoch Täuschung, und als sie dessen gewiß war, verrann auch sogleich die Gewissens Mahnung, welche ihr gesagt hatte, daß sie Unrechtes thun wolle. Sie hob den Brief wieder hervor und sagte zu ihrer Selbstermunterung:

»Es ist doch nichts Böses, wenn ich hinein gucke und sehe, was Eduard seinem Vetter schreibt. Vielleicht etwas von mir oder auch ganz Unbedeutendes – gleichviel, ich will es wissen.«

Damit schlug sie das Blatt auf, sah hinein, und ihre Blicke blieben an den Buchstaben hängen; aber das Lächeln in ihrem Gesichte verging und machte bald einer Bestürzung Platz, die überwältigend auf sie eindrang. Sie wischte mit ihrer Hand über ihre Augen hin, als glaubte sie geblendet zu sein; als sich jedoch nichts daran veränderte, ließ sie das Papier fallen und faltete wie im heftigen Schmerz ihre Finger in einander.

»Ist er schon fort?« fragte der Präsident, indem er leise die Seitenthür öffnete und hineinsah.

Da er keine Antwort erhielt, wohl aber seiner Tochter bleiches Gesicht erkannte, kam er eilig näher und sagte erschrocken:

»Was ist Dir geschehen, mein Kind? Mein Gott! was giebt es denn? Rede doch, Hedwig! was ist es denn?«

Statt der Antwort deckte sie beide Hände mit einer hastigen Bewegung vor ihre Augen und fing heftig zu weinen an.

»Du bist krank!« fuhr er ängstlich fort, »ich will Emma rufen.«

»Nein, still, nein! ich will nicht mehr weinen,« erwiderte sie, heftig aufstehend, »dieses Billet habe ich gefunden, Wolters muß es verloren haben. Lies das, Papa, lies das. O, meine Ahnungen! sie haben mich nicht getäuscht.«

Der Präsident nahm die Schrift, welche sie ihm hinreichte, und las halblaut:

»Ich habe mit Marie heute nochmals gesprochen und sie ganz so bestimmt und entschlossen gefunden, wie Du sagtest. Sie sieht die Nothwendigkeit der Trennung ein und verweigert mit edlem Stolze jeden Abkauf durch Geld. Der alte wackere Meister ist sehr gedrückt im Grunde seines Herzens, aber vielleicht noch froher als ich; denn er steht das Unpassende dieses Verhältnisses zu gut ein, empfindet aber doch auch das Unrecht, das seiner Tochter geschieht. – Ich wollte viel darum geben, wenn es niemals geschehen wäre, indeß ist nichts mehr daran zu ändern, nur die Folgen sind möglichst gut zu machen. Es muß ein Geheimniß bleiben, Hedwig darf es nie erfahren, sie scheint schon jetzt aufmerksam und mißtrauisch zu sein. Ueberlassen wir Alles der Zeit. Nimm meinen Dank für Deine verständige Vermittlung, die mir große Noth spart, denn ich hätte das Aeüßerste thun müssen. Ich will es Dir nicht vergessen, Rudolph, aber ich will es auch Marien nicht vergessen, was irgend zu ihrem Besten geschehen kann, soll geschehen. Der alte Mann wünscht übrigens, daß Du ihn nicht mehr besuchest; wenn er Dich sieht, sagt er, fällt ihm die ganze Schande wieder ein. Also bleib fort, ich thue es auch, um ihn zu schonen.«

Noch ehe der Präsident zu Ende gelesen hatte, was Hedwig mit Ungeduld erwartete, ergriff sie seinen Arm und blickte ihn mit heißen Augen an.

»Was kann ich jetzt thun? Was soll ich thun?« fragte sie.

»Ohne Zweifel nichts,« erwiderte er, kaltblütig lächelnd, indem er das Papier zusammen faltete.

»Nichts?« rief sie, »nichts?! Unmöglich!«

»Du glaubst,« sagte er, »daß dieser Brief die Beweise liefert, daß Trifels – wie soll ich sagen – ein intimes Verhältniß mit dem armen Kinde gehabt hat?«

»Wer kann daran noch zweifeln!«

»In der That,« antwortete er, indem er sich setzte, den Brief nochmals aufschlug und dann einsteckte, »man kann nicht läugnen, es sieht beinahe so aus; dennoch aber zweifle ich sehr daran.«

»Du ... Du ... O, der Verräther! ... Wie kannst Du zweifeln?!«

Herr von Landau unterbrach ihre heftigen Aeüßerungen nicht; als sie jedoch erschöpft schien, sagte er:

»Wenn selbst Alles so wäre, wie es Dir scheint, mein Kind, so müßte dennoch die ruhigste Ueberlegung Dich leiten. Willst Du mit diesem Briefe in der Hand ihn zur Rede stellen? – Was beweis't er? Im Grunde denn doch höchstens, daß Trifels lebhaften Antheil an irgend einem Verhältnisse nimmt, das Fräulein Marie betrifft.«

»Sein eigenes Verhältniß mit dieser schlechten Person!«

»Du darfst nicht ungerecht werden,« fuhr er sanft beruhigend fort. »Wenn Du selbst Recht hättest, so ist jedenfalls jetzt von keinem Verhältnisse mehr die Rede. Ich glaube, es wird sich Alles endlich aufklären zu Deiner vollkommenen Beruhigung; dennoch habe eine zu gute

Meinung sowohl von dem ehrenhaften Charakter Deines Bräutigams, wie von diesem jungen Mädchen.«

»Wie ist es möglich, eine gute Meinung von ihr zu haben!«

»Ich habe diese aber dennoch,« sagte er. »Du wirst sehen, daß ich mich nicht täusche. Sei besonnen und beweise Dich klug, mein Kind. Eine kluge Frau weiß zu schweigen, wo schweigen noth thut. Wolltest Du reden, was könnte die Folge sein? Wäre Trifels wirklich schuldig, so würde er in eine entsetzliche Lage gerathen. Stolz wie er ist, zwängst Du ihn zu einem kläglichem Bekenntniß einer Schwäche, die er überwunden hat, und zwar aus Liebe zu Dir; denn hätte er wirklich eine Neigung zu dieser schönen Nachbarin gehabt, so ist doch jetzt Alles vorüber. Ist er jedoch unschuldig, so wird er sich tief gekränkt durch Deinen Verdacht fühlen, ohne vielleicht einmal Dir die volle Wahrheit sagen zu können, wenn nämlich etwa sein Vetter oder ein Anderer in dem Geheimniß mitspielt. – Und kann es denn nicht Wolters sein? Steht ein Wort in dem Briefe, daß er selbst die Hauptperson ist? Ich bin wie von meinem Leben überzeugt, daß er nichts damit zu thun hat. Warte die Zeit ab, beruhige Dich dabei, daß Dein Eduard Dir unbestritten ganz und allein gehört, und Du wirst sehen, daß ich Recht habe, daß sein lebhafter Antheil aus ganz anderen Ursachen kommt.«

Hedwig schwieg ein Weilchen, sie rang mit ihren Zweifeln und mit den Wünschen in ihrer Brust, die zu den Tröstungen ihres Vaters stimmten.

»Ich merke es wohl,« sagte sie endlich seufzend, indem sie das Köpfchen hangen ließ, »Du willst mich zum Glauben bringen.«

»Nein, mein Kind,« antwortete er, »ich will Dich nur von einer Uebereilung abhalten. Wie könntest Du eingestehen, Du habest diesen Brief gefunden und gelesen? Du mußt schweigen, Deiner selbst wegen und Deines Glückes wegen; darum mußt Du Alles vergessen, mußt fest an Trifels glauben, und kannst es auch. – Was vor ihr geschehen,« flüsterte er lächelnd, »darf eine junge Braut oder Frau nicht kümmern. Im Uebrigen betheure ich Dir nochmals mit meiner Ehre, daß ich fest überzeugt bin, Trifels ist völlig schuldlos.«

»Warum verspricht er in dem Briefe, Alles für sie zu thun, was er thun kann?« sagte sie nachdenkend.

»Deswegen sei ohne Sorgen,« erwiederte der Präsident. »Er soll nichts mehr für sie thun. – Es könnte doch auch nur damit gemeint sein,« fuhr er fort, »daß er ihr etwa Geld geben oder ein Capital vermachen wollte. Das edle Kind hat ja aber fest erklärt, nichts annehmen zu wollen, und wenn er durch die Ehepacten Dich zu seiner alleinigen Erbin setzt, verbietet sich alles andere Vergeben von selbst.«

»So also ist es zu verstehen,« fiel sie lebhaft ein.

»Gewiß, mein Kind. Es wird manchen zufälligen Ereignissen damit vorgebeugt. Jedenfalls ist es besonders gut bei Männern von heißem Blut und unruhigem Geist, die eine gewisse Kette am Bein haben müssen, damit sie

nicht davon fliegen, sondern hübsch bei der Stange bleiben.«

»Ah!« flüsterte Hedwig lächelnd vor sich hin, »so meinst Du das auch?«

»Wir müssen ihn gut verwahren, denn ist er auch dießmal umschuldigt, so weiß man doch nicht, was künftig geschehen könnte.«

Feste Schritte und Stimmen ließen sich im Nebenzimmer hören. Trifels sprach mit Fräulein Emma.

»Da ist er schon,« sagte der Präsident. »Eile ihm entgegen.«

»Oh!« rief sie freudig, die Arme erhebend, indem sie einen Schritt that. »Es ist Alles nicht wahr!«

»Nichts ist wahr!« lachte er.

»Und dennoch, Papa, dennoch! . . . «

»Mußt Du ihn lieben, er verdient es.«

»Meine Hedwig!« rief Trifels, indem er die Thür aufmachte.

»Theurer! Lieber! Guter!« antwortete sie, ihn ungestüm umarmend. »Ich habe Dich wieder!«

»Und ich bin frei, ich habe meinen Abschied erhalten,« fuhr er fort. »Dir allein werde ich von jetzt an dienen.«

»Sagte ich es nicht?« lachte der Präsident, indem er aufstand. »Alle seine Wünsche haben das Eine Ziel, Dir ganz eigen zu sein und jedes Opfer dafür zu bringen.«

ZWEITES CAPITEL.

Reinhold war, seit die Veränderungen in des Meisters Hause erfolgten, nicht mehr wie früher ein Familienglied, das zu dem häuslichen Familienleben gehörte. Er stand seinen Pflichten getreulich vor und regierte die ganze Werkstatt unumschränkt; denn was er that und anordnete, wurde von seinem Vetter stets gutgeheißen und ihm die Ausführung anheimgestellt. Die Zahl der Arbeiter hatte sich beträchtlich vermehrt; denn dem Meister waren die bedeutenden Arbeiten übergeben worden, zu welchen Herr von Landau ihm verholffen; auch hatte die Commission Reinhold's Vorschläge so praktisch befunden, daß sie angenommen worden waren. Der junge Werkführer, dem Vieles oblag, war daher allezeit beschäftigt genug; aber wenn er sonst nach dem Feierabend gerufen wurde, um am Familientische Theil zu nehmen, der Meister seine Marie schickte, damit sie ihn antreiben möchte, weil ein gutes Gericht wartete, oder der alte Mann wohl selbst kam um mit ihm zu scherzen und ihn zu loben, so war von allem dem jetzt nichts mehr zu bemerken. Niemand rief ihn mehr, und er kam auch nicht. Es lag ein trennendes, entfremdendes Etwas auf diesem kleinen Kreise einfacher Menschen, welche sonst so weit davon entfernt waren, sich in Geheimnisse zu hüllen, Reinhold arbeitete oft noch spät, und Niemand störte ihn, oder er ging in den Verein, und Niemand fragte darnach. Geflissentlich kam er meist so spät nach Hause, daß er gewiß sein konnte, die Familie nicht mehr wach

zu treffen, die nach herkömmlicher bürgerlicher Sitte um zehn Uhr sich zur Ruhe begab. Leise trat er dann in die Wohnstube, zündete sein Licht an, stand wohl noch einen Augenblick an dem Tische still und starrte auf die leeren Stühle, bis er geräuschlos seine Kammer aufsuchte.

So sah er seine Verwandten denn nur beim Frühstück und beim Mittag auf kurze Zeit, meist in Gegenwart anderer Personen, Sie benahmen sich gut und freundlich zu ihm; die Muhme besonders war oft gesprächig, suchte durch ihre Ermunterungen, es sich schmecken zu lassen, ihre Theilnahme zu beweisen und ihre Sorge um sein leidendes Aussehen durch allerlei Gutthaten und Anrathen von Hausmitteln darzulegen. Marie that in ihrer Weise Aehnliches; denn nicht selten redete sie ihn an, sprach über Vorgänge, welche auf sein Leben und Treiben Bezug hatten, oder über Tagesvorfälle und häusliche Begebnisse, und immer wußte sie zu scherzen und zu lächeln, verständige Bemerkungen zu machen und mit seinen gewählten Worten ihre Rede auszuschnücken.

Es war merkwürdig, wie sie damit sich über ihre ganze Umgebung erhob, und welche Bewunderung ihr dafür zu Theil wurde. Die Frau Meisterin sprach von ihrer Tochter wie von einem Wunder, und alle Freunde und Bekannten stimmten darin überein, daß Marie sich zu benehmen wisse, wie man es selten finde. Immer zwar war sie wohlerzogen und, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, stolz gewesen, d. h. ließ sich nicht herab, sich so zu benehmen, wie die allermeisten jungen Mädchen ihres Standes. Sie war in ihrem Wesen wie in ihrer

Kleidung immer etwas Besonderes, Besseres, Höherstrebendes gewesen, und hatte durchaus etwas an sich, das eben so gefällig und einschmeichelnd wie abweisend sein konnte und Zudringlichkeit zurückwies.

In der letzten Zeit jedoch hatte Marie sich mit einem wahren Nimbus von Würde und Gemessenheit umgeben. Sie kleidete sich mit noch größerer Sorgfalt, sprach mit noch vermehrter Ueberlegung, überließ sich abermals einer plötzlichen Eingebung oder munterer Laune, sondern ihre Worte, ihre Geberden, ihre Bewegungen, Alles, was sie that, war anstandsvoll, selbstbewußt und mit einer gewissen Herablassung verbunden.

»Es ist, als ob man eine kleine Prinzeffin sieht,« hatte einer der alten Freunde des Meisters gesagt, und die Frau Meisterin war darüber seelenvergnügt geworden; der alte Mann aber schlug stumm seine Augen zu Boden und schwieg. Hilfe in der Wirthschaft, die jetzt größer und schwerer war, als jemals, leistete Marie ihrer Mutter gar nicht mehr; doch wenn sie es hätte thun wollen, die Mutter würde es nicht angenommen haben.

»Das Kind kann sich doch nicht die Hände verderben!« sagte sie ärgerlich, als der Meister einmal meinte, es sei doch recht und billig, daß Marie, wo es noth thäte, mit angriffe; doch es war mit dem Hausregiment des alten Mannes dahin gekommen, daß der Griff ihm entfallen war und nicht wieder gefunden wurde. Es blieb bei seinem Brummen und seiner Unzufriedenheit, an welche sich weder Mutter noch Tochter viel zu kehren schien.

Fräulein Marie saß sehr viel am Clavier, oder sie las Bücher, von denen ihr Vater eigentlich nicht wußte, woher sie kamen, oder sie stickte an einer feinen Perlenstickerei, oder aber der Meister traf sie schreibend, und wenn er Abends nach Hause zurückkehrte, war sie nicht daheim, sondern zum Besuch bei einer Freundin.

Der alte Mann sagte nichts dazu, er fragte auch nicht, wenn sie endlich heim kam. Still saß er in seiner Ecke, nachsinnend und stumm aus seiner Pfeife dicke Dampf wolken ausstoßend, welche Marie zuweilen mit dem Vesuv und Aetna verglich, oder einen anderen Scherz daran knüpfte, den ihre Mutter in einen derben Verweis für den rücksichtslosen Vater und Gatten umgestaltete. Wenn er dann endlich in seine Kammer sich zurückzog und die beiden Frauen allein ließ, hielten diese noch manche heimliche Gespräche, von denen er nichts erfuhr; und er wollte auch nichts davon wissen; er mochte kein Wort über eine Sache sprechen, die so schwer auf seinem Gemüth lastete, daß sie ihm allen Frohsinn und allen häuslichen Frieden nahm.

Eines Abends jedoch, als Reinhold wieder sein Licht in der Wohnstube anzündete und es eben in der Hand hielt, indem er vor sich niederblickte, hörte er die Kammertür aufgehen. Der Meister stand halb angekleidet auf der Schwelle, die Nachtmütze auf seinem grauen Kopfe, und sah ihn bittend an.

»Sie sind noch wach, lieber Vetter?« fragte Reinhold erschrocken.

»Ich habe Dich kommen hören,« antwortete der alte Mann. »Siehst Dich hier um und schüttelst den Kopf, Reinhold! Es ist anders geworden. Du merkst es auch.«

»Wir,« sagte der Arbeiter muthiger, »wir sind aber die Alten geblieben. Ich denke, das wissen Sie. Und es kann ja, es wird ja sich Alles wieder finden.«

»Denkst Du, es wird?« fragte Hartmann freundlicher. »Wollte es Gott, mein Sohn! Aber« – seine Stimme wurde wieder ernster – »es ist Manches vorgegangen, Reinhold, ich mag's nicht aussprechen, kann's nicht, Du weißt nichts davon.«

»Es wird nichts sein, was nicht zu vergeben wäre,« erwiederte Reinhold in seiner sanften Weise.

»Der Mensch muß immer Nachsicht haben, Sünder sind wir Alle.«

»Bist ein redlich Herz!« rief der Meister lauter, »das Blech geht doch über Alles in der Welt! – Aber stille, stille!« fuhr er fort, »es darf es Keiner hören, was ich Dir sagen will und was ich bei mir selbst beschlossen habe.«

Er nahm seines Veters Hand und sah ihn liebevoll an.

»Seit drei Tagen schon habe ich es mit mir ausgemacht, und anders wird es nicht. Du sollst das Geschäft übernehmen, Reinhold, ich gebe es in Deine Hände. Ein Meisterstück wird Dir Niemand abfordern, hast längst gezeigt, was Du kannst. Morgen gehst Du hin zur Meldung beim Gewerk, das weitere werde ich besprechen.«

Die Ueberraschung machte den jungen Mann stumm. Einige Augenblicke lang glänzten seine Blicke vor Freude und Rührung, dann aber sagte er besorgt:

»Der Himmel mag's verhüten, daß Sie im Ernst daran denken!«

»Es ist mein Wille, ich sag's noch einmal,« antwortete der Alte; »auch habe ich's halb und halb schon merken lassen, und Liesbeth hat's wohl aufgenommen. Sie wird auch alt, muß sich plagen, meint wohl, es sei genug. Wer an Arbeit gewohnt ist von Jung auf, kann's nicht lassen, mag's ihm noch so schwer werden. Mit jungen Frauen ist's ein ander Wesen, die machen es sich leichter, halten Gesinde, und man kann es eben auch nicht tadeln,« fügte er mit ermuthigenden Blicken hinzu. »Die neue Bildung bringt es so mit sich, die läßt sich nicht fortblasen, aber eine gebildete Frau – es sagt's alle Welt, ist auch ein Schatz, macht Ehre – Du weißt wohl, Reinhold, was ich sagen will.«

»Ich weiß, lieber Vetter,« antwortete Reinhold.

»Und das gebildete Wesen ist ja auch Deine Sache,« fuhr der alte Mann, ihn bittend, anschauend fort.

»Es geht nichts darüber,« sagte Reinhold leise.

»Na, siehst Du, so geht's!« rief der Meister froh. »Der Herr von Trifels geht mit seiner jungen Frau gleich auf und davon. Da wird's oben leer, und ich ziehe hinauf, lasse Dir den ganzen Raum unten mit Allem, was darin ist. Brauchst nicht zu sorgen, Reinhold, bist mein Sohn, es wird sich Alles ordnen und finden, wie es sein muß. Wohnst unten, der alte Vater oben; bist ein Meister, kein Werkführer, sprichst aus einem anderen Tone dann, und die Dich ansehen, thun's mit anderen Augen.«

Reinhold schien noch bleicher zu werden, er ließ den großen Kopf sinken, ein Schauer lief über seine Haut, sein Herz wurde schwer und kalt.

»Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll,« sagte er leise, »um auszusprechen, was meine Gedanken sind.«

»Thu's nicht, mein Sohn, thu's heut' nicht!« fiel der alte Mann ein. »Was Dein ist, soll Dein bleiben, mag's Gott fügen, wie er will; er lenkt es manchmal, wie es kein Mensch denkt und meint. Heraus ist es, was ich Dir sagen wollte,« fuhr er dann fort, »und es ist mir leicht dabei geworden. Jetzt geh zu Bett, Meister Reinhold Stark, morgen wollen wir's weiter besprechen.«

Damit schüttelte er in die Hand, kehrte nach seiner Kammer um, und Reinhold stieg hinauf und saß mit gefalteten Händen länger, als eine Stunde auf dem Rande seines Bettes bis das Licht herunter gebrannt war und der Schlaf ihm die heißen Augen zudrückte.

Am nächsten Morgen aber geschah etwas, das Reinhold noch weniger vermuthet hatte. Als er zum Frühstück gerufen wurde, kam Fräulein Marie bis an die Thür der kleinen Werkstatt, wo er arbeitete, und freundlich wie in der alten Zeit bot sie ihm guten Morgen und lud ihn ein, nicht länger warten zu lassen; die Frau Muhme aber empfing ihn, als er kam, mit dargebotener Hand und sagte dann vertraulich:

»Ich weiß es schon, was der Alte vorhat, und es ist eben so gut wie recht, daß es dahin kommt. Darum Glück und Segen, lieber Reinhold! Es wird schon gedeihen, wo so ein tüchtiger Meister an der Spitze steht, und wo

wir helfen können, soll's allzeit geschehen. Gute Freunde bleiben wir gewiß, über uns sollen Sie nicht klagen.«

»Ich werde es auch immer zu verdienen suchen,« erwiderte Reinhold.

»Bescheiden sind Sie,« versetzte die Muhme, »die Verwandtschaft wird uns immer freuen, wir werden es nimmer zu bereuen haben; aber da es einmal so sein soll, muß es auch schnell geschehen, es muß Alles noch in dieser Woche abgemacht werden, damit wir aus der Wirthschaft heraus kommen, sobald es irgend geschehen kann.«

»Hast es plötzlich so satt, Liesbeth?« rief der Meister, welcher hereintrat, und ihre Worte gehört hatte. Es war mit ihm eine merkliche Veränderung vorgegangen über Nacht. Die ganzen Wochen über, wo er so schweigsam und scheu gewesen, hatte er ausgesehen, als fürchtete er sich; heute jedoch trug er den Kopf wieder auf dem alten Fleck, und in seinen Augen hatte er etwas von der alten Energie, in seinem Auftreten etwas von der alten Kraft, in seinem derben Gesicht und in seinem Lachen einen guten Theil des alten Lebensmuthes.

»Warum soll ich es nicht satt haben?« erwiderte Frau Hartmann. »Ich möchte wohl auf meine alten Tage still sitzen und geputzt spazieren gehen, wie andere Leute.«

»Oho!« fiel er ein, »es wird sich artig machen, wenn ich mitgehe und den Sonntagsrock anziehe.«

»Können wir's etwa nicht?« fragte sie. »So gut wie mancher Andere können wir es. Da ist der Seifensieder

Setzhase, der kleine, dünne, krummbeinige Kerl, der aussah wie ein Dreierlicht. Neulich begegne ich ihm und kenne ihn kaum wieder. Einen Pelz hat er an, lauter Marder, die Frau daneben, die Setzhäsin, im dicken Seidenmantel, und die beiden Mädchen wie die Feen ausgeputzt. Mein Gott! sage ich, Herr Setzhase, sind Sie es, Frau Setzhäsin, und die Male und die Guste! Können Sie denn sämtlich Ihre Lichte verlassen? Da schlägt er seinen Pelz über einander wie ein Lord, und sie sagt: »Es ist vorbei damit, Frau Hartmann, wir sind jetzt Rentiers, haben uns zurückgezogen. Unser Haus haben wir verkauft, das Dreifache kann man jetzt bekommen. So leben wir ganz angenehm, gehen alle Tage spazieren, und meine Amalie und meine Auguste brauchen nicht mehr im Laden zu stehen, und sich mit ordinärem Volk zu befassen.« Warum sollen wir denn also auch nicht Rentiers werden, das Haus verkaufen, und spazieren gehen?«

Der Meister schob die Kappe wieder einmal rund um den Kopf.

»So ein Bummler!« rief er; damit aber brach er ab, und ein Ernst überkam ihn, als liefе ihm etwas schwer im Kopfe herum. Nach wenigen Augenblicken aber hatte er es überwunden, und Reinhold's Hand drückend, begann er: »Wie ich's gesagt habe, so bleibt es. Du übernimmst mein Geschäft und bist der Meister Reinhold Stark, der in der breiten Straße wohnt. Jetzt ziehe Dich an, geh ins Gewerk und melde es dem Altmeister, weiter hat es nichts zu sagen. Das Andere machen wir ab unter uns, ohne

Kniffe und Püffe. Bist mein Sohn, ich sage es hier nochmals, sollst also als Sohn behandelt werden.«

Die beiden Frauen sahen sich lächelnd an, als der alte Mann mit Reinhold am Arm hinaus ging.

»Das wird ja immer schöner,« flüsterte die Frau Meisterin. »Es ist mit Einem Male wieder das alte Wesen in ihn gefahren.«

»Verhalte Dich ganz ruhig, Mutter,« erwiderte Marie würdevoll, in den Spiegel blickend. »Wir haben ihn dahin gebracht, sein Geschäft aufzugeben, wir werden ihn auch weiter bringen, um in anständiger Weise sich in Zukunft bei mir zeigen zu können.

Sie nahm ihre Bücher, setzte sich an den Nähtisch, strickte und las, bis sie endlich zur Abwechslung das Clavier aufschlug und einige neue Noten versuchte. Bei dieser Beschäftigung wurde sie durch den Regierungsrath von Wolters überrascht, der einen Augenblick durch das keine Fenster sie beobachtete und dann eintrat.

»Lassen Sie Sich ja nicht stören, gnädigstes Fräulein,« sagte er mit seiner feinen Verbindlichkeit, »Ihren Vater sah ich so eben mit dem strohfarbigen Menschen, der hier im Hause ist, fortgehen. Ihre Frau Mutter wird nicht schelten, wenn ich eine Minute eintrete, um Ihnen meine Verehrung zu bezeigen.«

»Ich danke Ihnen, Herr von Wolters,« erwiderte Marie, sich vorneigend, »und bitte Platz zu nehmen.«

»Lassen Sie mich stehen, da ich nicht knien darf,« versetzte der Regierungsrath, indem er ihre Hand an seine Lippen zog.

Mit einem stolzen Lächeln ließ sie es geschehen.

»Wie weiß und fein diese kleine Hand ist!« fuhr er fort, obgleich Fräulein Marie trotz aller Mühe keine besonders feinen und kleinen Hände besaß.

»Sie sind sehr gütig und freigebig gegen mich,« erwiderte sie, indem sie ihre Finger zurückzog.

»Wenn ich das sein dürfte, wie glücklich wäre ich!« fiel er ein; »ich darf jedoch meine unterthänige Ergebenheit Ihnen nur als Zeichen meiner Ehrfurcht darbringen, da andere Sterne diesen Himmel erleuchten.«

Er neigte sich vertraulich zu ihr hin, und wie er mit seinen scharfen, blitzenden Gläsern sie betrachtete, senkten sich ihre Augen davor nieder.

»Herr Regierungsrath,« sagte sie leise, »ich bitte, wie befindet sich der Herr Präsident?«

»Der Herr Präsident,« erwiderte er, »befindet sich auf keinen Fall in einer so angenehmen Lage wie ich, würde aber viel darum geben, wenn er mit mir tauschen könnte.«

»Sie können Recht haben,« versetzte sie, die braunen Augen würdevoll und selbstbewußt zu ihm aufschlagend.

»Und wenn ich der Herr Präsident wäre,« sagte er mit ironischer Betonung, »würden Sie, theuerstes Fräulein, etwas dagegen einzuwenden haben?«

»Ich werde Ihnen nichts darauf antworten,« erwiderte sie, »weil es unmöglich ist. Bitte, haben Sie mir etwas Anderes zu vertrauen?«

»Sie sind so klug, wie Sie schön sind, Fräulein Marie,« fuhr er einschmeichelnd fort; »darum wächst meine Bewunderung für Sie mit jedem Tage. Einige Dankbarkeit hoffe ich mir erworben zu haben.«

Marie machte ihm eine stumme Verbeugung.

»Die Frau Präsidentin,« flüsterte er, »wird einen treuen Freund nicht verstoßen, der den höchsten Antheil an ihrem Lebensglücke nimmt.«

Sie sah in mit einem durchdringenden Blicke lächelnd an.

»Nehmen Sie meinen tiefsten Dank,« sagte sie, »der Herr Präsident wird mir beistimmen.«

»O, gewiß!« fuhr er fort, »wir werden für sein Wohl und seine Ruhe sorgen, die er durchaus sichern will. Rechnen Sie fest auf mich, Ihre glänzende Zukunft ist mein innigstes Verlangen. Alles steht zum besten, in wenigen Tagen hoffe ich Ihnen den Beweis zu liefern. Der Herr Präsident, so schwer es ihm vielleicht auch werden möchte, wird zu Ihren Füßen liegen.«

Mit einem bedeutungsvollen Anstarren versuchte er nochmals ihre Hand zu nehmen; aber sie trat zurück, und ihren Kopf hoch hebend sagte sie:

»Ich danke Ihnen nochmals verbindlichst, Herr Regierungsrath von Wolters. Empfehlen Sie mich dem Herrn Präsidenten, es ist mir eine süße Beruhigung, zu hören, daß er sich wohl befindet. Dafür zu leben, wird meine Aufgabe sein. Sie haben den Herrn von Trifels besucht?

Er hat einen wunderschönen englischen Reisewagen gekauft, da er mit seiner jungen Frau ganz allein reisen will.«

»Eine Reise zur Seligkeit!« rief Herr von Wolters, »möge sie ihm bekommen. Mein gnädiges Fräulein,« setzte er dann im Tone der feinsten Höflichkeit hinzu, »ich werde dem Herrn Präsidenten Ihre Aufträge überbringen und ihm sagen, mit welcher Sehnsucht Sie ihn erwarten.«

»Sagen Sie ihm,« erwiderte das junge Mädchen, »daß ich nie aufhören werde, an ihn zu denken. – Ihre unterthänige Dienerin, Herr von Wolters.«

»Die schlaue Hexe!« murmelte der Regierungsrath, als er sich auf der Straße befand. »Kalt wie Eis, ohne alle Leidenschaft. Von Herz ist so wenig bei ihr die Rede, wie bei mir, sie ist im Stande, mich auszulachen. Ich glaube wirklich,« fuhr er dann lachend fort, »sie giebt dem alten Pinsel alles, was sie geben kann, für seinen Namen, für schöne Kleider nebst allerlei Behängen und bildet sich ein, das sei Liebe. Sind aber nicht die Meisten wie diese, und ist es nicht Thorheit, mehr zu verlangen? Er freilich, er verlangt wirklich noch mehr, was seiner Phantasie alle Ehre macht; doch diese wird ein Ende nehmen, und wenn ich gelegentlich etwas dazu beitragen könnte, verspüre ich einige Lust dazu.«

Unter solchen Gedanken ging Herr von Wolters weiter, und seine Betrachtungen vertieften sich nach und nach immer ernsthafter. Er war in keiner angenehmen Laune, und indem er an die verschiedenen Personen dachte, mit

denen er zu thun hatte, lag die größte spottende Verachtung in seinen Blicken.

»Was kümmern sie mich!« sagte er, »mögen sie ihre Narrheiten auf den großen Jahrmarkt tragen, so viel es ihnen beliebt. Was ich thue, thue ich für mich; wenn ich ihnen zu dienen scheine, dienen sie mir. Dieser armseelige Präsident soll mir die Castanien aus dem Feuer holen, was weiter geschieht, ist dann seine Sache. Für reelle Vortheile, sagt Herr Niedlich, muß man leben, was aber diesen langohrigen, zudringlichen Schuft betrifft . . .«

Hier hielt Herr von Wolters inne und lächelte mit vieler Freundlichkeit, denn Herr Niedlich kam ihm entgegen und befand sich nur wenige Schritte von ihm.

Die Begrüßung des Agenten war sehr vertraulich; ohne Umstände nahm er den Regierungsrath beim Arm und bat ihn um seine Begleitung.

»Sie gehen doch nichts um,« sagte er, »Herren wie Sie haben immer Zeit und suchen diese los zu werden, bei mir ist Zeit Geld, darin bin ich ein Republikaner.«

»Sie sollten auswandern,« erwiderte Wolters.

»Auswandern!« lachte Herr Niedlich, »o ich denke nicht daran. Ein verflucht gescheidtes Volk, diese Amerikaner, jeder Einzelne ist da ein Heinrich Niedlich, jeder sagt: EETime ist money, und macht Geld aus jedem Dinge. Sehen Sie, bester Freund, das ist der Unterschied zwischen dort und hier. Hier verstehen die Meisten nichts von dieser Sache, darum kommen die, welche es verstehen, am besten fort. Also bleibe im Lande und nähre Dich

redlich. So lange es so viele Nichtsthuer und Müßiggänger bei uns giebt, werden ordentliche Leute immer ihr gutes Auskommen haben. – Was ich Ihnen aber sagen wollte,« fuhr er fort, »ich komme so eben vom Präsidenten. Er hat ganz offen, väterlich mit mir gesprochen, geradezu gefragt, ob ich Fräulein Emma heirathen wollte.«

»Sie haben Sich doch bereit erklärt?«

»Versteht sich,« sagte Herr Niedlich, »ein so reelles Anerbieten kann nicht ausgeschlagen werden. Wenn der Präsident sagt: Heirathen Sie, Niedlich, ich werde dafür sorgen, daß Sie mit Ihrer Frau zufrieden sind, so ist das Geschäft abgeschlossen.«

»Aber die liebenswürdige Emma? Wird sie den Schlußzettel unterschreiben?«

»Alles abgemacht,« lachte Herr Niedlich, »jeden Morgen jetzt ein Blumenstrauß. Sie ist selig, wenn sie mich kommen sieht, denn es ist ihr noch nie widerfahren, und sie hat es gewünscht, das hat sie mir gestanden. Alles in Ordnung, bester Regierungsrath. Kosten zwar nicht unbedeutend, aber das Gewinn-Conto offen.«

»Edler Niedlich!« sagte Herr von Wolters, »ich wünsche Ihnen so viel Glück, wie Sie verdienen.«

»Jedem, was er verdient!« antwortete Herr Niedlich pfiffig lachend. »Wie steht es aber mit dem ungebildeten Menschen dem Trifels? Stellen Sie Sich vor, er thut, als sieht er mich nicht, und es ist lauter Lust und Herrlichkeit im Hause nach wie vor.«

Er richtete seine lauernnden Blicke auf den Regierungsrath; allein dieser hatte keine Lust, ihm etwas zu offenbaren.

»Das freut mich,« sagte er, »ich glaube auch, daß er Ursache dazu hat, so froh zu sein.«

»Es ist merkwürdig, Jeder ist froh,« fiel Herr Niedlich ein. »Sehen Sie da, sehen Sie hier!«

Er stieß seinen Begleiter an, der sich seitwärts wandte, wo Andreas Herzberg so eben vorüber schritt, und wirklich war das sonst so düstere und verschlossene Gesicht des jungen Künstlers heute so hell und lebenswarm, wie es Herr Niedlich nie gesehen hatte. Er sah auch ordentlicher aus, als es sonst der Fall war. Sein Gang war leicht, sein Körper aufgerichtet, am Rocke trug er lange, weiße Manchetten, und weiße Handschuhe an den Händen. Als er dicht bei seinen Widersachern war, schien er diese erst zu erkennen. Seine dunkeln, großen Augen erhielten einen eigenthümlichen Glanz, und um seine Lippen schwebte ein kühnes und stolzes Lächeln.

»Ich glaube, er hat das große Loos gewonnen!« rief Herr Niedlich erstaunt. »Haben Sie gesehen, mit welcher Verachtung er auf uns herunter sah?«

»Ich habe es gesehen,« erwiderte Herr von Wolters, »lassen Sie ihm seine schönen Träume, theurer Niedlich; gönnen Sie allen unseren Freunden überhaupt ihr Glück. Denken wir nur an uns selbst.«

»Ein weises Wort!« schrie der Agent, »überaus weise! Aber es ist doch eine Schande, daß ein Mensch, der kaum das liebe Leben hat, uns auslachen kann.«

»Vielleicht lacht er morgen schon nicht mehr,« erwiderte Wolters. »Lachen ist überhaupt kein Zeichen wahrer Bildung, Herr Niedlich. Der Naturmensch lacht und weint um jede geringe Erregung, um jeden Schein von Freude oder Leid; je höher die Cultur, um so mehr weiß man sich zu beherrschen.«

»Sehr wahr! ganz empfunden, wie ich! Ein großer Gedanke!« sagte Herr Niedlich, indem er sich bemühte, tief-sinnig ernsthaft auszusehen. »Mit des Geschickes Mächten ist kein sicherer Bund zu flechten, sagt Göthe.«

»Und das Schicksal schreitet schnell,« fügte der Regierungsrath hinzu. »Das dürfen wir nie vergessen, würdiger Freund. Lesen Sie Zeitungen?«

»Versteht sich!« rief Herr Niedlich beleidigt, »Zeitunglesen gehört zur Bildung. Ich lese die Post, sie hat den besten Cours-Bericht, ist ausgezeichnet!«

»Lesen Sie die nächsten Tage etwas mehr als den Cours-Bericht. Sie finden vielleicht etwas, das Sie interessiert.«

»Was denn?« fragte Niedlich neugierig.

»Selbstbeherrschung ist die höchste Bildung,« erwiderte der Regierungsrath mit seinem spottenden Lächeln und jenem Blick unter den Brillengläsern hervor, den Herr Niedlich niemals leiden konnte. Herr von Wolters verbeugte sich dabei vor ihm mit ausnehmender Höflichkeit, bedauerte, ihn verlassen zu müssen, und entfernte sich.

»Wenn es etwas Gutes ist, was er im Sinne hat, will ich aufgehängt werden!« sagte Herr Niedlich zu sich selbst.

»Aber fein gebildet ist er, man muß sich vor ihm in Acht nehmen. Fräulein Emma kann ihn nicht leiden, das ist gewiß, und ins Haus soll er uns weiter nicht kommen. Ich kann ihn eigentlich auch nicht leiden, also stimmen wir auch darin überein. Schöne Seelen stimmen immer überein.«

Herr Niedlich verdoppelte seine Schritte, es kam ihm so leicht Niemand im Gebrauch seiner Füße gleich, während er aber wie ein Windhund seinem Geschäft nacheilte, um das Versäumte einzuholen, denn Herr von Wolters ging aristokratisch langsam, sah er abermals nach kurzer Zeit Andreas Herzberg vor sich, der mit Reinhold sprach, und ihm die Hand schüttelte, Herr Niedlich ging an ihnen vorüber und hörte ganz deutlich, wie der Arbeiter sagte:

»Ich übernehme das Geschäft und werde Meister, eben habe ich mich gemeldet.«

Darauf antwortete der Musiker:

»Ich komme von dem Intendanten. Er hatte mich rufen lassen. Alles gut, Reinhold.«

Herr Niedlich konnte nichts mehr hören, als er sich aber noch einmal umsah, begegnete er wieder dem stolzen Lächeln und dem verächtlichen Nachschauen des Menschen, den er so oft gedemüthigt hatte, und er fühlte, wie er sich dabei ärgerte.

»Wart,« sagte er, »schlecht soll es Dir gehen, oder es ist kein Gott im Himmel! Eh! und der Andere will Meister werden, will's Geschäft übernehmen?« fuhr er fort. »Alle Wetter! wie wird es denn da mit dem Hause? Ich muß mit dem Präsidenten sprechen, das Haus muß ich haben.

Er soll mir das Haus verschaffen, das soll sein Hochzeitsgeschenk für meine Frau sein.«

DRITTES CAPITEL.

Am Tage vor der Hochzeits-Feier des Freiherrn von Trifels waren alle nothwendigen Vorbereitungen beendet. Der Präsident hatte nach der Sitte ein Fest veranstaltet, das mehrere Tage vorher schon die Verwandten und Freunde der Familie, der Braut und des Bräutigams zum letzten Male vereinigte und an die Stelle des herkömmlichen Polterabends trat. Es war mit allem möglichen Glanze begangen worden; am Hochzeitstage sollte dagegen die Trauung nur vor wenigen Zeugen im Saale Statt finden, dann der Wagen schon bereit stehen, der das junge Paar sofort in die Weite führte.

Von mehreren Seiten war dagegen protestirt worden, allein Trifels wollte es so, Hedwig fand es poetisch und romantisch, und der Präsident hatte endlich auch nichts dagegen.

Trifels war an jenem Nachmittag bei ihm in seinem Cabinet; er hatte ihn dazu eingeladen, um vertraulich zu plaudern, was längere Zeit geschah. Der Reiseplan wurde besprochen, Herr von Landau that manche Fragen über den Aufenthalt in verschiedenen Hauptstädten und über die endliche Rückkehr; aber er erhielt nur unbestimmte Antworten.

»Wir sind ja durch nichts gefesselt,« sagte Trifels, »ich bin in Wahrheit jetzt ein Freiherr. Wo es uns gefällt, werden wir bleiben, bis es uns nicht mehr gefällt.«

»Und wenn es Ihnen nirgend gefällt?« fragte der Präsident lächelnd.

»So gehen wir weiter und suchen das Paradies.«

»Mein lieber Eduard,« sagte Herr von Landau, »wer das Paradies suchen soll, wird es schwerlich finden. Sie müssen sich einen festen Plan machen, ein festes Ziel setzen.«

»Mein Ziel ist, zu vergessen, daß es überhaupt ein Ziel giebt,« erwiderte Trifels. »Flüchtig ist die Zeit und flüchtig das Leben. Die Italiener haben ein altes Sprüchwort: ›Wer froh lebt, lebt lange.‹ So ist es denn mein einziges Ziel und Streben, lange, das heißt froh zu leben.«

»Und womit wollen Sie das erreichen?«

»Indem ich alles Grübeln, Dichten und Trachten verbanne und auf dem Strom des frischen Lebens, meine theure Hedwig im Arme, mich von immer neuen Wellen tragen lasse.«

»Sie wollen also genießen? Genuß ist die Würze des Lebens. Hedwig liebt den bunten Wechsel der Zerstreuungen; doch Sie ... «

»Ich liebe ihn auch, ich weiß nichts Reizenderes.«

»Und wenn wir zurückdenken an die Tage unserer Jugend,« erwiderte der alte Herr, indem er sich bequem in die weichen Kissen lehnte, »so ist doch Alles nichts, als Schaum und Blasen. Es giebt nichts Bleibendes, nichts Ewiges.«

»Jeder sehe also zu, wie er sich tröste.«

»Aber dieser Trost kommt am sichersten, indem wir mit dem Endlichen in uns zu einem letzten Abschluß

kommen. Keine zu hohen Ansprüche machen, nicht zu viel verlangen, dagegen Sorge tragen, uns mit dem Erreichbaren zu befriedigen.«

»Und was erreicht man?« fragte Eduard von Trifels.

»Man schüttelt nicht ohne Schmerzen die Aepfel vom Baume der Erkenntniß,« antwortete Herr von Landau, »allein es fallen doch auch sehr reife, süße ab, wenn man nur das Schütteln versteht. Die Hauptsache bleibt, mein lieber Trifels, daß man sich niemals den Magen verdirbt, daß man immer sich sagt: Du mußt Dich begnügen, mußt Dein Leben schön und ruhig machen, es für Dich ausbeuten und ausfüllen. So erreicht man das wahre menschliche Glück, genießt es bis an sein Ende.«

»Bis ans Ende,« wiederholte der Freiherr lächelnd.
»Und dann?«

»Nur nicht an dem großen Geheimniß rütteln wollen!« rief Herr von Landau. »Alle Narren und alle Weisen haben ist damit abgeplagt; was weiß man nicht von Sokrates, von Cato, von Cicero und Seneca und von zahllosen alten und neuen Philosophen, und was hat Einer herausgebracht? Nichts, mein Lieber, nichts! – Heitere Lebensanschauung, richtiges Verständniß des Lebens, ein gewisser guter Glaube, daß Alles, was ist, durchaus so sein muß, und daß man dieses Alles einmal besser einsehen werde, als man es jetzt vermag, bis es dahin kommt, es aber am besten sei, sich gar nicht darum zu kümmern, das ist die Grundlage unseres Wohlergehens auf Erden.«

»Man muß vergessen,« sagte Trifels, »Vieles vergessen; diese schöne Absicht habe ich auch.«

»Man muß das Leben nehmen, wie es ist, frisch zu-
langen, so vergißt man am besten und bekommt den
nothwendigen Egoismus. Lachen Sie nicht, mein theurer
Eduard, man muß egoistisch sein, sonst zerfällt man mit
sich. Ich bin ein Mann, der Manches schon erprobt hat,
kenne die Enthusiasten und Ideologen. Es sind oft die
edelsten und trefflichsten Menschen, aber ihre Schwär-
merei macht sie unglücklich; sie kränken und verderben
an ihren hochherzigen Einbildungen. Ich muß Ihnen be-
kennen,« fuhr er fort, »daß es mir nicht lieb ist, daß Sie
aus dem Staatsdienste gehen. Sie hätten bedeutende Car-
rière machen können; eine ehrgeizige Thätigkeit ist ein
mächtiger Lebensreiz.«

»Sprechen wir über nichts,« erwiderte der junge
Mann, »was abgethan ist. Ich sehe darin kein Heil für
mich; das mechanische Einerlei ist qualvoll; freudig ha-
be ich es von mir gestreift und meine letzte Feder zer-
stampft.«

»Aber ohne diesen Mechanismus des Lebens,« fiel der
Präsident ein, »ist es nicht möglich, sich die sichern-
de Ausdauer zu verschaffen, durch welche die ganze
menschliche Gesellschaft Gestalt und Form gewinnt. Die-
ser Mechanismus ist der feste Kitt, welches das Leben
überhaupt ertragen läßt, Jedem sein fesselndes Band
giebt, das ihn mit der großen Maschine verbindet. Der
Hirt, der Pflüger, der Handwerker, wie der Fürst, keiner
darf sich losreißen; die Natur, Gott, hat es so eingerichtet.
Es liegt ein Frevel darin, wenn man den Mechanismus
verachtet, der Jeden seine Thätigkeit lieben lehrt und

ihm die Energie giebt, sich seine Ruhe und sein Glück dadurch zu schaffen.«

»Ich verachte diesen Mechanismus nicht, allein ich kann ihn nicht gebrauchen,« sagte Eduard. »Lassen Sie mich bei meinem Vorhaben, ich kann daran nichts ändern.«

»Ich weiß nicht, wie wir auf alle diese Dinge kommen! Aber Sie werden mir doch noch Recht geben,« entgegnete Herr von Landau. »Reisen Sie denn, bis Sie überdrüssig sind: meine väterlichen Wünsche sollen Sie begleiten. Nur Eines bleibt noch zu unserer allseitigen Beruhigung – die Ehepacten.«

Trifels antwortete nicht sogleich, er schien ein Befremden zu unterdrücken.

»Finden Sie dergleichen denn nöthig?« fragte er zuletzt.

»Hedwig bringt Ihnen allerdings kein eigentliches Vermögen zu, selbst ihr Muttergut wünschen Sie nicht sogleich,« fuhr Herr von Landau fort. »Bei Ihrer Liebe zu dem theuren Kinde werden Sie mir jedoch beistimmen, daß es gewiß auch Ihr Wille ist, für alle möglichen Fälle sich zu sichern.«

»Sie haben Recht,« sagte Eduard nach einem kurzen Schweigen. »Wie aber sichern? Was meinen Sie?«

»Ich glaube in Ihrem Sinne die Verhältnisse aufgefaßt und punctirt zu haben. Sehen Sie Sich das an, lieber Trifels.«

Er griff auf sein Bureau hinüber und nahm aus einem der Fächer einen Bogen, den er in des Bräutigams Hände

schob, der sich bemühte, eben so unbefangen zu scheinen und sein heiteres Gesicht zu bewahren, wie Herr von Landau. Trotz dessen aber beobachteten sich Beide, und während sie einige scherzende Worte über die Sicherheits-Acten ehelicher Zärtlichkeit wechselten, lauerte darunter ein Unmuth, der schnell genug sich geltend machte, als Trifels die Schrift überflog.

»Sehr gut,« sagte er. »Sie haben Alles wohl erwogen. Ich bestreite aus meinem Vermögen die gesammten Kosten und Ausgaben des Haushaltes – das versteht sich – habe keinerlei Ansprüche auf einen Zuschuß aus dem Vermögen meiner Frau zu machen – ohne Zweifel nein. Dieses bleibt ihr gesichert, sie hat allein darüber für alle Zeit zu disponiren. Ich mache keinen Anspruch. – Im Fall einer Trennung der Ehe,« – fuhr er dann mit erhöhter Stimme langsam fort, »habe ich die Summe von fünfzigtausend Thalern zu zahlen. Das finde ich äußerst billig.«

»Dahin wird es natürlich niemals kommen, es ist bloße Form,« schaltete Herr von Landau ein.

»Nein, gewiß nicht; aber Sie haben Recht, man muß sich vorsehen. Doch hier der letzte Punkt dieses billigen und vorsichtigen Contractes: Im Fall der Freiherr von Trifels stirbt und keine ehelichen Erben vorhanden sind, erklärt derselbe hiedurch unwiderruflich, seine Ehefrau Hedwig von Landau zur Universal-Erbin seines gesammten Vermögens.«

Er ließ das Blatt sinken und sagte, sich verneigend:

»Das ist etwas zu viel, theurer Herr Präsident, mehr vielleicht, als ich gewähren kann, aber sehr bestimmt

ausgedrückt. Darf ich um Ihre Gründe fragen, welche diese Ehepacten zu meinem Testament machen?»

»Aber, lieber Eduard,« lächelte der alte Herr, »Sie scheinen Sich zu ereifern! Ich habe keine anderen Gründe, als das Glück meines Kindes, das ich Ihnen anvertraue. Dieses Gefühl allein leitet mich, und wenn Sie Alles bedenken, so – müssen Sie mir beistimmen.«

»Worin, Herr von Landau?»

»In meiner Vorsicht, die alle möglichen Fälle in Betracht zieht. Es ist mir sehr peinlich, darüber mich weiter erklären zu sollen.«

»Ich bitte darum!« sagte Trifels erregt. »Besondere Vorsichtsmaßregeln müssen besondere Gründe haben.«

»Wir wollen als Freunde und Verwandte ruhig und freundlich darüber sprechen,« begann Herr von Landau nach einigem Besinnen. »Sie sind mir werth, sehr werth. Sie müssen das wissen, ich würde sonst nimmer meine Einwilligung so leicht gegeben haben. Auch Ihr Vater war mir werth.«

»Ich würdige das Alles, erkenne Alles,« fiel Eduard von Trifels ein. »Sie nahmen sich meiner in jeder Beziehung liebenswürdig gütig an.«

»Nicht ganz ohne Absicht,« fuhr der Präsident fort, »habe ich Ihnen so eben einige Andeutungen gemacht, welche Ihre Wohlfahrt betreffen. Sie sind mit so vielen trefflichen Eigenschaften begabt, allein es fehlt Ihnen etwas – ja, etwas, theurer Eduard, um dessentwillen ich zuweilen heimlich zittere.«

»Was fehlt mir denn?« fragte Trifels, sein schönes, stolzes Gesicht aufhebend.

»Die innere Ruhe, die Verständigung, Versöhnung mit dem Leben,« sagte Herr von Landau mit gedämpfter Stimme, indem er seine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte und ihn scharf ansah. »Ihre Heiterkeit beruhigt mich nicht, meine Sorge wird nicht dadurch geringer.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar,« erwiderte der Freiherr lachend. »Sie haben mich öfter schon gefragt, was mir fehle. Aber in Wahrheit, mir fehlt nichts. Ich sehe heiter in meine Zukunft, die mir jede Versöhnung verheißt. Sind das Ihre Gründe, so fallen sie zu Boden.«

»Sie fallen nicht zu Boden, ich bleibe dabei. Der Himmel schenke Ihnen ein langes, frohes Leben – allein wir sind Alle Wesen, die plötzlich enden können.«

»Ich habe eine ganz vortreffliche Gesundheit,« sagte Eduard, sich aufrichtend.

»Die besaß Ihr Vater auch,« antwortete der Präsident leise, »und doch starb er in einer Nacht. Auch Ihr Bruder war ein Bild der Gesundheit; heiter wie Sie es sind, ging er fort, und man brachte ihn als Leiche zurück.«

»Sie fürchten also,« sagte Trifels ohne ein äußeres Zeichen von Unruhe oder Ueberraschung kund zu geben, »daß ich ebenfalls so – so schnell und zufällig enden könnte, wie – wie dies leider in meiner Familie öfter vorkam.«

»Zufällig?« fragte Herr von Landau langsam, indem er das Wort nachdrücklich betonte. »Wir wollen nicht weiter daran rühren, nichts mehr davon! Allein fragen Sie Sich nun noch einmal, ob ich Gründe haben kann, die Zukunft meiner Tochter mit einigen Vorsichtsmaßregeln zu sichern.«

Das Dämmerlicht des Abends erlaubte dem Präsidenten nicht, mit aller Schärfe zu beobachten; was er jedoch sah, reichte hin, ihn bestürzt zu machen. Wie vom Leben verlassen, saß Trifels jetzt vor ihm. Sein Gesicht schien grau und blutlos, seine Augen tief in ihre Höhlen zurückgezogen. Es war, als ränge er mit einem Lachen, das, auf seinen Lippen erstarrt, sich in einen ungeheuren Schmerz verwandelt hatte.

»Mein Gott!« rief Herr von Landau, »erholen Sie Sich, es ist ja nichts. Denken wir nicht mehr daran. Sie sind jung, voll geistiger Kraft, gesund an Leib und Seele!«

»Hedwig!« murmelte Trifels dumpf hervor.

»Kein Wort weiß sie und soll auch nie etwas erfahren,« fiel der Präsident ein. »Beruhigen Sie Sich, theurer Eduard. Lassen wir jene schrecklichen Zufälle begraben sein, da wir nichts daran ändern können. Den Lebenden gehört die Welt: Und das Leben liegt reich und schön vor Ihnen. Setzte ich nicht die liebevollsten Erwartungen in Ihren klaren Geist und Verstand, würde ich dann Hedwig mit Ihnen verbinden wollen?«

»Sie haben vollkommen Recht,« erwiderte der Freiherr, indem er mit einer ungeheuren Anstrengung sich

aus seinem lethargischen Zustande riß. »Die unglücklichen und zufälligen Begebnisse in meiner Familie sind so schmerzhaft Erinnerungen, daß man sie möglichst unberührt lassen muß; was aber mich selbst betrifft, so danke ich Ihnen aufs Herzlichste für Ihr Vertrauen. Ich werde es rechtfertigen; ich liebe Hedwig und werde innig geliebt. Diese Liebe füllt meine ganze Seele mit Glück und Frieden. Das ist meine Verständigung, meine Versöhnung mit dem Leben. Ich habe Alles erreicht, was Sie fordern!«

»So sind wir ganz einig!« rief der Präsident, ihn umarmend. »Wollen Sie denn aber durchaus gleich morgen mit Hedwig fort? Die Tage sind noch rauh, es ist kaltes Wetter. Bleiben Sie noch vier Wochen bei mir, bis der Frühling aufwacht.«

»Wenn man den Frühling in seiner Brust trägt, die Nachtigallen dort sehnsüchtig schlagen,« erwiderte Eduard »so muß man sie nicht erwarten.«

»Mag es denn sein, um so eher kehren Sie zurück. Also um fünf Uhr die Ceremonie und ein rascher Abschied. Mit meinem Notar werde ich heute noch sprechen, er soll den Contract in die gesetzlichen Formen bringen, so daß wir ihn vor dem feierlichen Act unterzeichnen können.«

»Ah, der Contract!« rief Trifels, »ich hatte in beinahe vergessen. Gut; lassen Sie mich mit Hedwig sprechen. Ihren Wünschen werde ich nachkommen, so viel ich vermag; nur in Betreff der letzten Clausel kann ich nicht unbedingt beistimmen – ganz aufrichtig gesagt, zunächst meines Veters wegen.«

»Da giebt es allerdings einige Bedenken,« erwiderte der Präsident; »inzwischen ließe sich wohl dagegen sagen, daß bei einer Heirath die Verwandten zurück stehen müssen. Sprechen Sie jedoch mit Hedwig, es wird gut sein; ich glaube, sie wird Ihnen das Beste rathen und – da ist sie schon.«

In der That steckte die Braut ihr glückliches Gesichtchen ins Zimmer und rief dann strafend:

»Wahrhaftig, da sitzen sie beide, der Papa und der Herr Schwiegersohn, und treiben Politik, oder anderes unnützes, langweiliges Zeug!«

Ein gemeinsames Gelächter folgte dieser Anrede.

»Du hast immer Recht,« sagte Trifels. »Wo Du nicht bist, fehlt der Genius, der uns die goldene Schale reicht.«

»Daran möchte ich zweifeln,« erwiderte sie, »denn einen Genius empfängt man nicht mit dem Ausrufe: Da ist er schon!«

»Wir hätten ausrufen sollen: Endlich kommt er! endlich ist er da!« fiel der Bräutigam ein.

»Leichte Entschuldigung!« sagte sie. »Sprich die Wahrheit, Eduard, was habt Ihr über mich geredet?«

»Du sollst ein Richter in Israel sein,« begann der Präsident lachend. »Laß Dir den Fall vortragen und sei weise, mein Kind, weise, wie eine gewisse Porzia, die sich den Bräutigam zu sichern wußte, dem Antonio sein Fleisch und Blut und der schönen Jessica die ganze Erbschaft erhielt.«

»Und Papa Shylock wurde angeführt!« lachte Hedwig dem Präsidenten nach, der sich entfernte. – »Was giebt

es zu richten, Eduard? Ich fühle meine Weisheit in jedem Nagel.«

»Es handelt sich um ein Document, von dem Du wahrscheinlich noch nichts gehört hast,« sagte er, »das ich unterschreiben soll, als Beweis, daß ich Dich liebe.«

»Ein Liebes-Protocoll!« rief Hedwig. »Wir wollen es in Musik setzen.«

»Die Noten dazu sind schon vorhanden, allein ich glaube nicht, daß sie Dir gefallen.«

»Es käme darauf an,« sagte sie. »Klingen sie schlecht?«

»In meinen Ohren sind es Mißtöne, die alle Harmonie zerreißen.«

»Dissonanzen lassen sich auflösen, man muß nur den Schlüssel dazu haben,« lachte die Braut, »und dieser Schlüssel ist mein Herz.«

»Dein liebes, treues, edles Herz!« rief er freudig. »Was hat es mit ihrer klügelnden Vorsicht gemein! Ehepacten sollen wir unterschreiben, meine kleine Porzia; wenn ich falsch und treulos bin, soll ich Dir Geld dafür zahlen, und wenn ich etwa von Dir scheide auf Nimmerwiedersehen, soll meine Habe Dich darüber trösten.«

»Also die Ehepacten!« fiel sie ein, »nun verstehe ich. – Dergleichen ist doch gut; man kann darüber lachen, braucht sie aber nicht zu verwerfen.«

»Meinst Du?« fragte er.

»Es ist ein Liebesbeweis,« fuhr sie fort, »warum soll man sie dir nicht geben? hätte ich alle Schätze des Großmoguls, ich würde sie Dir mit Freuden verschreiben.«

»Und Du glaubst, darin könnte mir ein Trost liegen?«

»Ein Trost, das will ich nicht sagen, allein man muß doch alle Fälle bedenken und verständlich überlegen. Es ist ein Bändchen mehr, um Dich recht fest zu halten. Was kann Dich besorgt machen? Jage den schwarzen Schatten von Deiner Stirn, Eduard, ich kann ihn nicht leiden.«

»Verlangst Du denn ein solches Band?« fragte er, sie an sich ziehend.

»Warum nicht?« lachte sie. »Thu es, bester, theurer Eduard! Du mußt es thun! Ich habe auch meine Gründe!«

»Welche Gründe?«

»Ich will sehen, ob Du mich über Alles liebst.«

»Und das soll Deine Probe sein? – Wollen wir unsere Liebe auf den Geldmarkt bringen, so muß ich Dir sagen, daß auch ich verständig überlegen muß und nicht leicht hin mein gesammtes Vermögen Dir überlassen kann.«

»Das heißt,« sagte Hedwig, sich kälter aufrichtend, »Du hast auch Andere zu bedenken?«

»Ja.«

»Die Dir werther, theurer sind?«

»Kannst Du das denken?« fragte er schmerzlich leise.

»Ich will es nicht denken,« fiel er ein, »aber sage mir, wen Du damit meinst.«

»Zunächst ist mir dieses ganze Verfahren nicht genehm,« sagte er; »dann aber habe ich Verwandte, welche berechtigt sind, von mir zu glauben, daß ich zu ihren Gunsten Manches noch thun werde.«

»Du meint Wolters?«

»Ihn zunächst.«

»Dann beruhige Dich, bester Eduard! Wolters selbst hat mir gesagt, daß Alles, was mein Vater zu meiner Sicherheit thun wolle, seine volle Zustimmung habe.«

Trifels zog langsam seine Hand zurück. Plötzlich stand er auf und fing an zu lachen.

»Also Ihr habt darüber schon Verabredungen genommen und Euch verständigt?« rief er aus.

»Das haben wir, Alles ist abgemacht und nun wirst Du Dich nicht länger weigern. Willst Du unterschreiben? Willst Du folgsam sein?«

»Alles, Alles!« sagte er unter ihren Küssen. »Was ich närrisch war! Aber wer konnte das auch denken.«

»O, ich bin schlau!« lachte sie. »Du sollst es noch erfahren, was ich Alles weiß, und wie ich Dich plagen werde! Jetzt aber sollst Du belohnt werden, lieber, süßer Mann!«

Sie umschlang mit beiden Armen seinen Nacken und flüsterte ihm ins Ohr:

»Ich habe Dich aufgesucht, um Dir zu sagen, daß mein Brautkleid gekommen ist, auch der Kranz ist da. Das Töntchen will einsichtig zusehen, ob auch Alles sitzt und paßt, Du sollst mir sagen, ob ich Dir gefalle. Willst Du?«

»So komm, Du kluge, schöne Schmeichlerin!« rief der glückliche Bräutigam; »gieße alle Seligkeit Deiner Liebe und Schönheit über mich aus, daß ich vom Augenblick lebe und Alles vergesse, selbst daß es ein Morgen giebt!«

Das dunkelnde Zimmer blieb eine Zeit lang leer und still, dann trat der Präsident wieder herein, und ihn begleitete Herr von Wolters. Der Präsident sprach mit leiser Stimme, eben so leise antwortete ihm sein Vertrauter.

Herr von Landau berichtete dicht an dessen Ohr, was er gethan und was sich begeben hatte; der Regierungsrath hörte aufmerksam zu, ohne sich zu regen.

»Er nahm es im Ganzen besser auf, als ich dachte,« sagte Herr von Landau zuletzt; »nur einmal veränderte sich sein Gesicht so seltsam, ich möchte sagen, so entsetzlich, daß ich mich zu fürchten anfang.«

»Sie fürchteten wirklich?« fragte Wolters.

»Ja, wirklich,« antwortete der alte Herr, dem der spötelnde Ton nicht entging. »Ich sah einen so grausamen Schmerz in allen seinen Zügen, daß es mir unmöglich war, gleichgiltig zu bleiben.«

»Sie haben es ja in der Hand, Ihren edlen Gefühlen zu folgen,« versetzte der Regierungsrath. »Sprechen Sie mit ihm, lassen Sie Ihre Entschlüsse fallen.«

»Dazu ist es zu spät,« sagte der Präsident. »Auch wüßte ich allerdings nicht, warum ich mich zurückziehen sollte. Ich fordere, so weit ich zu sehen vermag, nichts, was ich nicht mit meinem Gewissen und meiner Ehre vertreten könnte.«

»Sie fordern einfach das, was Sie fordern müssen, um Ihre Wünsche erfüllt zu sehen.«

»Davon soll gar nicht die Rede sein, ich will meine Person völlig fern davon halten,« sagte Herr von Landau. »Nachdem ich aber einmal erfahren habe, welche schreckliche Manie in seiner Familie heimisch ist, so kann ich doch unmöglich mein Kind einem Menschen ohne alle Sicherheit anvertrauen, der im Stande wäre ... «

»Am Hochzeitstage zufällig sich beim Rasiren in den Hals zu schneiden oder einem geladenen Gewehre zu nahe zu kommen,« sagte Wolters.

»Still! hörten Sie nichts?« murmelte der Präsident, indem er seine zitternden Finger in die Schulter des Regierungsrathes drückte.

»Ich höre nichts,« erwiderte dieser; »aber mein bester Herr von Landau, Sie scheinen sehr erregt über etwas zu sein, das allerdings im Reiche der Möglichkeiten liegt, von Ihnen jedoch weder abgewandt, noch herbeigewünscht werden kann.«

»Gewiß nicht! nein, gewiß nicht!« rief Herr von Landau hastig.

»Sie haben ihm durch diese Ermahnungen einen heilsamen Schrecken eingejagt und dabei jedenfalls das Beste beabsichtigt.«

»Ganz recht, ganzrecht!« flüsterte der Präsident.

»Wenn er somit etwa wirklich wahnsinnig genug wäre, seinem Vater und seinem Bruder nachzufolgen, statt die Ehepacten zu unterzeichnen, so würde Ihre ahnende Voraussicht glänzend gerechtfertigt sein.«

»Aber er will unterzeichnen; er lachte herzlich darüber, daß Sie mir beigestimmt hatten.«

»Er lachte also?« fragte Herr von Wolters. »Und was thut er jetzt?«

»Ich glaube, er lacht noch,« erwiderte der alte Herr. »Er ist in der prächtigsten Laune, lauter Liebe, Glück und Possen! ich habe ein Weilchen zugehört. Was halten Sie davon?«

»Ich hoffe das Beste.«

»Das Beste? Was nennen Sie das Beste?«

»Erschrecken Sie nicht darüber,« sagte der Regierungsrath, mit dem Uebergewicht seiner heuchlerischen Ironie, »ich meine das Beste in unserm Sinne. Verlassen Sie Sich darauf, theuerster Herr von Landau, ich kenne dieses Lachen.«

»O!« seufzte der Präsident kaum hörbar, »es wäre sehr traurig und schrecklich.«

»Höchst traurig und schrecklich!« wiederholte sein Nachbar.

Einige Minuten lang standen sie schweigend neben einander. Es war so finster, daß sie nichts sehen konnten, als die Umrisse ihrer Gestalten.

»Ich habe gethan, was ich mußte,« flüsterte Herr von Landau.

»Das haben Sie gethan,« antwortete Wolters.

»Und kann mir keinen Vorwurf machen.«

»Nicht den geringsten.«

»Aber dennoch – wenn ein Unglück geschähe – mein armes Kind!«

»Eine so schöne und lebenswürdige junge Dame würde den größten und allgemeinsten Antheil erregen. In einiger Zeit würde ihr heiterer Sinn zurückkehren; ich selbst, theuerster Herr von Landau, würde Alles aufbieten, ihr Trost zu geben und neues Lebensglück zu bringen.«

»Ja, Sie – Sie!« sagte der Präsident, seine Hand in der Dunkelheit fassend, »ich zähle ganz auf Sie. Sie würden sein Erbe sein,« murmelte er.

»Den besten Theil dieser Erbschaft hätte ich von Ihnen zu erwarten.«

»Still davon! still, lieber Freund! Ach, wir sind alle arme Sünder! Kommen Sie mit mir hinüber, wir wollen die trüben Gedanken vergessen.«

»Es ist besser, wenn ich mich Ihnen empfehle,« erwiderte Herr von Wolters. »Ich gehe die kleine Treppe hinunter und verschwinde.«

Nach einigen Einwendungen ließ es der Präsident geschehen.

»Auf morgen also!« sagte er.

»Zwischen heute und morgen liegt eine Nacht!« erwiderte Wolters, und bei dem scharfen Tone dieser Stimme, die durch das ganze Zimmer zu bringen schien, blickte Herr von Landau scheu nach allen Seiten. »Lassen wir Alles – Alles, wie es Gottes Wille ist,« äußerte er, »wir können nichts dazu thun.«

»Nichts, als ruhig schlafen. Aber noch Eines. Tausend zärtliche Grüße von jemand, der mich beauftragte, Ihnen zu sagen, daß er Tag und Nacht nur an Sie denkt.«

»O, das liebe, theuere Kind!« rief Herr von Landau. »Wann endlich werde ich es wiedersehen können!«

»Morgen schon vielleicht, oder nächstens, doch gewiß, wenn – ich die Erbschaft angetreten habe,« erwiderte Wolters, indem er hinausschlüpfte.

Der Präsident trat ans Fenster und sah auf die Straße hinaus. Er legte die Stirn an die kalten Scheiben und dachte lange nach. Es war ein unheimliches Gefühl in ihm, das mit aller Anstrengung sich nicht bewältigen lassen wollte. Er stellte sich vor, daß er nichts thue, als was jeder Vater an seiner Stelle thun würde und thun müsse; aber die innere Stimme, die sich nicht unterdrücken läßt, machte immer neue Einwendungen, und vor seinen Augen entwickelten sich allerlei schreckliche Bilder, welche von seinen Gedanken begleitet wurden.

»Ich wollte,« sagte er endlich hastig, die Worte über seine Lippen stoßend, »daß ich es so nehmen könnte, wie dieser Wolters, der so ruhig dabei bleibt, wie ein Eisblock. Ein fatales Lachen, ein fataler Mensch! Aber er – er allein – kein Anderer kann helfen. Wenn er mein Schwiegersohn wäre, er würde mein Glück niemals stören, und Hedwig – Hedwig würde versöhnt, Alle würden damit versöhnt werden. Meine Zufriedenheit, meine Ruhe stört allein dieser unglückliche Mann, der – der doch seinem Schicksal verfallen ist, somit muß ich thun, was ich thue.«

Ein heller Schein, der ins Zimmer fiel, machte, daß er sich umwandte. Er erblickte Fräulein Emma, die mit einer Lampe in der Hand hereintrat.

»Wie!« fragte Fräulein Emma, »Sie sind hier ganz allein?«

»Ja, mein bestes Töntchen,« antwortete er. »Wer sollte bei mir sein?«

»Sie sehen so nachdenklich und erhitzt aus, als hätten Sie Sich mit schweren und unheilsvollen Dingen beschäftigt.«

»Sie sind lebhaft in Ihren Einbildungen,« erwiderte er lächelnd; »indeß haben Sie in so fern Recht, daß ich wünschte, der morgende Tag wäre vorüber.«

»Das wünschte ich auch! War Herr von Wolters hier?«

»Warum fragen Sie nach ihm?«

»Ich sah ihn über den Corridor gehen. Wenigstens glaube ich, daß er es war.«

»Sie haben Sich getäuscht,« antwortete er nach einem augenblicklichen Besinnen. »Was aber Sie betrifft, liebes Töntchen, so glaube ich gern, daß Sie wünschen, ein paar Tage älter zu sein, wenn auch bei Damen sonst solche Wünsche selten sein mögen.«

»Ich mache eine Ausnahme,« sagte Emma; »denn wirklich um jeden Preis möchte ich etwas älter sein.«

»Alles kommt zu seiner Zeit,« erwiderte der Präsident, vertraulich ihre Hand klopfend. »Stillen Sie ihre Sehnsucht. Die Frau Agentin Niedlich wird früh genug ihr eigenes Haus bewohnen. War er heute bei Ihnen?«

»Herr Niedlich? Allerdings; aber ich konnte ihn nicht anhören.«

»Grausames Töntchen! Er wird in Verzweiflung sein.«

»Er wird sich zu trösten wissen, und morgen . . . «

»Morgen werden Sie ihn entschädigen.«

»Ja, das will ich!« sagte sie, ihre hellen Augen so lebhaft aufhebend, daß ihre Augensterne doppelt so groß zu werden schienen.

»Ei, der Tausend, Töntchen!« lachte Herr von Landau, »Sie gerathen in Leidenschaft! Wir dürfen nicht weiter von diesem Gegenstande sprechen.«

»Ueberlassen Sie ihn mir, ich werde meine Sache mit ihm aufs Reine bringen,« erwiderte sie, an ihr klappern- des Schlüsselbund fassend. »Wollen Sie aber nicht jetzt den frohen Familienkreis vermehren?«

»Geht es lustig her?« fragte der Präsident.

»Herr von Trifels ist so voller Lust und Uebermuth, daß die allgemeine Heiterkeit kein Ende nimmt.«

»Das ist die Seligkeit der Liebe, Töntchen, die niemals endet! Auch wir wollen selig mit den Seligen sein.«

Damit nahm er ihren Arm und führte sie fort.

Es war nahe an Mitternacht, als der Bräutigam sich endlich entfernte, so lange hatte er diesen letzten Abend verlängert, und so schnell waren ihm die Stunden verflogen. Hedwig hing an seinen Worten mit ihren strahlenden, glücklichen Augen, es kam ihr vor, als hätte er nie so feurig, nie so zärtlich gesprochen, nie so schön ausgesehen. Hellere Roth färbte seine Wangen, und seine Stirn war durchsichtig klar. Entzückende, poetische Gedanken und eine Fülle liebenswürdiger Scherze und Schmeicheleien sprudelten von seinen Lippen; jeder Anregung wußte er die froheste Wendung zu geben, keine ernste Stimmung konnte aufkommen, vergebens blieben einzelne Versuche dazu. Zuweilen war es allerdings, als

ob er plötzlich ermatten wollte, und einige Male überdeckte eine eigenthümliche Blässe sein Gesicht, während er gewaltsam und tief Athem holte; allein im nächsten Augenblicke war Alles vorüber, und als hätte er der kleinen Zeit nur bedurft, um seine Kraft zu verdoppeln, so war er dann um so reicher an Frohsinn und glücklicher Reizbarkeit.

Endlich, nach zehn Versuchen zum Abschiednehmen, kam es zuletzt dazu. Hedwig hielt ihn an der Thür noch fest und flüsterte ihm zu:

»Du magst thun, was Du willst, Du wirst mich nicht mehr los. Bis ich Dich morgen wieder habe, wird meine Seele bei Dir sein und Dich behüten – und nun geh, geh und träume von mir. Küsse mich, Eduard! Was siehst Du mich an? so seltsam starr an?«

»Auf Wiedersehen, geliebte Hedwig!« sagte er, sie küssend.

»Verschlafen Sie die Zeit nicht!« rief der Präsident ihm nach.

»Sie sollen mit mir zufrieden sein,« erwiderte er lachend. »Gute Nacht! gute Nacht!«

In dem Vorsaale, wo er Hut und Mantel nahm, sah er Fräulein Emma plötzlich hereintreten.

»Der Bediente wartet an der Treppe,« sagte sie, »ich möchte jedoch, ehe Sie gehen, noch einige Worte mit Ihnen sprechen. Hier ist etwas, das Sie mitnehmen sollen, stecken Sie es ein.«

»Was ist es?« fragte er.

»Sehen Sie es an, wenn Sie nach Hause kommen,« erwiderte sie, indem sie ihm ein Pädchen gab, das mit einem rothen Faden zugebunden war. »Nun aber,« fuhr sie fort, »sollen Sie mir Ihr Wort verpfänden, daß Sie selbst es mir morgen pünktlich wiederbringen wollen.«

»Wenn ich es kann, soll es geschehen, liebes Töntchen.«

»Damit ist es nichts,« sagte sie, ihn ernst anblickend. »Was ein Mensch will, kann er auch. Ich gebe Ihnen da einen Talisman von wunderbarer Kraft. Tragen Sie ihn über Nacht auf Ihrem Herzen, so wird es gesund werden. Wenn Sie morgen kommen, werde ich mit Ihnen weiter sprechen; ich habe Ihnen Manches mitzutheilen, was Ihnen gut thun wird. Jetzt geben Sie mir Ihre Hand, ich gehe von Ihnen mit dem rechten Glauben.«

»Was glauben Sie denn, Töntchen?« fragte er lächelnd.

»Daß Sie ein Mann sind; ein Mann, Herr von Trifels, das ist ein hohes Wort, ich weiß kein höheres. Wenn Sie morgen kommen, will ich Ihnen sagen, was ich von einem Manne denke, der ein muthiges stolzes Herz hat, und sich nicht irre machen läßt von dem bösen Feinde. Da ist der Friedrich, der Ihnen leuchten soll. Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird; man muß sich nur nicht übereilen, und wer den Brei eingerührt hat, der mag in auch genießen. Wachet und stehet fest, seid männlich und seid stark, sagt der Apostel Paulus, und das sage ich auch. Also gute Nacht, Herr von Trifels!«

Draußen war die Luft voll Nebel, welche dicht und feucht niederfielen. Das Licht der Laternen flimmerte

darin wie rothe matte Punkte, die in dem Dampf auftauchten und verschwanden. Langsam ging Trifels die Straße hinab, es schien ihm wohl zu thun, den kalten schweren Strom einzuathmen, der ihm an Haar und Gesicht zu Tropfen wurde.

»Seid männlich und seid stark!« sagte er nach einer Weile mit lauter Stimme. »Worin besteht denn die männliche Stärke? Darin, daß Elend zu grauen Haaren kommt?«

»Daß man Elend von sich schleudert und ewig jung bleibt,« antwortete eine Stimme in seiner Nähe, und jetzt bemerkte er, daß Jemand hinter ihm war, dessen Schritte er hörte, und dessen Gestalt im Nebel sichtbar wurde.

»Du bist es, Rudolph!« sagte Trifels, als er die Stimme und das scharfe Lachen hörte. »Sonderbares Begegnen!«

»Sonderbares Beginnen eines glücklichen Bräutigams, einen Monolog über die männliche Stärke zu halten. Schwere Zeiten, mein Freund! Man muß wie der heilige Antonius in die Wüste gehen.«

»Du scheinst davon herzukommen.«

»Aus der Höhle des heiligen Bertini!« rief Wolters lachend, »wo ich mühsam mit dem Saft und Fleische elender Schalenthiere mich ernährte, während Du in dem Nektar schwelgtest, den eine verlockende Hebe Dir auf ihren Lippenspitzen reicht.«

»Das kostbare Getränk ist theuer,« sagte Eduard.

»Aber es berauscht. Was braucht ein Mensch mehr, um glücklich zu sein?«

»Nichts, wenn er die Kunst versteht, niemals nüchtern zu werden.«

»Und diese Kunst verstehst Du,« lachte Wolters. »Du hast mir eine lange Vorlesung über die nie endende Begeisterung Deiner Liebe gehalten.«

»Ich darf nicht vergessen,« sagte Trifels, »Dir meinen Dank darzubringen. Du hast Dich sehr großmüthig bewiesen.«

»Ich großmüthig? Großmuth ist eine der miserabelsten Tugenden, sie ist nichts als Schwäche.«

»So bist Du schwach gewesen.«

»Ich kann mir denken, was Du meinst,« erwiderte Herr von Wolters; »allein weder Großmuth noch Schwäche, sondern das einfache Bewußtsein der Nothwendigkeit leitete mich. Erwinnere Dich, was ich Dir gesagt habe, und bewahre Dich vor allen Illusionen. Liebe ist an sich schon die höchste Potenz der Selbstsucht, ein anderes Wesen allein besitzen zu wollen, und dieser Trieb kann sich bis zur fanatischen Narrheit der Eifersucht steigern. Es ist daher eigentlich eine achtungswerthere Stufe, wenn die bedächtige Klugheit sich einmischt und eine ganz natürliche Speculation damit treibt.«

»Du hast ganz Recht!« rief Eduard laut lachend, »es ist Alles Speculation.«

»Wir haben uns schon einmal darüber verständigt,« fuhr Wolters fort. »Die eine verliebt sich in einen Backenbart, die Andere in eine Uniform, die Dritte in eine Nasenspitze. Würde diese bei ihrem Angebeteten in der

Nacht blau oder grün ihre Liebe verwandelte sich in Abscheu. Zum Teufel also mit aller Göttlichkeit! Laß uns leben und genießen!«

»Wahr!« sagte Trifels; »Du thust am besten.«

»Wenn also eine zärtliche Braut sich sichern will, wenn ein würdiger Schwieger-Papa calculirt, daß es eine schöne Sache sei, wenn ein schwärmerischer Bräutigam sein Vermögen seiner Tochter verschreibt, was kann man anders thun, als diese Ueberzeugung vollkommen richtig finden? Es kommt Methode in die Narrheit, es zeigt sich doch ein Zweck, ein Ziel, und wer kann es einem schönen Weibe verargen, wenn es seine Schönheit benutzt, sein Gesicht zum besten Preis verhandelt, den einzig Geliebten mit ihren Küssen und Liebesschwüren dahin bringt, daß es ihr nie an Mitteln fehlt, ein glänzendes Leben zu führen?«

»Um solches Leben sind sie alle feil, meinst Du!« rief Trifels. »Bleib bei Deinem Glauben, Rudolph. Jeder rette sich, wie er kann.«

»In seinen Himmel,« lachte Wolters, »das heißt für Dich ins Hochzeitsbett!«

»Nebel, Nebel und Schatten!« sagte Trifels, indem er aufblickte.

»Und dort warmes Leben und rothes Blut!«

»Hier ist meine Thür, gute Nacht! Komm morgen früh und frage nach mir. Willst Du!«

»Ich werde kommen!« erwiederte Wolters, »verlaß Dich darauf. Schlaf aus! Morgen wirst Du im Paradiese sein.«

Er ging einige Schritte, dann blieb er stehen, und seine Augen auf das alte, düstere Haus richtend, in welchem sein Vetter verschwunden war, wartete er, bis oben an den Fenstern ein matter Lichtschein glänzte.

»Ich werde kommen,« murmelte er mit dem argen, scharfen Lachen, »ich werde nach Dir fragen und einen stillen, bescheidenen Mann finden, dem mein Segen gebührt. Doch jetzt zu Bett! zu Bett! zu Bett!«

Den Mantel fester um sich schlagend, nickte er hinauf, wo er die Gestalt seines Veters erblickte, der ein Fenster öffnete und sich hinauslehnte.

»Es ist ihm zu heiß,« flüsterte er vor sich hin, indem er fortging, »bald wird es ihm kalt genug sein.«

Trifels blieb eine Zeit lang stehen und sah in die Finsterniß hinaus. Er hielt die Hand an seine Stirn, ohne es zu beachten, daß Wind und Nebel ihm entgegen schlugen, Kälte und Nässe auf ihn eindrangen. Endlich aber drehte er sich um, ging mit leichten Schritten, ein Lächeln auf seinen Lippen, durch das Zimmer, nahm den Schlüssel seines Pultes, das er aufschloß, zog einen Kasten heraus, und stellte ihn auf den Tisch. Das leise Lächeln blieb in seinem Gesichte, während er seine Augen einige Minuten lang auf den Kasten heftete. Nach und nach wurde es immer heller und starrer. Es schien, als ergiffe in ein sehnsüchtiges Verlangen, als zöge eine unwiderstehliche Macht seine Hand nach dem kleinen Schlüssel, der in dem blanken mit Silber beschlagenen Kasten stak, und eine andere Macht ränge dagegen und risse seine zuckenden Finger zurück. Plötzlich hob er seinen Arm

auf, und eben so rasch ließ er ihn wieder sinken, jetzt aber stieß er den Deckel zurück, und wie er die eine der beiden Pistolen ergriff, welche darin lagen, verschwand der Kampf aus seinen Zügen. Mit überlegender Ruhe sah er nach dem Piston, untersuchte aufmerksam die gefährliche Waffe, nahm aus einer Vertiefung ein Zündhütchen, und ohne das leiseste Zittern, mit dem Ausdrücke innerer Zufriedenheit vollendete er sein schreckliches Geschäft.

Geräuschlos eilig trug er dann den Lehnstuhl herbei, auf welchem er zu sitzen pflegte. Indem er sich darauf niederließ, sah er noch einmal rund in dem einsamen Zimmer umher, und während das stille, blasse Gesicht sich dem Lichte zuwandte, das Lächeln von seinen Lippen wich und eine entsetzliche Entschlossenheit aus seinen Blicken leuchtete, wandte er langsam das Gewehr und senkte es auf seine Brust. Plötzlich hielt er ein. Seine Hand, die suchend auf seiner Brust lag, hatte einen harten Gegenstand in der Tasche seines Rockes entdeckt. Er zog ihn heraus, es war das Päckchen, des Emma ihm mitgegeben. Bis zu diesem Augenblick hatte er sich nicht des Talismans erinnert, auf der Brücke zwischen Sein und Nichtsein wandten sich seine Gedanken auf ihn. Schwankend, als wollte er ihn von sich werfen, hielt er ihn vor sich ausgestreckt und starrte darauf hin. Der Faden, mit welchem das Päckchen umwunden war, hatte sich gelöst, die schwache Umhüllung hatte sich verschoben, ein Etui von dunklem Sammt, goldig umpreßt, lag darin. Und jetzt fiel es aus seinen Fingern auf den Tisch, die Erschütterung öffnete die Feder, es sprang auf – ein Bild

lag darin – Hedwig's Bild! – Die lächelnden, lieblichen, lebensfrohen Züge dieses glücklichen Gesichtes wurden vom Lichte erhellt, die blauen Augen sahen ihn bittend und strahlend an.

Mit einem stöhnenden Schrei aus tiefster Brust schleuderte er die Waffe von sich, und seine Hände faßten nach dem Bilde, seine Blicke bohrten sich darauf fest, er hob es auf, bedeckte es mit seinen Küssen und drückte es an seine Brust, als sollte es sein Blut erwärmen, ihn schützen, den Dämon der Vernichtung verjagen.

»O!« rief er dann, sein Schweigen brechend, »ihr himmlischen Mächte, ist das euer Werk?! Ziehst Du mich ins Leben zurück, forderst Du Dein Glück von mir? Du sollst haben, was Du begehrt. Segnen will ich Dich, lieben will ich Dich! Wenn Du lügst, will ich glauben, bis selbst Deine Lüge aufhört und nichts übrig bleibt, als die lichtlose Nacht der Wahrheit.«

Indem er dieß sagte, riß der Wind das Fenster auf, daß es klirrte. Draußen hatte der Nebel sich gespalten, ein Stern schien hell und glänzend herein. Sein Licht zitterte in den Thränen, die aus Eduard's weit geöffneten Augen rollten.

VIERTES CAPITEL.

Herr Niedlich ging am Hochzeits-Morgen, in seinem Sammtrocke und seiner Troddelmütze, höchst pffiffig lachend und seine Nase reibend, mit großen Schritten auf

und ab. Vor ihm auf dem Tische lag ein prächtiger Blumenstrauß, an welchen er eine rosa Atlaßschleife gebunden hatte, und in der Hand hielt er ein Billet, in welchem er immer von Neuem las.

»Was sie prächtig schreiben kann!« rief er endlich, »wie in Kupfer gestochen! Sie könnte ein Hauptbuch führen und einen Buchhalter ersparen. Ich will sie schon benutzen, darauf kann sie sich verlassen; Arbeit soll sie bekommen von früh bis in die Nacht. Aber was der kleine, dicke Schelm zu schmeicheln versteht – ›Lieber bester Herr Niedlich!‹ – Lieber bester – an dem ›lieber‹ hat sie nicht genug! – ›Es hat mich sehr betrübt, daß ich Sie gestern kaum sehen noch weniger sprechen konnte.‹ – Sprechen will sie mich hören, Alle wollen mich sprechen hören! – ›Kommen Sie heute recht bald, kommen Sie früh, ich erwarte Sie mit Sehnsucht. Ihre Emma.«

Herr Niedlich fing ein Gelächter an, das im höchsten Discant endete.

»Die macht keine Umstände!« sagte er, »die ziert sich nicht. Ihre Emma erwartet Sie mit Sehnsucht! Hehe! Es ist beinahe etwas zu viel, wenn eine Dame so dergleichen an einen Herrn schreibt; aber es schadet nichts, ich mache mir nichts daraus, ich kann es vertragen, und wo es einem so entgegen gebracht wird, da braucht man auch keine Umstände zu machen. – Da liegt der Strauß mit der Schleife – übrigens wird sie lange warten können, ehe ich so einen wieder kaufe! – es ist eine Schande, was die

Gärtner sich bezahlen lassen, obwohl die Natur solch Unkraut im Ueberfluß wachsen läßt. – Jetzt vorwärts! Niedlich, säusele hin zu ihr und zeige, was Du kannst. Belohne Deine Emma für ihre Sehnsucht und benimm ihr diese für alle Zeit. In fünf Minuten abgemacht, mag geschehen was da will! Wenn aber etwa dieser ungebildete Mensch wirklich . . . «

Herr Niedlich warf die Troddelmütze in die Sopha-Ecke und sagte mit einem seligen Grinsen:

»Es wäre ein Hauptspaß, wenn er das naseweise Ding sitzen ließe und aus der ganzen Herrlichkeit nichts würde. Von ganzem Herzen mag's geschehen, die Thräne wird mir im Auge stehen, sagt Göthe. Ich bin so neugierig, daß ich schon dessentwegen ins Haus müßte, und wenn die Straßen mit Glasscherben gepflastert wären.«

In Eile kleidete er sich an, sah nach der Uhr und lief ein halbes Dutzend Mal vor den Spiegel; plötzlich aber kehrte er zu dem Tische um und griff nach der Zeitung, welche dort lag.

»Die Liebe macht mich ganz verdreht, ich weiß nicht 'mal, wie's mit den Cursen steht!« rief er lachend, »Warum nicht! ich bin so gut ein Dichter wie Schiller, und ein Hochzeits-Carmen werde ich verfassen, vor dem sich die ganze nichtsnutzige Litteratur und der Lump, der Herzberg . . . «

Hier hielt Herr Niedlich inne, denn er las etwas in der Zeitung, das seine ganze Aufmerksamkeit erregte.

»Alle Teufel!« schrie er auf, und sein spitzer Mund schob sich weit vor, seine Augen glänzten vor Vergnügen, sein ganzes Gesicht nahm den Ausdruck höchster Belustigung an. – »Es ist köstlich!« rief er nach einer Weile. »Siehst Du wohl, Du aufgeblasener Patron – er wird verrückt, wenn er das lies't!«

Hierbei fing Herr Niedlich den Aufsatz nochmals von vorn an zu studiren, und in der Fröhlichkeit seines Herzens wurde seine Stimme ziemlich laut.

›Unserer Bühne,‹ begann er zu lesen, ›werden seit längerer Zeit herbe Vorwürfe gemacht, daß sie als Kunst-Institut ohne Regsamkeit bleibe, ihre Pflicht vernachlässige und namentlich junge Talente ohne alle Ermunterung lasse: Niemand weiß jedoch, wie es mit diesen jungen Talenten aussieht, welche unendliche Mühe es macht, aus dieser maßlosen Spreu nur ein Fruchtkorn herauszufinden, und welche ermattende Aufgabe es ist, sich mit Productionen abzumühen, bei denen man oft nicht begreift, wie es möglich war, daß Menschen ihre Zeit zu solchen Thorheiten mißbrauchten; noch weniger aber, wie sie den Muth haben konnten, alles Ernstes ihre Mitmenschen damit zu plagen. Wir haben Gelegenheit gehabt, erst vor einigen Tagen eine solche Geistesarbeit näher zu betrachten, die einer unserer sogenannten jungen Dichter und Musiker dem Herrn Intendanten vorgelegt hat, der sie mit bekannter liebenswürdiger Humanität annahm und lebhaft zu unterstützen versprach. Die Oper, welche den

Namen Zeirobia trägt, wurde von dem General-Musik-Director und den ersten Capacitäten des großen Instituts geprüft, aber nie ist das Erstaunen, die Entrüstung und endlich das Gelächter allgemeiner gewesen. Die ausschweifendste Phantasie kann nichts Tolleres erfinden, wie das, was hier chaotisch zusammengewürfelt wird. Musik und Text sind darin einander würdig, der Ausdruck einer Geistesverwirrung, welche zu den seltsamsten und lächerlichsten Ausgeburten führt. Wenn man bedenkt, daß Voltaire einst über Shakespeare das Urtheil fällte, nur ein besoffener Wilder könne solchen Irrsinn ausgeheckt haben, so möchte man vielleicht meinen, daß auch hier ein genialer Geist sich über Alles erhoben habe, was seinen beschränkten Zeitgenossen verständlich; allein wir sind keine Franzosen, wir leben nicht in einer Zeit des Ungeschmacks und der Hof-Komödie, wir kennen die Gesetze des Schönen und ermuntern gern jede geistige Kraft, mag diese auch gegen das Gewöhnliche und Gebräuchliche sündigen. Hier aber haben wir es mit der unwissendsten Talentlosigkeit zu thun, und nichts kann gerechtfertigter sein, als über diese für immer den Stab zu brechen. Mag sie etwas Nützliches beginnen und sich ihres Daseins freuen; man greife jedoch nicht die Bühne und ihren geistvollen Leiter an, der in vieler Beziehung sagen könnte wie Friedrich der Große vor der Schlacht von Zorndorf, als ihm gefangene Kosaken gebracht wurden: ›Bedauere Er mich, lieber Ziethen, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!‹

»Es ist ausgezeichnet! prachtvoll!« schrie Herr Niedlich. »Das hat der Regierungsrath zu Stande gebracht. Der hat ein halbes Dutzend Menschen an der Hand, die ihm das zu Gefallen thun, und so ein Schriftsteller thut Alles, wenn er bezahlt wird. Ich möchte es aber doch nicht gethan haben,« fuhr Herr Niedlich mit tugendhaftem Ernste fort, indem er seinen schmalen Kopf schüttelte. »Er ist allerdings ein hochmüthiger Narr, der keine Bildung besitzt, aber Talent hat er, und der Regierungsrath – ich will wirklich nichts weiter mit ihm zu thun haben, – er hat kein feines Gefühl, gar kein feines menschliches Gefühl hat er.«

Herr Niedlich nahm die Zeitung wieder in die Hand, und seine Blicke wurden freundlicher. Nach einem Weilchen lief er an seinen Schreibtisch, holte eine Scheere und schnitt das Blatt heraus; dann wickelte er es in einen Umschlag und machte die Aufschrift.

»Wart,« sagte er, »geärgert hat er mich genug, das muß ihm eingeträuft werden. Die Zeitung möchte er am Ende nicht einmal bekommen, man muß also menschenfreundlich sein und ihm den Artikel zuschicken. Für das Vergnügen kann er das Porto bezahlen, den Brief steckte ich unterwegs in einen Postkasten. Und nun fort zu meiner sehnsüchtigen, holden, runden, kleinen Emma! Wie sie aussehen wird, wenn sie die Blumen und die Atlaßschleife erblickt! Es wird mir ganz sonderbar, wenn ich denke, wie sie mich umklammert.«

Herr Niedlich wickelte den Blumenstrauß in einen kleinen Papierbogen, sprang dann die Treppe hinab, eilte

die Straße hinunter, steckte den Brief in den Postkasten und stieg endlich, wie er es gewohnt war, zu dem Seitenflügel der Wohnung des Präsidenten hinauf. Auf den Zehen schlüpfte er an Fräulein Emma's Thür, klopfte leise an und flüsterte mit schmelzender Stimme ihren Namen; als jedoch alle Mühe vergebens blieb, lief er in den Corridor und öffnete das große Schrankzimmer. Ein holdes Lächeln belebte sein Gesicht, als er den Kopf hineinsteckte, denn richtig, da stand seine Angebetete. Da stand sie rüstig und häuslich, in dem kurzen, dunklen Jäckchen, das Haar aufgerollt, das starke, verständige Gesicht auf einen ganzen Berg Koffer, Kisten und Kasten gerichtet, welche an einer Seite aufgestapelt waren.

»Guten Morgen, schönste Emma!« flötete Herr Niedlich, seinen Mund spitzend.

»Sie sind es, bester Niedlich!« erwiderte sie, sich zu ihm umwendend. »Ich habe Sie sehnsüchtig erwartet.«

»Also immer noch sehnsüchtig; immer noch?« fragte Niedlich.

»Heute mehr als je,« sagte sie.

»Ich glaube es Ihnen!« sagte Herr Niedlich schmachend, indem er seine rechte Hand auf sein Herz legte, »denn ich fühle es hier mit Ihnen. Ich sehe etwas in Ihren Augen glänzen, lebenswürdigste Emma, das mir zuruft: Es ist gewiß, sie sehnt sich nach Dir! Eine süße Unruhe liegt in diesen reizenden Blicken, in diesem himmlischen Lächeln. Sie seufzen, theuerste Emma, warum seufzen Sie? Niedlich ist hier, Niedlich ist treu!«

»Sprechen Sie leiser, bester Freund,« sagte Fräulein Emma.

»Ich will nicht!« antwortete Herr Niedlich mit Energie. »Jeder kann es hören, ich lasse meine Gefühle nicht unterdrücken. Anbetungswürdige Emma!«

»Bisch!« flüsterte sie, »nicht hier, nicht jetzt, man würde uns überraschen.«

»Wann aber, wann? Sie Grausame!«

»Heute noch, hier – sobald das junge Paar abgereis't ist.«

Herr Niedlich holte die Düte mit dem Blumenstrauß hervor, welche er auf dem Rücken gehalten hatte, und sagte zärtlich:

»Nehmen Sie inzwischen diesen duftenden Beweis meiner Verehrung, Sie lieblichste aller Blumen! Ich sage Ihnen, Fräulein Emma, die Braut kann keinen besseren Strauß haben, ich habe die allerschönsten und duftendsten Kinder der herrlichen Mutter Natur, wie Schiller sagt, dazu eigenhändig ausgesucht.«

»Ich danke Ihnen innigst, theuerster Herr Niedlich,« erwiderte sie. »Zu Ihren Ehren werde ich ihn heute tragen.«

»Und wissen Sie auch, was die Rosaschleife bedeutet, angebetete Emma?« lispelte Herr Niedlich, indem er die kleine fleischige Hand des wirthschaftlichen Fräuleins ergriff, mit drei inbrünstigen Küssen bedeckte und gebückt stehen blieb, während er listig zu ihr auflächelte. »Eine rosenrothe Seligkeit in Ihren Armen, bis in den Tod!«

»Schweigen Sie vom Tode, theuerster Freund!«

»Bei allen hohen Mächten, beim himmlischen Element!« rief Herr Niedlich, indem er sich aufrichtete und seinen langen, dünnen Arm beschwörend aufhob.

»So sagen Sie Alle,« antwortete Emma lachend. »Sie schwören Alle bei Seligkeit und Ewigkeit, doch wie lange dauert es? Nicht bis zur Hochzeit zuweilen. Wissen Sie, daß ich in Sorge bin um – nun, Sie merken schon, was ich meine.«

»Hier – meinen Sie?« flüsterte Herr Niedlich leise, als er seine Stirn in zahllose Falten gezogen und sich ans Kinn gefaßt hatte.

»Ich mache mir im Grunde wenig daraus,« fuhr sie fort; »ich wollte jedoch, es wäre nie dazu gekommen.«

»Wozu?« fragte Herr Niedlich, verschmitzt lachend.

»Es zeigt sehr wenig Vertrauen, Herr Niedlich,« erwiderte sie, den Kopf aufwerfend, »wenn Sie gegen mich geheimnißvoll thun wollen. Denken Sie, daß ich nicht weiß, was der Präsident wünscht? Gestern Abends noch hatte er mit dem Herrn von Wolters eine lange Unterredung, und meinen Sie, ich wüßte nicht, daß Sie diesen schlaunen Herrn dann unten auf der Straße erwartet haben?«

»Sie spioniren also!« rief Herr Niedlich.

»Das habe ich nicht nöthig,« fuhr sie fort, »aber ich möchte nicht, daß dieser Wolters – hüten Sie Sich vor ihm, er meint es mit Niemand gut.«

»Ich kenne ihn,« versetzte Herr Niedlich, »seien Sie ganz ruhig, mir soll er nicht kommen. Wenn ich kein Vertrauen zu Ihnen hätte, schönste Emma, zu wem sollte

ich welches haben? Aber, auf Ehre! ich kann in den ganzen Schwindel selbst nicht recht klar sehen, denn sie haben verschiedene Unterredungen gehabt, von denen ich nichts weiß, so viel ist gewiß . . . «

»Was ist gewiß?« fragte Fräulein Emma.

»Daß sie ihn los sein möchten,« flüsterte er, »daß aus der ganzen Heirath nichts würde.«

»Darum die Ehepacten also,« sagte sie.

»Richtig. Wolters meinte gestern, der Alte, nämlich der Präsident, hätte es so schlau angefangen, daß es aussähe, als wollten sie ihn ausplündern, das liebliche Bräutchen an der Spitze; aber er thäte sehr recht daran, denn jeder kluge Mann müsse sich sichern, und hören Sie noch Eines, Fräulein Emma, wissen Sie etwas davon, daß der Vater oder der Bruder des Herrn von Trifels, oder alle Beide, nach, wie soll ich sagen, ohne die geringste Ursache aus reinem Vergnügen, sich umgebracht haben?«

Das derbe Gesicht der Wirthschafts-Führerin veränderte sich nicht, allein sie stand eine Minute lang wie ich tiefem Nachdenken; dann sagte sie hastig:

»Das ist Erfindung, Thorheit! Wer hat Ihnen das aufgebunden?«

»Mir hat es Keiner aufgebunden,« lachte Herr Niedlich, »denn ich habe es nie geglaubt. Kein Mensch, der nicht etwa verrückt ist, oder vor Hunger nicht weiß, was er anfangen soll, wird sich umbringen. Wer reich ist, thut es am allerwenigsten; aber ich habe so etwas gehört, wie sie in meinem Zimmer saßen. Einzelne Worte zwar nur, auf

welche ich damals nichts gab, weil ich an andere Dinge zu denken hatte, die mich mehr interessirten.«

Herr Niedlich lächelte dabei und kniff seine Augen spitzbübisch zusammen; als aber Fräulein Emma in ihrem Nachdenken verharrete, fuhr er fort:

»Später erst ist mir die Geschichte wieder eingefallen, und als der Präsident mir gestern von den Ehepacten erzählte, weil ich ihm von Herrn von Wolters ein Schreiben brachte, in welchem, wie ich sah, ein Entwurf dazu lag, merkte ich, wie die Sache stand.«

»Was merkten Sie?« fragte sie.

»Eh!« rief Herr Niedlich, »Ihre Augen sehen ja wie Feuer aus; man kann sich ordentlich fürchten! Der Herr Präsident legte die Hand auf meine Schulter und sagte liebeich: ›Sehen Sie, lieber Niedlich, was ein Vater für schwere Sorgen hat. Herr von Trifels ist ein junger Mann, der wie das ewige Leben aussieht, voller Lust, voller Humor ist; allein die rothen Aepfel sind zumeist wurmstichig, und darum muß man vorsichtig sein, muß sich nicht täuschen lassen. Leider giebt es Menschen, die lachend und froh zu Bette gehen, und am Morgen liegen sie da, blaß und kalt.««

»Es wäre schrecklich!« sagte Fräulein Emma leise.

»Haben Sie von dem Herrn von Trifels heute schon Nachricht?« fragte Herr Niedlich lauernd.

»Wir haben Nachricht, ja,« erwiderte sie, »Herr von Landau schickte heute ganz früh schon zu ihm hinüber und erhielt Antwort.«

»Er wird kommen und unterschreiben?« fuhr Herr Niedlich ungläubig lächelnd fort. »Ich glaube es nicht, oder – sie glauben es beide nicht, darauf will ich schwören.«

Fräulein Emma's Gesicht hob sich voller Zuversicht auf; ehe sie jedoch antworten konnte, entstand im Nebenzimmer ein Lärm, der dieses Gespräch unterbrach.

Hedwig's laute Stimme ließ sich erkennen; eine andere, dumpfere Stimme schien ihr zu antworten; noch ehe aber die beiden aufhorchenden Personen ihre Plätze verlassen konnten, hörten sie das Fräulein von Landau mit großer Heftigkeit ausrufen:

»Was wollen Sie hier? Sie sind wahnsinnig! Wie sind Sie hereingekommen?«

»Ich muß Sie sehen! muß Sie sprechen! Sie von Ihren Verfolgern befreien!« antwortete jene rauhe Stimme eben so laut.

»Das ist ja Herzberg!« flüsterte Herr Niedlich mit seinem boshaften Grinsen.

»Zu Hilfe! zu Hilfe!« schrie Hedwig jenseits der Thür.

»Er ist verrückt geworden! Hilfe!« schrie Herr Niedlich ebenfalls; allein er rührte sich nicht von der Stelle. Weit eher schien er Lust zu verspüren, nach der entgegengesetzten Seite zu laufen; als er jedoch seine Angebetete an sich verüber eilen und die Thür aufreißen sah, folgte er ihr und genoß den Anblick, der seiner wartete, mit vielem Behagen.

In der Mitte des Zimmers stand der Musiker, totenbleich, mit verzerrtem Gesicht, die schwarzen Augen groß und funkelnd und seine Hände vor sich ausgestreckt, als wollte er die Fliehende festhalten, die mit Abscheu, Zorn und Entsetzen auf ihre Freundin zueilte. Sie war im Nachtgewande, ihr Haar in Unordnung, ihre Glieder zitterten.

»Befreie mich von diesem Wahnsinnigen! von diesem Elenden!« rief sie außer sich mit fliegendem Athem.

»Gehen Sie, Herr Herzberg! gehen Sie!« sagte Emma in strengem Tone.

»Dieser Mensch! Er muß eingesperrt werden!« schrie Herr Niedlich.

»Elender! Wahnsinniger!« murmelte Herzberg, indem er seine Hände sinken ließ und mit einem furchtbaren Ausdruck Hedwig anblickte.

»Wo ist mein Vater? O, wäre Trifels hier, er würde ihn züchtigen!« rief die Braut.

»Schweigt!« schrie Herzberg aus hohler Brust, und alle seine Muskeln schienen sich zusammen zu ziehen, eine dunkle Fieberröthe bedeckte sein Gesicht.

Bei dem schreckenden Anblicke sprang Herr Niedlich zurück, und mit einem Schrei der Angst verbarg Hedwig ihr Gesicht an Emma's Brust. Aber der unglückliche Musiker that einen Schritt weiter nach ihr. Er stand wie erstarrt, dann die weiße Hand an seine Stirn gedrückt, murmelte er vor sich hin: »Elender! Wahnsinniger!« und entfernte sich.

»Er muß festgenommen werden!« schrie Herr Niedlich. »Ich lasse ihn festnehmen!«

»Schweigen Sie still,« sagte Fräulein Emma. »Erhole Dich, liebe Hedwig.«

Laut schluchzend und von Thränen überströmt, umklammerte sie die Braut und ließ sich fortführen. Herr Niedlich blieb allein zurück, und als er sein Kinn angefaßt, seine Stirn gefaltet und seine schmalen Augen zusammengekniffen hatte, sagte er, vergnügt lächelnd:

»Das in eine allerliebste Ueberraschung am Hochzeits-Morgen! Ich denke, es werden noch einige weitere folgen. Vor allen Dingen will ich doch jetzt den Regierungsrath aufsuchen, und ihm diese heitere Geschichte mittheilen.«

Andreas Herzberg hatte inzwischen das Haus verlassen, und die ihn gehen sahen, glaubten einen Betrunknen zu erblicken oder einen Schwerkranken, der sich mühsam fortschleppe. Seine Schritte waren unsicher, und zuweilen blieb er stehen, als wolle er über etwas nachdenken oder sich erholen, bis er seinen Weg fortsetzte, um bald darauf sein Treiben von Neuem zu beginnen. So gelangte er endlich an seine Wohnung, und ehe er die Treppen hinaufstieg, lehnte er eine Zeit lang an das Geländer und hielt sich daran fest, als sei er von einem Schwindel befallen. Dann stieg er Stufe für Stufe hinauf und trat in die Wohnstube.

Die alte Frau saß vor dem Ofen, den sie der Ersparniß wegen zugleich als Heerd benutzte. Als sie ihren Sohn

kommen hörte und mit den halbblinden Augen die Umrisse seiner Gestalt erkannte, nickte sie ihm freundlich zu.

»Es ist schön, mein Kind, daß Du pünktlich bist,« sagte sie, »mein Essen wird bald fertig sein, und heute sollst Du Dich laben. Ich habe ein Fleischsüppchen gekocht – lieber Gott! es kommt selten an uns, und wie es nicht anders sein kann, wenn arme Leute sich ein Pfündchen Fleisch holen, können sie nie das Beste haben, sondern müssen fürlieb mit dem Schlechten nehmen. Doch heute hat es der Fleischer gut gemacht. Ein prächtiges Stückchen ist es, lieber Andreas, ganz wenig Knochen; ich will Dir gleich von der Brühe ein Täßchen geben, das stärkt. Aber wie ist Dir denn, Kind, warum sitztest Du denn so still und nachdenkend?«

»Mir ist wohl, Mutter,« sagte er mit leiser Stimme.

»Und Dein Kopf, lieber Andreas? Mein armes Kind, Du hast so viel zu denken. Er thut doch nicht weh?«

»Ich bin nur müde, Mutter.«

»Das macht die Frühlingsluft,« meinte sie, »die liegt Dir in den Gliedern; der Frühling ist zwar noch nicht da, aber der Mensch fühlt ihn, ehe er kommt.«

»Du hast Recht, liebe Mutter, er kommt auch zu mir,« sagte er so leise und sanft, daß es ihr ins Herz drang.

»Ja, mein Herzenskind, ja!« rief sie aus, »auch zu Dir wird er kommen und wird alle Noth von Dir nehmen. Da liegt ein Schreiben auf Deinem Tische, mein lieber Sohn, ein großes Schreiben mit einem großen Siegel. Ein Bote

hat es gebracht, und dann ist noch ein anderes Schreiben gekommen mit der Stadtpost; wie gut war's, daß ich noch einen Groschen hatte! Mein Andreas bekommt Briefe! Lies sie doch, Kind, lies sie doch gleich, wenn Du nicht mehr müde bist, es wird Dir Glück bringen; o, ja, Glück nach so vielem Fleiß.«

Der Sohn wandte sich mechanisch nach dem Tische hin und ergriff die beiden Briefe. Er öffnete den größten und blickte hinein, es standen wenige Zeilen darin. Der Intendant unterrichtete ihn in geschäftlicher Fassung, daß er mit Dank sein eingesandtes Werk in Empfang nehmen könne, da das Prüfungs-Comité dasselbe nicht zur Annahme geeignet befunden habe.

Ohne einen Laut legte Andreas das Blatt vor sich nieder und brach Herrn Niedlich's gütige Zusendung auf. Er las auch diese mit derselben Ruhe oder mit derselben Betäubung, die ihn gleichgiltig machte.

Nur am Schlusse des Aufsatzes brachen Blitze aus seinen Augen, und ein unaussprechlicher Ausdruck des Stolzes und der Verachtung erfüllte sein Gesicht.

Nach einigen Minuten richtete sich die alte Frau am Ofen auf, trocknete ihre Hände und sagte frohlockend:

»Jetzt bin ich fertig, jetzt sollst Du Dein Täßchen haben. Komm, lieber Andreas; was schreiben Sie Dir, mein Sohn? Laß Deine arme Mutter hören, wie ihr Kind gepriesen wird.«

Ein sonderbares Gemurmel, antwortete ihr. Ihr Sohn hatte den Kopf vor sich niedergesenkt, er hielt sein Taschentuch vor sein Gesicht. Die alte Frau beugte sich zu

ihm nieder, ihre zitternden Finger faßten seine Hände, die eiskalt waren.

»Andreas!« schrie sie auf, und indem sie ihm das Tuch fortriß, sah sie, daß dieses ganz voll Blut war. Blut quoll aus seinem Munde, ein dumpfes Röcheln kam aus seiner Brust. Mit einem gellenden Schrei der Verzweiflung warf sie die Tasse zu Boden und schloß ihn in ihre Arme.

FÜNFTES CAPITEL.

Der Präsident hatte sich bei seiner Tochter eingefunden. Er war von dem Vorfalle unterrichtet worden, der Hedwig solchen Schrecken verursachte. Inzwischen fand er, daß die Braut sich so ziemlich erholt hatte, denn Emma war in ihren Vorstellungen und Tröstungen glücklich gewesen. Hedwig konnte schon wieder lachen, als Herr von Landau sich heftig über den abgeschmackten Narren äußerte, der zur Vernunft gebracht werden solle.

»Thue ihm nichts, lieber Papa,« sagte sie, »er ist doch im Grunde noch mehr zu beklagen als zu schelten. Morgen bin ich weit von ihm, zur Ruhe wird er somit ohne uns kommen.«

»Meinst Du?« erwiderte er nachdenkend.

»Ich war nur im Anfange gar zu sehr erschrocken, als er bei mir eindrang und mir wirres Zeug zurief. Er müsse mich befreien, ich sei von Verräthern umgeben; sie wollten mich opfern, mich unglücklich machen, ihrer elenden Selbstsucht mich schlachten.«

»Das sagte er?« fragte der Präsident.

»Ja, und als ich in meiner Angst ihm zurief, er solle sich augenblicklich entfernen, Herr von Trifels werde sogleich hier sein, richtete er seine unheimlichen Augen voll Hohn auf mich und schrie entsetzlich lachend: ›Der ist auch verloren! Sie schlachten ihn auch!«

Herr von Landau kehrte sich unruhig von dem Ruhe-
bette ab.

»Das ist ja Wahnsinn!« sagte er. »Wer soll Trifels schlachten? Er ist ganz munter. Hat mir ein Billet geschrieben voller Laune; vorher hat er auch schon seine Koffer und Kasten geschickt, die hier bleiben sollen. Sobald er mit Geschäften und Abschiednehmen ganz fertig ist, wird er bei uns sein.«

»Darum müssen wir diesen schrecklichen Auftritt vergessen,« sagte Hedwig. »Emma hat Recht, Eduard darf nichts davon erfahren, es würde ihn betrüben, denn er hat viel Mitleid mit diesem armen Unglücklichen. Ich habe ihm harte Worte gesagt, die mir jetzt leid thun. Ich hätte mild mit ihm sprechen sollen. Aber ich hatte alle Fassung verloren.«

Der Präsident antwortete nichts, er ging auf und ab, seine Gedanken beschäftigten sich mit ganz anderen Dingen. Endlich sagte er:

»Du fühlst Dich doch ganz wohl, mein Kind?«

»Ja, lieber Papa. Ich will nicht mehr daran denken, und heute – o, wie viele andere Gefühle füllen meine Seele!«

»Du ziehst Deinem Glücke entgegen,« erwiderte er lächelnd. »Viele Zerstreuungen und Freuden erwarten

Dich, die Honigmonate Deiner Ehe werden wie ein Traum vergehen.«

»Nicht wie ein Traum, theurer Papa! Weißt Du, daß mir manchmal gar nichts daran gelegen ist, mit Eduard in die weite Welt zu fliegen? Ich möchte mit ihm ganz allein sein, immer mit ihm, kein Anderer sollte ihm Dienste leisten. Es thut mir weh, daß ich nicht mehr von Emma gelernt habe, daß ich nicht so praktisch und haushälterisch bin.«

»Du kleine Schwärmerin!« lachte der Präsident. »Was wäre das für ein Gewinn für Dich? Du gehörst zu den Frauen, die glänzen sollen. Hat Trifels Dir nicht gesagt, daß er einen Schmetterling mit bunten Flügeln nöthig habe. Wenn der Staub davon abgestreift wäre, würde der Rest ihm trotz aller Häuslichkeit nicht behagen.«

»Er würde mich nicht mehr lieben, meinst Du?« fragte sie; »ja, das wäre traurig. O, Papa, wenn das einmal wirklich über mich käme, würde der Schmetterling bald die Flügel hangen lassen.«

Diese Aeüßerung, bei der sie das Köpfchen sinken ließ und die Hände faltete, schien den Präsidenten in vermehrte Gemüthsbewegung zu versetzen.

»Nicht doch, mein Kind, nicht doch!« erwiderte er, »Du darfst solchen Träumereien nicht nachhängen! Es wird sich Alles schicken, wie es soll. – Und wie die Zeit vergeht! wir haben beinahe Mittag! Es wird noch so kommen, daß Trifels uns alle überrascht. Kleide Dich an, liebes Kind, ich will meine Geschäfte abmachen.«

So küßte er sie auf die Stirn, streichelte ihre Wangen und nickte ihr zu, während sie mit der innigsten Zärtlichkeit seine Hände hielt und voll Liebe zu ihm aufblickte.

Herr von Landau ging in sein Arbeitszimmer, aber mit Geschäften war es nichts. Ein Meer von widerstreitenden Gefühlen bewegte sich in ihm und nahm ihm alle Ruhe, alles Ueberlegen. Er fühlte sich nach allen Seiten hingezogen und von allen Seiten abgestoßen. Bald versuchte er, sich gegen sich selbst zu vertheidigen, bald wieder machte er sich Vorwürfe, die er gleich darauf mit Heftigkeit verwarf. Wenn er an Hedwig dachte, wie sie bei der Vorstellung, dieser unselige Mann könne sie nicht mehr lieben, erblaßte und zitterte, überfiel ihn ein tiefes Bangen vor dem Gedanken, es könne noch heute etwas geschehen, was sein Kind verderben werde. Er lief ans Fenster, sah hinaus, ob er nichts von Trifels entdecken könnte, und horchte auf jeden Klingelzug, auf jeden Schritt, der vom Corridor hereinschallte. Plötzlich fiel ihm wieder ein, was der wahnsinnige Herzberg gesagt hatte: er wolle Hedwig schlachten! schlachten wie Trifels, seiner Selbstsucht wegen! und er schauderte zusammen und schlug die Hände vor sein Gesicht. Die ganze Nacht hatte er schlaflos zugebracht; jeder Pendelschlag der großen Uhr hatte ihn aufgerüttelt, bei jedem Laut auf der Straße, bei jedem Klopfen war ein schrecklicher Blitz ihm durch Brust und Kopf gefahren und hatte seine Stirn mit Schweiß bedeckt. Als es Tag wurde, konnte er es nicht

länger ertragen, er schickte seinen Diener aus, um Trifels fragen zu lassen, ob er Beistand zum Herüberschaffen seiner Koffer, Bücher bedürfe, und bis der alte Diener zurückkehrte, war er in einem Zustande der tödtlichsten Seelenangst. Aber Friedrich brachte bloß ein Billet zurück, launig geschrieben, und der alte Mann selbst hatte den Herrn gefunden, wie er auf seiner Kaffee-Maschine den Kaffee bereitete und darüber mit ihm scherzte, daß dies heut zum letzten Male geschehen sollte.

Eine ungeheure Last fiel von dem Präsidenten ab, seine Schritte wurden leicht, das feine Lächeln kehrte zurück; dennoch aber wurde nach einigen Minuten seine Stirn wieder finster. Aerger, Unruhe, Sorgen, Vermuthungen stiegen aus dunkler Tiefe auf; ein hohnvolles Lachen preßte sich um seine Lippen, denn jetzt kamen andere Vorstellungen, andere Betrachtungen, andere Gesichtspunkte. Wenn er käme, wenn er unterschriebe, wenn alle Berechnungen täuschten, was dann? Mit Einem Schlage verwandelte sich die Scene. Da stand er wieder mit den strafenden, stolzen Mienen, bereit, die Kinder gegen den Vater zu erbittern, bereit zu gehässigen Schritten und zur feindlichen Trennung. Und wie sollte der Mann, der hier geschworen, er habe seinen Irrthum bereuend eingesehen und von sich gewiesen, der dort geschworen, Marien niemals zu verlassen, und sie bewogen hatte, ihren Vater und ihre Freunde zu täuschen – wie sollte er vor ihn hinstreten, gedemüthigt, als Lügner, als Intrigant, oder als ein im sinnlichen Taumel verlorener, alter Geck? Oder sollte er jenes liebende Herz wirklich aufgeben, sollte er es

von sich stoßen, verrathen, in Verzweiflung stürzen? Aus seiner Rathlosigkeit und Haltlosigkeit, seiner Verzagung und seiner Furcht rang sich doch zuletzt die hartnäckige und leidenschaftliche Begier los, welche er seine Liebe, das Glück seines Alters, den letzten Trost seines Lebens nannte und der er so viel schon geopfert hatte, die Eitelkeit, von einem jungen, schönen Mädchen geliebt zu werden, mochte ihn blind gegen alle Zweifel, gegen Spott und Tadel der Welt und gegen vereinzelte momentane Selbstanklagen. Auch jetzt ging er aus diesen mit dem Bewußtsein hervor, er könne nicht anders und dürfe nicht anders; möge geschehen was da wolle, er werde dich nicht hindern lassen, das zu thun, was ihn glücklich mache; und doch, während er dies dachte und seine Gedanken sich mit Marie beschäftigten, lief es ihm kalt übers Herz bei der Vorstellung, was noch zu überwinden bliebe.

Mitten in dieser Unruhe erschien der Regierungsrath, und bei seinem Eintritte erhielten die Combinationen des Herrn von Landau eine andere Richtung. Der Regierungsrath im schwarzen Anzuge, in der Atlaßweste und Halsbinde, lackirt an Händen und Füßen, sah so hochzeitlich aus, als sei er selbst der Bräutigam, welcher erwartet wurde. In seinem scharfen, gelben Gesichte lag die ihm eigene vornehme Freundlichkeit und Kälte, um Lippen und Nase das mephistophelische Lächeln, und unter den blitzenden Brillengläsern leuchteten seine Augen so sprechend spottsüchtig hervor, als hätte er die beste Absicht, den Präsidenten zu verhöhnen.

Herr von Landau schien ihm jedoch darin nichts nachzugeben. Was in ihm vorging, drückte sich in seinen Mienen sehr deutlich aus. Alle Berechnungen des Herrn von Wolters hatten sich ja ebenfalls falsch bewiesen, und die Falle war nahe daran, über ihm selbst zusammenzuschlagen. Der Präsident zweifelte nicht, in welcher Absicht eigentlich dieser großmüthige Freund ihm so guten Rath ertheilt, und so trefflich beigestanden hatte; er fühlte eine geheime Freude, daß er selbst der zumeist Geprellte nicht sein könne, und als er seinem Bundesgenossen die Hand reichte, ihm fein zulächelte und beide gegen einander mit falscher Höflichkeit sich verbeugten und lauernd anschauten, war dieses Bild des Pinsels eines Hogarth würdig.

»Nun,« sagte der Präsident im Gefühl seiner Ueberlegenheit, »Sie haben doch wohl geruht, mein bester Wolters?«

»Sehr ruhig, ich schlafe sehr fest,« erwiderte dieser.

»Und keine unangenehme Störung hat Sie aufgeweckt?«

»Ich lasse mich niemals stören,« theuerster Herr von Landau.

»Es geht nichts über Charakter!« lächelte der Präsident. »Haben Sie unseren stehenden Freund schon besucht?«

»Meinen glückseligen Vetter? Gewiß, ich war bei ihm, ein Zeuge seiner innigen Dankbarkeit für Ihre große Güte, die bei Tagesanbruch sich schon nach seinem Wohlbefinden erkundigen ließ.«

»Ja, ich freue mich, – freue mich von ganzem Herzen darüber, so gute Nachrichten erhalten zu haben!« rief Herr von Landau. »Ich fange an zu glauben, daß meine Besorgnisse übertrieben sind.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung,« fiel der Regierungsrath ein. »Der liebenswürdige Bräutigam ist so eben dabei, von seinem alten Freunde, dem würdigen Blechschmied, Abschied zu nehmen und Fräulein Marie seinen Segen zu hinterlassen. Er hat mir dabei, wie ich Ihnen nicht verhehlen will, den Auftrag ertheilt, zu beobachten, was sich weiter mit dieser jungen Dame begiebt, und ihm sofort Nachricht zu geben, wenn etwa sich etwas vom alten Sauerteig verspüren lasse.«

»Sagte er das wirklich?« fragte der Präsident.

»Er drückte sich vielleicht etwas anders aus,« fuhr Herr von Wolters lächelnd fort, indem die Falten um Nase und Mund sich noch mehr zusammenzogen. »Er meinte, der Wolf verlöre wohl die Haare, aber nicht die Nicken.«

Die Brillengläser richteten sich auf das Haupt des alten Herren, und die Augen darunter blitzten so stechend auf das braune Toupet, daß eine fahle Röthe durch die hartgegerbte Haut des Präsidenten schimmerte.

»Sie meinen also,« begann er verlegen und mit aufsteigendem Zorn, »er würde auch später mit mir rechten wollen?«

»Darauf gebe ich Ihnen mein Wort,« sagte Wolters ernsthaft. Er glaubt zwar im Augenblicke noch nichts; findet er jedoch, daß er sich getäuscht hat, so dürfen Sie nicht zweifeln, daß er um so erbitterter sein wird.«

Herr von Landau faltete seine Stirn zusammen und stand nachsinnend vor seinem Vertrauten.

»Ich weiß nicht, was ich thun kann,« sagte er, »ich muß es abwarten. Sagen Sie selbst, lieber Wolters, was wäre noch zu thun, was könnten wir hoffen? – Lassen Sie uns aufrichtig sein,« fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu; »was wir Beiden voraussetzten, ist fehlgeschlagen. Sprechen Sie.«

»Diese Hochzeit darf nicht Statt finden,« erwiederte der Regierungsrath.

»Darf nicht Statt finden – wie sollen wir sie hindern?«

»Er darf nicht unterschreiben.«

»O, nicht unterschreiben! Er wird aber unterschreiben.«

»Aber wenn er keine Umstände macht?«

Herr von Wolters lächelte.

»Ich werde noch mit ihm sprechen. Sorgen Sie nur dafür, daß Fräulein Hedwig darauf besteht und nicht etwa sich störend einmischt.«

Ein gefährlicher Kampf schien in dem Präsidenten zu arbeiten. Auf der einen Seite standen seine Familie, seine väterlichen Gefühle, seine geheime Angst vor dem Aufsehen und den Auftritten, die ihn erwarteten, endlich die Gier nach dem Besitze, die Gewißheit, daß Trifels sein Vermögen Hedwig und ihm auf jeden Fall überlieferte, während er mit Haß und Neid bedachte, daß es in Wolters's Hände über kurz oder lang fallen würde, wenn dessen Plan gelänge. Auf der anderen Seite aber stand sein Glück, wenn auch nicht mehr, so wie er es gedacht. Ging

die Heirath zurück, so konnte er Hedwig entfernen, beherrschen, sie würde gleichgiltig sein gegen Alles, es ließ ich machen.

»Gut,« sagte er, von so vielen verschiedenen Empfindungen bestürmt, »wir wollen es versuchen; es muß so sein. Unterschreiben muß er, oder ich verweigere den Act.«

»Daran werden Sie sehr wohl thun,« lächelte Wolters, indem er seine Uhr zog. »Wir haben wenig Zeit zur Vorbereitung. Ich werde bei Ihnen bleiben, um die günstige Gelegenheit zu benutzen, mit ihm ein Wort zu reden.«

»Da ist er schon!« flüsterte Herr von Landau erschrocken. »Das ist seine Stimme!«

»Gehen Sie ihm entgegen, verlassen Sie Sich auf mich,« sagte Herr von Wolters.

Mechanisch gehorchte der Präsident, und während Wolters sich dem Fenster zukehrte, hörte dieser ihn aufrufen:

»Endlich kommen Sie, theurerer Trifels! Unsere Sehnsucht war zu groß!«

Darauf folgte eine Umarmung und ein Kuß.

»Judas!« murmelte der Regierungsrath.

»Ich hatte noch Manches zu thun,« sagte Trifels, »zuletzt mit meinen Geldgeschäften und dem Creditbriefe, den ich nöthig habe. Jetzt ist Alles geordnet.«

»Und Sie verlassen uns nicht mehr!« rief der Präsident.

»Der Wagen wird sogleich kommen,« erwiederte Trifels. »Mein neu gewordener Kammerdiener ist ein flinker Bursche, er wird mit dem Gepäck gut fertig werden.«

»Es ist Alles dazu bereit,« fiel Herr von Landau ein. »Der Wagen fährt auf den Hof. Hedwig's Jungfer hilft, und das Töntchen commandirt. Die Pferde, haben Sie die auch schon bestellt?«

»Um fünf Uhr sind sie da.«

»So ist nichts im Stande, die Minute aufzuhalten. Ich habe inzwischen das Ceremoniel geordnet. Um zwei Uhr nehmen wir ein gemeinsames Frühstück, dann verfügt sich der Herr Bräutigam in das bereit gehaltene Gemach, um sich anzukleiden, die Braut ihrerseits überliefert sich den Händen der Zofen und der jungfräulichen Gespielinnen, welche sie schmücken. Punkt vier Uhr erscheint der Bräutigam und empfängt von dem bräutlichen Gefolge die Braut, um sie an den Altar zu führen, der im Saale errichtet ist; ehe sie jedoch an jenen treten, wird der Notar an einem Seitentische die Ehepacten verlesen, welche von dem glücklichen Paare und den Zeugen unterzeichnet werden, und dann, mein lieber Eduard, dann bleibt uns nichts mehr übrig, als unsere heißen Glückwünsche.«

Bei der Erwähnung der Ehepacten bemerkte Herr von Landau den Schleier wieder, der über Eduard's Augen jedesmal zu fallen schien, wenn er von Seelen-Zuständen bedrängt wurde, die er sonst so gut zu verbergen wußte. Wie der geheimnißvolle Nebel eines Nordlichts schwebte dieser Schatten vor seinen klaren dunkelblauen Sternen und verschwand darin, während er freundlich lächelte und sich verneigte. Der Präsident beobachtete ihn genau, allein er konnte keine Spur einer Anstrengung, eines Mißmuths oder einer Aufregung entdecken; das Gesicht

war nur, wie es ihm vorkam, noch milder und weicher über Nacht geworden; seine Blicke schienen nicht so lebhaft zu sein, aber der Ausdruck darin war Ruhe und Güte.

»Alles, wie Sie wünschen,« sagte er; »nun aber zu Hedwig, ich darf nicht länger meine Pflicht versäumen.«

»Wir gehen mit Ihnen,« erwiderte Herr von Landau. »Wolters hat mir versprochen, uns in diesen letzten Stunden nicht zu verlassen.«

»Dank, lieber Rudolph! Du hältst bei mir aus,« sagte Trifels, seinem Vetter die Hand reichend.

»In wahrer Treue!« antwortete der Regierungsrath mit ungewöhnlichem Ernst.

Eduard blickte überrascht von dem Tone ihn fragend an, dann rief er lebhaft:

»Ja, in Treue wollen wir bei einander stehen, und nichts soll uns hindern, sie zu bewahren!«

SECHSTES CAPITEL.

Es geschah Alles so, wie Herr von Landau es bestimmt hatte. Die Stunden vergingen in der uns ruhigen Geschäftigkeit, welche nöthig war, um, was gethan werden mußte, auszuführen. Der Wagen kam und wurde ausgestattet, mit seinen mancherlei Koffern und Behältern, die schon gepackt waren oder noch gefüllt werden mußten. Fräulein Emma war dabei in angestrengter Thätigkeit beschäftigt, sie war überall, wußte Alles und sah Alles. Zuweilen jedoch kam auch Trifels heraus, und Hedwig begleitete ihn, fragte nach tausend Dingen, mischte sich mit ihrem Geplauder in Alles, befahl, was schon

befohlen war, und richtete allerlei kleine Anordnungen an, die sie dann belachte und durch andere Anordnungen zu verbessern suchte. Auch ihre Stimmung war indeß nicht so übermüthig fröhlich wie sonst. Der Ernst des Tages und Alles, was damit zusammenhing, lastete auf ihr; dazu kam das am Morgen erlebte; Endlich aber schienen ihr auch Trifels nicht so wie sonst. Er war schweigsamer, nachdenklicher und, wie sie scherzend zu ihm sagte, elegischer, was er zu läugnen suchte. Auch bei dem Frühstücke zeigte sich diese Schweigsamkeit oder Verstimmung. Alle schienen davon angesteckt zu sein, und trotz aller Anstrengungen wollte ein beklommenes Gefühl nicht weichen. Jeder bestrebte sich, munter zu scheinen, zu lachen, zu scherzen, frohe Worte zu sprechen; überall aber merkte man den Zwang, der die Herzen bedrückte.

Um das Nächste zu vermeiden, gingen die Gespräche auf das Entfernte, auf die Briefe, welche geschrieben werden sollten, auf Nachrichten, die nicht vergessen sein dürften, auf Genüsse, welche zu erwarten waren.

»So genieße denn, mein Kind!« rief endlich Herr von Landau, »genieße in vollen Zügen Dein Glück und kehre froh in meine Arme zurück. Du weißt, was ich Dir sagte, Du Schmetterling! Halte Trifels immer in heiterer Laune, das ist Deine Aufgabe. Laß ihn niemals schwermüthig werden.«

»Aber auch nicht zu übermüthig, Papa! Auf daß er immer folgt und gehorcht! darauf wollen wir anstoßen.«

»Du wirst mir das Gehorchen leicht machen,« sagte Trifels.

»Oh!« rief sie schalkhaft drohend, »ich habe Dich in meiner Hand, mein guter Freund, dafür hat der Papa gesorgt. Du weißt, was Du unterschreiben mußst.«

»Und Du,« sagte Herr von Landau, in das allgemeine Gelächter einstimmend, »wirst gewiß dafür sorgen, daß er immer daran denkt.«

»Er soll vor mir zittern!« erwiderte sie, ihren Arm um ihn legend. »Er soll es büßen, mich nicht besser gekannt zu haben.«

Diese Aeüßerungen, unabsichtlich gethan, von Blicken voll Liebe und Zärtlichkeit und von dem süßesten Lächeln begleitet, klangen dennoch Allen, die sie hörten, als ob schadenfrohe Mächte durch diesen unschuldigen Mund gesprochen hätten. Zu anderer Zeit würde Eduard von Trifels mit Entzücken in diese Schelmerei eingestimmt haben, jetzt war es nur, als vernehme er eine Prophetenstimme. Der Präsident sagte sich leise, daß Hedwig gar nichts Besseres je antworten konnte; aber sein Blick auf den Regierungsrath wurde von keinem ähnlichen Zeichen erwidert, denn Wolters sah gedankenvoll vor sich nieder und malte einige kabalistische Zeichen mit dem Messer, das er in der Hand hielt, auf seinen Teller.

In den nächsten Minuten war Alles vorüber, denn der Eintritt einiger Freundinnen Hedwig's veränderte die Scene. Die geschmückten jungen Damen setzten sich in Besitz ihrer Rechte, die Braut zu umringen, und endlich

führten sie diese fort; denn es war Zeit, den Putz zu beginnen, um geheiligter Weise die Brautlieder dabei zu singen.

»Wohlan denn, meine Herren,« sagte der Präsident, »auch für uns wird es Zeit, an die Toilette zu denken. Brautjungfern bedienen den Bräutigam nicht, allein Wolters kann ihre Pflicht erfüllen.«

»Ich werde es mir auch nicht nehmen lassen, ihm meine letzten guten Lehren auf den Weg zu geben,« erwiderte dieser, indem er seines Vetters Arm nahm und mit ihm nach dem Zimmer ging, das für Trifels bereit war. Es war dieses das Fremdenzimmer im anderen Flügel des Hauses hinter dem Saale. Dorthin hatte man alle Gegenstände geschafft, welche Trifels gehörten. Sein Anzug lag bereit, sein Diener wartete, um ihm zu helfen, und eine Zeit lang plauderten die Verwandten über gleichgiltige Dinge, während Wolters, in der Sopha-Ecke ausgestreckt, dem Ankleiden zusah, bis es geschehen war.

»Bist Du fertig?« fragte er dann.

»Ich denke, es fehlt nichts mehr an dem gnädigen Herrn,« erwiderte der Diener.

»So gehen Sie, wir werden klingeln, wenn es nöthig ist.«

Der Mann entfernte sich, Herr von Wolters folgte ihm bis an die Thür, schob leise den Riegel vor und kehrte zurück.

»Du thust etwas, was ich selbst gethan haben würde,« sagte Trifels; »ich habe noch mit Dir zu sprechen.«

»Es fehlt also nichts an dem gnädigen Herrn?« begann sein Vetter, indem er ihn betrachtete; es fehlt aber dennoch etwas. Ich vermisse an ihm den Frohsinn, den er sonst niemals ablegte; dagegen sehe ich durch Rock und Hemd einen Riß, den kein Bräutigam haben soll.«

»Höre mich an, Rudolph,« erwiderte der Freiherr lächelnd; »mag reißen was nicht halten will; für jeden Fall jedoch muß ich den Riß möglichst heilen, welchen ich Dir verursache. Ich habe daher heute ein Instrument aufsetzen und beglaubigen lassen, kraft dessen ich mich verpflichte, Dir jährlich die darin bestimmte Summe zu zahlen, und kraft dessen meine Erben gehalten sind, diese Summe zu capitalisiren und Dir zu überweisen, mag meine Ehe lang oder kurz sein, mögen Nachkommen daraus entspringen oder nicht. Ich habe dieses Document so ausgestellt, daß es von einem später eingegangenen Ehe-Contract oder Testamente nicht angegriffen werden kann, worauf ausdrücklich Bezug genommen ist, und übergebe es Dir hiermit.«

Er schloß eine Briefmappe auf, welche auf dem Tische lag.

Wolters hielt seine Hand fest.

»Laß das,« sagt er, »ich nehme nichts an.«

»Warum nicht?«

»Gieb ihr Alles oder gieb Ihr nichts.« – Er hielt Trifels's Arm fest und blickte ihm ins Gesicht. – »Ich frage Dich,« fuhr er fort, »ob Du reiflich überlegt hast, was Du thust.«

»Ich verstehe Dich nicht!« erwiderte Trifels.

»Du verstehst mich. Du hast den Glauben verloren, daß Du geliebt wirst, Du hast die Hoffnung verloren, die diese Liebe Dir gab. Der Präsident weiß das Geschick Deiner Familie, er hat seine Rechnung darnach gemacht, und seine Tochter hat von ihm gelernt!«

»Sie weiß nichts!« murmelte Eduard.

»Meinst Du? Es kann sein – um so schlimmer für Dich! Zittere vor der Stunde, wo sie es erfahren wird; doch Du zitterst schon jetzt davor. Merke Dir ihre Worte: Er soll es büßen, mich nicht besser gekannt zu haben. – Du wirst es büßen! Flatterhaft, nur an Zerstreuung und Verschwendung gewohnt, ist es ein Spielzeug, das in Deiner Hand zerbrechen muß, und dann, was dann?! Ich sage nichts mehr – ich darf nichts mehr sagen.«

»Gestern – was sagtest Du gestern?«

»Dasselbe,« antwortete Wolters. »Ich sagte Dir, Du müßtest thun, was dieser kluge Schwiegervater haben will, wenn – Du nicht klüger sein wolltest, als er.«

»Und nun – es ist unmöglich!«

»Unterschreibe nicht,« fiel Wolters ein. »Laß ihn zu Dir bitten, noch ist es Zeit. Erkläre ihm, Du könntest Deine Bedenken nicht überwinden, bätest ihn, davon abzustehen.«

»Er wird nichts davon hören wollen.«

»Nein, er wird nichts hören wollen; ich hoffe es, denn dann – bist Du frei!«

Ein Blitz schien aus Eduard's Augen zu dringen, entzündet von dem Worte, das in die geheimste Tiefe seines Herzens drang.

»Du willst frei sein,« fuhr sein Vetter mit gedämpfter Stimme fort, »ich lese den Wunsch auf Deinem Gesicht. Wirf die Rose mit der Schlange von Dir, sie sticht Dich todt! Nicht Dich trifft die Schuld des unvermeidlichen Aufsehens; Jeder wird Dich vertheidigen, wenn er hört, worauf es abgesehen war.«

»Laß mich allein,« sagte Trifels erschüttert. »Du hast mir eine Aussicht geöffnet, die mich verlocken könnte und welche ich bedenken muß. Glaubst Du wirklich, daß der Präsident, wenn ich Bedenken äußere, mir die Wahl lassen wird?«

»Ich kann Dir gestehen, daß ich es gewiß weiß.«

»Und Hedwig wird seinem Gebote folgen?«

»Zweifelst Du, was sie thun wird?«

»Nun, so können wir den Versuch machen!« rief Trifels hastig. »Nur ein wenig Geduld, ich muß mich vorbereiten, stark machen, um die nöthige Laune zu haben.«

»Sei ein Mann, mehr bedarfst Du nicht,« sagte Wolters, indem er ihm die Hand schüttelte. »Im Uebrigen bin ich zu Deiner Hilfe da.«

»Also wirklich frei!« murmelte der Bräutigam vor sich hin, als er allein war; und es gehört nichts weiter dazu, als ein Mann zu sein – das ist in der That sehr wenig!«

Seine Blicke richteten sich auf etwas, das in einen Umschlag gewickelt vor ihm lag, es war Hedwig's Bild. Er öffnete das Kästchen, sah hinein und lehnte sich darüber hin; plötzlich aber lachte er laut auf, in dem Augenblicke als er ein Geräusch an der Thür hörte. Als er sich umwandte, sah er, daß es Fräulein Emma war.

»Bestes Töntchen!« rief er ihr entgegen, »ich freue mich, daß Sie zu mir kommen. Vergebens suchte ich eine Gelegenheit Ihnen den Talisman wieder zustellen zu können. Hier ist er.«

»Hat er Ihnen gute Dienste gethan?« fragte sie.

»Dienste gewiß – ob gute, will ich nicht behaupten. Doch haben Sie vielen Dank.«

»Hedwig hat sich heimlich für Sie malen lassen,« sagte Fräulein Emma. »Warum lachen Sie, Herr von Trifels?«

»Ich glaube, über mich selbst,« erwiderte er. »Was meinen Sie, Töntchen, ist nicht Alles so angethan, daß ich lachen darf?«

»Wenn man über sich selbst lacht,« antwortete sie, »so ist dieses ein Anzeichen, daß man nicht Lust hat, oder nicht die Kraft hat, über das, was man thut, ernsthaft nachzudenken.«

»Lohnt es sich der Mühe?« fragte er. »Glauben Sie, gutes, verständiges Töntchen, daß überhaupt ein ernsthafter Gedanke durch diese ganze Gaukelei geht?«

»Welche Gaukelei?«

»Man hat andere hochtrabende Namen dafür: Schöpfung, Welt, Himmel, Seligkeit, was wissen wir davon! Wir kennen nichts als diesen dunklen, kleinen Ballen, der hin und her geworfen wird, um zuletzt in Splitter zu fliegen, und darauf kriecht und krabbelt ein Wirrwarr von Wesen umher, die wie Eintagsfliegen kommen und verschwinden, um anderen Platz zu machen, denen es nicht besser geht.«

»Und das ist die einzige Gewißheit, welche Sie bis jetzt in Ihrem Leben gewonnen haben?«

»Mein Leben, liebe Emma, ist nicht besser, als jedes andere Leben. Was helfen alle Illusionen? sie fallen ab, wie taube Nüsse. Es giebt nur eine Gewißheit: das Ende, das Nichts, Töntchen, der Untergang in das große Reich der Ruhe, und das ist die Ironie der seltsamen Mystification, daß es zuletzt auch nicht Einen nicht Geprellten giebt. Alle, Töntchen, Alle! Darin liegt die Versöhnung, Glück, Unglück, Elend, Hoheit, Schande, Tugend und Verbrechen, Alles stürzt in dieselbe große Grube, und darüber tanzen, lachen und weinen, die oben stehen, bis sie unten liegen, der Staub beim Staube. Das ist die Ewigkeit.«

»Und was schließen Sie daraus?« fragte Fräulein Emma.

»Daß es einerlei ist, ob man lacht oder weint, betrogen wird oder betrügt, glaubt oder zweifelt, ein Weiser oder ein Narr ist.«

»Das ist Ihre Meinung nicht,« sagte Emma; »ein Mann wie Sie, der nach allem Guten strebt, kann nicht meinen, gut und schlecht sei dasselbe.«

»Was meinen die Menschen so, was heißt gut, was heißt schlecht?« rief er lachend. »Niemand wird sagen: was ich will, ist gemein oder niederträchtig; Jeder hat seinen Maßstab, und Jeder hat Recht. Selbstsucht, Töntchen, Ehrgeiz, Lebensklugheit, Lebensgenuß, das nennen sie streben, das giebt ihnen den leitenden Faden in diesem Labyrinth, ein würdiges Lebensziel und Ende.«

»Können Sie das von Allen sagen?« antwortete Emma, indem sie ihren Kopf stolz aufhob und ihn hell anschaute. »Nein, Herr von Trifels, das werden Sie nicht. Wenn es wahr wäre, wenn es nichts auf dieser Erde gäbe, als Betrüger und Geprellte, wenn Alles falsch und nichtig wäre, was recht und gut, edel und schön heißt, und nichts übrig bliebe, als Selbstsucht und Habgier oder Genuß, dann freilich hätten Sie Recht; allein so ist es nicht bestellt mit uns, solch furchtbares Loos ist uns nicht zugefallen.«

»Wo haben Sie den Glauben her?« fiel er spottend ein.

»Hier sitzt er,« erwiderte sie, indem sie die Hand auf ihr Herz legte, »und wie ich Sie betrachte, fließt er mir stärkend zu. – Wo ist ein versöhnendes Lebensziel? fragen Sie. Wo ist Gott? – In mir ist er mit seiner Allmacht und giebt mir Trost und Ruhe, wenn ich tapfer für sein Reich kämpfe. Und wo ist sein Reich? Sein Reich ist überall, wo es Leid und Kummer giebt und muthige Herzen, die nicht verzagen. Ist das kein Lohn für das arme Leben, wenn man es so gelebt hat, daß man stolz seine Stirn aufheben und sagen darf: sei, wo Du seist, Du Welten-schöpfer, ich fürchte mich nicht, ich stand fest bei Deiner Fahne!? Und ist das kein irdisches Glück, von allen guten Menschen geliebt zu werden, die Redlichen und Gedrückten geschirmt zu haben, den Schlechten gezeigt zu haben, daß man ihrer Herr und Meister wird?«

»Daran,« lachte Eduard von Trifels, »haben sechstausend Jahre vergebens gearbeitet.«

»Vergebens, sagen Sie? Das ist falsch. Vergebens geschieht nichts Gutes. O, wie können Sie spotten, wie können Sie glaubenslos sein. Sie, der so vieles Gute zu thun vermag, dem ein reiches Leben gehört und ein Wesen, so voll Liebe und inniger Güte, ein Herz, das niemals zweifeln, niemals wanken wird.«

»Ich danke Ihnen, theure Emma, ich danke Ihnen für diesen großen Trost,« erwiderte Trifels, und ein krampfhaftes Zucken lief über sein Gesicht. Kaum mehr im Stande, die furchtdare Zerrüttung seiner Gefühle zu verbergen, lehnte er sich auf einen Stuhl und fuhr mit gewaltsamer Ueberwindung fort: »Was Göttliches, Ewiges in uns ist, muß die Liebe beweisen. Liebe! der rothe Faden, der durch diese Nacht läuft, die rettende Hand über diesem schwarzen Strom! und was ist sie – der elendeste Betrug unter bei zahllosen Betrügereien, die Krone aller Narrheit, die uns Seligkeit giebt! – Was sehen Sie mich an, als sagte ich eine Gotteslästerung? Sie sind fromm, Emma, Sie glauben doch an den Heiland. Denken Sie an ihn, er war ein großer Menschenkenner, er glaubte nicht an ihre Treue, nicht an ihre Schwüre. Ehe der Hahn dreimal kräht, wirst Du mich verrathen, rief er dem zu, der ihm Treue gelobte und ehe diese Stunde abläuft, werden Sie erfahren, was heut zu Tage noch die Silberlinge thun. – Da liegt das Bild, nehmen Sie es fort; wenn ich es sehe, könnte ich glauben, es sei doch etwas Wahres an meinen Träumen.«

Emma nahm das Etui und entfernte sich damit, ohne eine Erwiderung. Die rothe, frische Farbe war aus ihrem Gesichte verschwunden, die bängsten Ahnungen bestürmten sie; allein bei aller Betrübniß verlor sie doch ihr besonnenes Ueberlegen nicht.

Als sie den Saal erreicht hatte, stand sie an dem Altar still, der in der Mitte einen Tempel von Blumen und frischen Blüthen bildete. Die Vorhänge der Fenster waren niedergelassen, Wandleuchter und Kronenleuchter brannten, der prachtvolle Teppich, den Hedwig's Freundinnen gestickt hatten und auf welchem das Paar getraut werden sollte, lag aufgerollt, Alles war bereit.

»O, wenn es möglich wäre,« sagte sie nachsinnend, »wenn ich das Alles hier umsonst gethan und geordnet hätte, es wäre zum Gotterbarmen! Ich denke, ich weiß ein Mittel, das ihr Werk zu Schanden machen soll, und da ist es schon! – Wie der Herr einst einen Widder sandte, als ein Vater sein Kind opfern wollte, so sendet er Dich, um Dich selbst vor der Opferung zu bewahren.«

Sie wandte sich mit diesen Worten zu Hedwig um, die, von Glück und Schönheit strahlend, eben hereintrat. Der Myrtenkranz auf ihrem Haupte, der flatternde Schleier, daran befestigt, das wogende Kantenkleid, das dem Zuge ihres schwebenden Ganges folgte, die Kette von großen blitzenden Steinen und die blitzenden Armringe, Alles trug dazu bei, ihrer Erscheinung den höchsten Reiz der Anmuth zu geben. Das rosige Gesichtchen mit tiefblauen Augen lächelte wie eine junge Königin im Gefühle ihrer Hoheit und der Bewunderung gewiß, aber sie ließ

ihre aufgehobenen Arme sinken, als sie, statt den Ruf der Freude und den Segenswunsch ihrer Freundin, deren Worte hörte und ihren Ernst bemerkte.

»Was giebt es denn?« fragte sie, und von ihrem Herzen geleitet, fügte sie hinzu. »Wo ist Eduard? Was ist mit ihm?«

»Dort ist er,« sagte Emma. »Eile zu ihm, er ist krank zum Sterben. Doch halt, einen Augenblick, Du mußt wissen, was helfen kann.«

Sie zog die Braut in die Blumenlaube, hielt sie in ihren Armen und flüsterte ihr leise hastig, was sie gesehen und erfahren, ins Ohr. Es dauerte einige Minuten, dann stieß Hedwig einen Schrei aus.

»Laß mich fort,« rief sie, »ich weiß genug! Laß mich zu ihm, wenn ich nicht ohnmächtig niederfallen soll!«

Sie machte sich frei und eilte auf eine Tapetenthür zu, die in ein Nebengemach und von dort in das Fremdenzimmer führte, wo Trifels sich befand. Fräulein Emma folgte ihr langsam nach, blieb einen Augenblick horchend stehen und drückte dann die Thür wieder zu. Als sie sich umwandte, war ihr derbes Gesicht voll heller Freude, ihre Augen blickten wie zwei Sterne.

»So,« sagte sie, »jetzt bin ich fertig! Das Uebrige wird sich finden, meine Herren! Nun rasch in meinen Hochzeitsstaat! Herrn Niedlich's Strauß mit der Rosaschleife wird ganz allerliebste dazu passen.«

Hedwig hatte das Nebenzimmer durchheilt, mit einem raschen Drucke öffnete sie die zweite Thür, und ohne sich aufzuhalten, flog sie auf Trifels zu, der sie groß und starr

anblickte, als kenne er sie nicht. Er stand noch immer auf den Stuhl gestützt, seine linke Hand lag auf dem Ringe des Glockenzuges; blaß und erschöpft, schien er in einer geistigen Betäubung zu sein.

»Da bin ich, Eduard!« rief die Braut, und vor dem Tone ihrer Stimme zusammenschreckend, richtete er sich auf und sagte gewaltsam:

»Bist Du da? Du bist schön geschmückt.«

»Reiß' Schleier und Krone ab,« antwortete sie mit flammenden Blicken »was sollen sie mir noch, wenn Dein Herz mir nicht mehr gehört! Wer hat sich zwischen uns gestellt, Eduard, wer hat Dir gesagt, daß ich mich verkaufe? Gieb ihnen Alles, was Du hast – was that ich Dir, um so gering von mir zu denken!? Sieh mich an, Eduard, ich weiß Alles, ja ich weiß Alles. – Sie haben Deinen edlen Sinn verdüstert. Was kümmert es mich, wie Dein Vater starb, Dein Bruder endete! Du sollst nicht enden wie sie, geliebter Mann! Meine Liebe, meine heiße, ewige Liebe wird Dich halten.«

»O Hedwig,« murmelte er, auf ihre Stirn gebeugt, tiefathmend, »wir wollen, ja wir wollen! – Es ist Zeit, wir wollen gehen, unterschreiben.«

»Du sollst nicht gehen!« fiel sie ein, »sollst nicht unterschreiben! O, mein Gott, höre Du mich in meiner Herzensnoth! – lebe für mich, Eduard. Einst hast Du mir gelobt, Alles zu thun, was ich von Dir fordere. Nun denn, ich fordere, daß Du an mich glaubst! Kannst Du das nicht, so sprich es aus! hier stehe ich, sprich es aus, dann geh.

Ich will dann sagen: mein ist die Schuld! Du sollst frei sein, ich halte Dich nicht – Sei frei!«

Sie legte die Hand auf ihre Brust, ihre Augen hefteten sich traurig, aber ohne Thränen auf ihn, ihr Kopf richtete sich auf. So standen sie Beide eine kurze Zeit, dann begegneten sich ihre Blicke, und wie ein Strom neuen Lebens drang die göttliche Gewalt der Liebe in sein Herz. Auf sein Knie sinkend, ergriff er ihre Hand, bedeckte sie mit seinen Küssen, und mit einer Stimme, wie sie diese nie gehört, rief er:

»Ich glaube an Dich, ich liebe Dich; Allmacht der Liebe, schütze uns!«

Hedwig lag selig weinend in seinen Armen.

»Laß uns fort, mein Geliebter,« flüsterte sie ihm zu; »führe mich in Dein Haus, nicht in die weite Welt. Laß uns einsam wohnen, glücklich durch uns, froh durch uns. Ich will in Treue überall bei Dir sein, Dein Leben, Deine Sorgen theilen. O! das gute Töntchen hat Recht, wir müssen Sorgen haben, wir müssen arbeiten, um uns zu freuen!«

In dem Augenblicke klopfte es an der Thür, Herr von Landau sagte draußen:

»Mein lieber Trifels, halten Sie Sich bereit. Die Brautjungfern suchten Hedwig, die ihnen abhanden gekommen ist. Haben Sie mir noch was zu sagen?«

»Nein,« erwiderte Trifels, und indem er die Thür öffnete, fügte er hinzu: »Treten Sie ein, theurer Papa, Hedwig ist bei mir.«

»Wo ist sie denn?« riefen zu gleicher Zeit mehrere Stimmen in der Nähe.

Eduard reichte Hedwig den Arm und führte sie den Zeugen und Gästen entgegen der glänzenden Versammlung, welche den Saal füllte. Der Präsident folgte überaus erstaunt und bemüht, Alles, was in ihm vorging, mit seinem Lächeln und seinen glatten Worten zu bedecken. Man bemerkte leicht, daß die Braut geweint hatte und sehr bewegt war; auch der Bräutigam schien aufgeregt; aber wie konnte es anders sein? Die Thränen, welche hier vergossen wurden, waren nur Zeichen des seligen Glücks, das aus Beider Augen leuchtete.

Der Zug ordnete sich inzwischen zu beiden Seiten des Altars. Der Prediger im Ornate trat herein, die Begrüßungen fanden Statt. Während dessen stand auf der einen Seite im Hintergrunde Herr von Wolters, sardonisch lächelnd, wie inner, und nach dem Seitentische blickend, hinter welchem ein schwarzgekleideter Herr, der Notar, sich mit Papieren beschäftigte; auf der anderen Seite hatte sich Herr Niedlich auf die Zehen gestellt und sah, über alle Köpfe fort, mit seinem lieblichsten Grinsen nach Fräulein Emma, welche so eben eintrat und ihm ganz allerliebste vorkam.

»Es ist merkwürdig, wie sie aussieht!« flüsterte er vor sich hin; »wie ein bescheidenes weißes Mondtäubchen mit buntem Kropf und rosigen Flügelstreifen!«

Entzückt über diesen Vergleich, grins'te Herr Niedlich dann mit noch größerem Selbstbewußtsein und betrachtete stolz seinen Blumenstrauß und die Rosaschleife, den einzigen Putz, welchen seine Angebetete trug.

»So mag denn der feierliche Act beginnen,« sagte der Präsident. »Wir lassen die Unterzeichnung der Ehepacten vorangehen, wie wir übereingekommen sind. Es ist Ihnen doch genehm, lieber Eduard?«

»Gern und freudig will ich unterzeichnen,« antwortete Trifels laut.

Herr von Laudau sah neben Trifels hin auf Wolters, der noch schärfer lächelte, noch boshafter, und dessen Brillengläser dem Präsidenten so blendend entgegenfunkelten, daß er sogleich sich abwandte.

Der Notar las und sonderbar war es, daß Herr von Landau immer noch meinte, es werde und müsse etwas geschehen, irgend ein Zwischenfall eintreten, ein Bedenken, ein Einwand. Heimlich zitternd vermuthete er eine Hinterlist. Er konnte es nicht glauben, daß Wolters, dem er die größte Klugheit zutraute, und daß er selbst sich gänzlich getäuscht haben sollte. Alle seine Fibern spannten sich an, als er Trifels die Feder ergreifen sah; sein Herz stand still, als er bemerkte, daß das Gesicht des Freiherrn ernst wurde, als ob er über etwas nachzudenken schiene; und als Eduard seine Augen auf die Schrift heftete und dann den Kopf nach ihm umwandte, raffte er allen Muth zusammen. Aber es war nur ein Moment, denn plötzlich kehrte die Freundlichkeit des Bräutigams

zurück, der mit innigem Ausdruck von Wahrheit zu ihm sagte:

»Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mir Gelegenheit gaben, zur Sicherung meiner theuren Hedwig beitragen zu können, wenn etwa meine irdische Laufbahn von kurzer Dauer sein sollte. Ich gehöre zu einer Familie, die leider viele traurige Erfahrungen gemacht hat, wie bald es um uns gethan ist; allein in dieser feierlichen Stunde schwöre ich, ein thätiges und nützliches Leben zu leben, so lange es Gott geschehen läßt, und meine geliebte Hedwig nie zu betrüben.«

Darauf beugte er sich nieder, unterschrieb, gab Hedwig die Feder, und Beide hielten sich umarmt, während die Zeugen ihre Namen darunter setzten, bis Alles geschehen war.

Nun folgte der Act der Einsegnung in feierlicher Stille, welche nur durch das laute Ja des Bräutigams und der Braut unterbrochen wurde, und dessen Ende dann alle die Glückwünsche, Thränen, Küsse und Liebesworte folgten, welche nothwendig folgen müssen. Hedwig hing in ihres Vaters Armen, der ungemein bewegt und ergriffen schien; die meisten Anwesenden waren von dem bangen Gefühle der nahen Trennung beherrscht, Andere dachten darüber nach, daß die Aeüßerungen des Bräutigams beim Unterschreiben doch sehr seltsam gewesen seien, und ihre Gedanken erhielten neue Nahrung, als Hedwig Emma um den Hals fiel und mit Küssen und Liebkosungen sie fast erstickte.

»O Töntchen!« rief sie dabei, »Du gutes, Du geliebtes Töntchen, Dir danke ich Alles! Du bist der Schutzgeist, der uns schirmte!«

Fräulein Emma ging mit ihr fort den Saal hinab und durch die Nebenzimmer; während dessen flüsterte ein Diener dem Bräutigam zu, daß die Pferde bereit ständen und daß jemand ihn zu sprechen wünschte, der dringend darum bäte.

Nach einigen weiteren Fragen erfüllte Trifels dieses Verlangen und fand in dem Corridor Reinhold wartend, der kein hochzeitliches Gesicht machte, sondern so betrübt aussah, als habe er etwas sehr Trauriges zu berichten. Ohne eine Frage seines vornehmen und glücklichen Freundes abzuwarten, trat er diesem entgegen, sobald er ihn kommen sah, und redete ihn an.

»Vergeben. Sie meine Zudringlichkeit,« sagte er, »ich würde nicht hier sein, aber ich habe es versprechen müssen – einem – einem – der zum letzten Male Sie um etwas bittet.«

»Wer, Reinhold? Woher kommen Sie?« fragte der Freiherr.

»Von einem, der die Erde verlassen will,« antwortete der Arbeiter leise. »Von Herzberg.«

»Was ist mit ihm?«

»Er hat einen Blutsturz gehabt, der Doctor meint, es sei ein Gefäß gesprungen. – Es war wohl Vieles wirr in ihm,« fuhr er mit leiser, zitternder Stimme fort, aber hier – hier« – er legte die Hand auf seine Brust – »hier war es doch klar.«

»Armer Herzberg!« rief Trifels voll Theilnahme. – »Was kann ich für ihn thun?«

»Wenn es sein kann,« sagte Reinhold – »es ist ein Sterbender, lieber Herr, ich muß ausrichten, was er mir geboten hat – wenn es also sein kann, möchte er noch einmal Ihre Hand drücken. Ich glaub's wohl, er hat etwas auf seinem Herzen, das ihn quält, doch ist er ganz vernünftig, ganz ruhig; ich möchte sagen, er sieht selig aus.«

»Ich will kommen, ich will!« erwiderte Trifels.

»Es ist aber noch etwas,« flüsterte Reinhold demüthig, »ich wag's kaum auszusprechen, muß es aber doch thun. – Sie wissen wohl – es hatte sich ein thöricht Denken in ihm festgesetzt, das konnte er nicht los werden, nun ist es überwunden. Wenn es das Fräulein – die gnädige Frau – nicht verschmähte, an sein Lager zu treten und zu sprechen: Ich habe Alles vergeben! Ich glaube, es würde ihm das Ende leicht machen.«

»Sie wird es thun, Reinhold, Hedwig wird mich begleiten.«

»So dank' es Ihnen Gott!« sagte der Arbeiter. »Ich dachte es wohl, Sie würden es nicht abschlagen.«

Nach einigen Minuten kehrte Trifels in den Saal zurück, suchte Hedwig auf, die unter ihren Freundinnen stand, und nachdem er kurze Zeit heimlich mit ihr gesprochen, wandten sie sich Beide zu der Versammlung.

»Wir müssen scheiden!« sagte der junge Mann, »der Augenblick ist da, und rasch soll es gethan sein bei jedem Abschied.«

»Aber Sie werden doch nicht im Hochzeitsstaate fort wollen!« rief der Präsident lachend. »Soll Hedwig mit dem brüsseler Kantenkleide bis Paris fahren?«

»Ich hülle sie warm ein, theurer Papa, und auf der ersten Station werden wir Zeit haben zum Umkleiden. Im Uebrigen geht unsere Reise nicht nach Paris, sondern da Hedwig es so wünscht und will, zunächst in das stille, alte Haus meiner Väter. Wir reisen auf mein Gut, bester Papa. Morgen in der Frühe werden wir dort anlangen, und schon in wenigen Wochen, vielleicht schon in Tagen, machen wir Ihnen einen Besuch. Ich führe Hedwig in Ihre Arme zurück. Damit sind Sie doch zufrieden?«

»Wie? wie?« rief Herr Landau aufs Aeüßerste überrascht. – »Zufrieden? Unendlich glücklich machen Sie mich!« fügte er hinzu; »aber« – er sah verwirrt umher und faßte an seinen Kopf – »ich glaube beinahe, ich träume, Alles ist falsch!«

Allein er träumte nicht. Hedwig warf sich noch einmal in seine Arme, er sah, wie Trifels sie in den Mantel hüllte, er hörte den ganzen Lärm des Abschiedes. Seine Ohren sausten, sein Blut drängte sich im Gehirn zusammen, Alles was geschah, kam ihm vor, als vernehme und sehe er es aus weiter Ferne, und als sie endlich hinaus waren, als er den Wagen rollen hörte, eilte er mit wankenden Füßen an das Fenster, riß es auf, blickte noch einmal in das Gesicht seines Kindes und sank dann in den nächsten Stuhl, so bleich und erschöpft, daß viele Helfende und Tröstende, Weinende und Bedauernde mit Wasser,

Essenzen, Tropfen und Brausepulvern ihn umringten und anfielen.

Man wollte einen Arzt rufen, allein das verbat sich der Präsident.

»Es ist nichts,« sagte er, »es geht vorüber. Die heftige Aufregung hat mich angegriffen. Bleiben Sie alle, bleiben Sie.«

Natürlich aber blieb Keiner; eine Viertelstunde darauf war das Haus leer. Herr von Wolters und Herr Niedlich unterstützten den Präsidenten, als er nach seinem Zimmer ging, wo er einen Löffel voll Cremor-Tartari verschluckte und mit finsternen Mienen, die Arme über die Brust gekreuzt, schweigend zuhörte, was seine beiden Gesellschafter sprachen.

»Es ist merkwürdig,« sagte Herr Niedlich, »wie eine Sache oft eine ganz unerwartete Wendung nehmen kann! Es ist wie mit einem Geschäft. Alles wird aufs Beste calculirt, nichts versäumt, nichts außer Acht gelassen, plötzlich kommt eine unangenehme Conjunctur, und es hilft Alles nichts, alle Vorsicht nichts, es schlägt um.«

»Nehmen Sie Sich in Acht, Herr Niedlich, daß Ihr Geschäft nicht auch umschlägt,« antwortete der Regierungsrath mit seinem boshaften Aufblicken.

»Ich? Wie so?« antwortete Herr Niedlich. »Mein kleines Geschäft, oh! das steht auf festen Füßen,« fügte er, pfiffig seinen Mund spitzend, hinzu.

»Ich habe den besten Grund zu glauben,« sagte Wolters, »daß wir den größten Dank für den erfreulichen Ausgang dieses Tages Fräulein Emma schuldig sind. Es

taugt selten, wenn sich unberufene Dritte in Geschäfte mischen oder Familien-Angelegenheiten durchkreuzen; in diesem Falle aber haben wir wirklich von Glück zu sagen. Mein armer Vetter war voller Anfechtungen und banger Sorgen, er wünschte diese mit dem Herrn Präsidenten zu berathen; das würdige Wirthschafts-Fräulein kam ihm jedoch zuvor und schaffte endlich, wie ich gar nicht zweifle, zuletzt die holde Braut selbst zur Stelle. Haben Sie gehört, Herr Niedlich, wie sie dafür belohnt wurde? wie meine theure Cousine sie am Altare umarmte und mit unendlicher Zärtlichkeit sagte: Du bist unsere Heilige, unser Schutzgeist, Du hast uns errettet!«

»Wahrhaftig!« rief Herr Niedlich stolz, »das habe ich gehört.«

»Also glauben Sie,« fragte der Präsident, sich aufrichtend, »daß Emma dies wirklich gethan hat?«

»Am besten, Sie fragen sie selbst,« erwiderte Wolters, »denn ich höre sie an der Thür.«

Und in der That trat Fräulein Emma mit einer Flasche herein.

»Ich habe hier einen kühlenden Trank,« begann sie freundlich, »das Beste aus meiner Haus-Apotheke, Himbeer-Essig, lieber Herr Präsident, ein ganz vortreffliches, kühlendes Mittel. Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Glas bereite.«

»Ich habe Essig genug heute schon bekommen!« erwiderte der alte Herr. »Antworten Sie mir. Waren Sie bei – bei meinem Schwiegersohne kurze Zeit vor der Trauung? Ich will die Wahrheit wissen.«

»Die Wahrheit? Ich lüge niemals. Ja, Herr Präsident, ich war dort.«

»Was hatten Sie bei ihm zu schaffen?«

»Ich hatte mit Herrn von Trifels eine Unterredung.«

»Eine Unterredung, die ganz überflüssig war!«

»Das war sie nicht. Herr von Trifels befand sich in größter Aufregung. Es schien mir, als bildete er sich ein, Hedwig's Liebe zu ihm sei Schein und Blendwerk, es handle sich zumeist bei ihr darum, ihn bald zu beerben und ihn dahin zu bringen, daß sie dies könne.«

»Wer hat Ihnen das in den Kopf gesetzt?« rief Herr von Landau heftig, indem er aufstand.

»Das hat mir Niemand in den Kopf gesetzt, ich sah es klar genug. Wer es dem Herrn von Trifels in den Kopf setzte, der mag es verantworten. Gewiß ist, daß es nicht gelang, und dazu habe ich allerdings geholfen.«

»Sie schickten Hedwig zu ihm,« murmelte der Präsident.

»Es war das einzige Mittel, ihn zu heilen. Ich sagte ihr Alles, was ich dachte und wußte, und als sie bei ihm war, zog der böse Feind ab.«

»Wer heißt Sie, Sich ungerufen in meine Familien-Angelegenheiten zu mischen?!« rief Herr von Landau mit dem Fuß aufstampfend.

»Ich glaube Ihren Dank verdient zu haben,« antwortete Fräulein Emma unerschrocken. »Hedwig's ganzes Glück stand auf dem Spiel.«

»Dummes Zeug!« fuhr der Präsident fort; »Sie haben Ihre Einbildungen, Ihre Horchereien der jungen Frau auf den Weg gegeben.«

»Ich habe wirklich einmal gehorcht,« sagte Emma, »und zwar hier ganz zufällig, gestern, als Herr von Wolters bei Ihnen war.«

»Und das sagen Sie mir ins Gesicht?!« schrie der alte Herr aufgebracht. »Entfernen Sie Sich, gehen Sie – überhaupt, suchen Sie Sich einen anderen Platz, ich will mein Haus frei machen.«

»Von mir,« erwiderte sie sanftmüthig. »Das ist hart, Herr Präsident; doch ich danke Ihnen für manche Güte und manche frohe Stunde. Ihr Wille soll geschehen.«

Sie ging, wandte sich aber nochmals um und sagte: »Wollen Sie mich begleiten, Herr Niedlich?«

»Ich?« rief Herr Niedlich, »oh, bitte!« – Er legte die langen Finger an sein spitzes Kinn, zog die Stirn zusammen und lächelte süß. »Zu meinem aufrichtigsten Bedauern,« fuhr er fort, indem er sich verbeugte, »habe ich durchaus keine Zeit, Fräulein Emma, so gern ich unter veränderten Umständen Ihnen immer zu Diensten gewesen sein möchte.«

»Ich danke Ihnen, lieber Herr Niedlich, Sie ersparen uns Beiden eine Mühe,« erwiderte Fräulein Emma, und mit freudigem Gesichte ging sie hinaus.

Als sie den Saal erreichte, wo noch immer der Altar stand, waren die Kerzen ausgelöscht, der große Raum öde und finster. Ihre Hände gefaltet, stand sie vor der

Blumenlaube einige Minuten lang und Ihre Augen wurden immer heller, ihre Blicke immer muthiger und be-seelter, bis sie endlich mit lauter Stimme sagte:

»Gethan ist gethan – Gott sei gelobt! Es ist eine Freude in mir, die ich mit nichts vertauschen möchte. Mag es kommen, wie es kommt, und bin ich auch einsam in der Welt, will keiner mich haben, so habe ich doch ein Herz, das nimmer verzagen wird.«

»Wer ist da?« fragte sie, sich unterbrechend, denn es kam ihr vor, als stehe an der anderen Seite des Altars eine dunkle Gestalt.

»Ich,« erwiderte eine sanfte Stimme.

»Wer, ich?« fragte sie, obwohl sie die Stimme erkannt hatte; gleich aber fügte Sie hinzu: »Sie, Herr Stark? Was thun Sie hier?«

»Ich wollte zu dem armen Herzberg gehen,« erwiderte er, »kam noch einmal hier heran, um nachzufragen, ob Herr von Trifels fort sei, und dann wollte ich Sie eben deßwegen sprechen, Fräulein, wollte Ihnen Nachricht davon geben, weil Sie so gut sind, und die Leute ließen mich hier warten, indem Sie bei dem Herrn Präsidenten waren.«

Reinhold sprach abgebrochen, es schien ihm Mühe zu machen. Da Emma von dem traurigen Vorfall aber nichts wußte, so erzählte er ihr endlich Alles, was sie mit inniger Theilnahme hörte.

»Wenn Herr von Trifels es versprochen hat,« sagte sie, »so ist er auch gewiß dort; aber er muß bald wieder fort, und die alte Mutter ist allein mit ihrem unglücklichen

Kinde. Ich will Sie begleiten, lieber Herr Stark. Wo man Leid nicht ändern kann, kann man es doch mildern. Wir wollen Beide trösten und helfen, so weit dies in unserer Macht ist.«

»Wie gut Sie sind, wie lieb und gut,« sagte der Arbeiter leise. »Aber wird es auch gehen, werden Sie den weiten Weg machen können?«

»Ich werde bald wohl weitere Wege zu machen haben,« erwiderte sie. »Ich werde das Haus hier ganz verlassen.«

»Verlassen?« fragte er erschrocken. »Und wohin – darf man fragen – wohin Sie von hier aus wollen?«

»Ich weiß es selbst nicht,« erwiderte sie. »Sie haben es ja gehört, Herr Stark, denn Sie standen bei mir, ohne daß ich es wußte. Ich bin einsam und allein in der Welt, weiß nicht, wohin ich mein Haupt legen soll.«

»O – oh!« sagte er, durch die Dunkelheit seine Hände ausstreckend, seine rauhen, harten Hände, welche ihre Hände suchten und fanden, »das darf nicht sein, nein, das darf nicht sein! Es giebt einen Ort – einen Ort – wenn Sie den wollten – ich wollte ihn schützen mit aller Kraft.«

»Welchen Ort?«

»Meine Brust!« sprach er tief und stark, und wie er ihre Arme um seinen Nacken fühlte, wie ihr Kopf an der geheiligten Freistätte ruhte, welche er ihr bot, wollte ihm das Herz zerspringen.

»Ich will, Reinhold, ich will!« sagte Emma, und ihre Lippen begegneten sich. Neues, nie gekanntes Leben

rann durch seine Adern, seine Augen leuchteten voll kühnen Muthes, er preßte sie stolz und heftig an sich.

SIEBENTES CAPITEL.

Der Präsident war mit Wolters allein geblieben, denn Herr Niedlich hatte es für Zeit gehalten, sich unterthänigst zu empfehlen. Eine schwer zu beschreibende Zerrüttung seiner Gedanken und Empfindungen trieb den alten Herrn auf und ab, während sein Gefährte, kaltblütig wie immer, in den weichen Polstern saß und sich damit belustigte, Alles zuzugeben und auszumalen, was an angstvollen Zweifeln und halb unterdrückten Vorwürfen über die Lippen des Herrn von Landau floß. Heimlich aber war er voller Verachtung gegen dieses Gewinsel und voller Lust, sich davon zu befreien und sich möglichst vortheilhaft aus dem mißrathenen Geschäft zu ziehen, wie er heimlich lachend, mit Bezug auf Herrn Niedlich, sagte, der es auch so gemacht hatte. Eine Zeit lang überlegte er, was besser sei, ob er die verliebte Narrheit des alten Burschen noch weiter anreize, oder ob er ihm diese in ihrer ganzen Nacktheit vorhalte. Eine rachsüchtige Erwärmung lief über seine Haut, wenn er sich vorstellte, welch Spectakelstück ausgeführt werde, wenn die Blechschmieds-Tochter, zur Frau Präsidentin umgeformt, unwiderruflich zur öffentlichen Ankündigung komme. Daneben aber fiel es ihm doch wieder ein, daß, wenn er auch im reichsten Maße allen Betheiligten den Aerger und Kummer gönnte, welcher ihnen daraus erwuchs, ihm selbst doch eigentlich kein reeller Vortheil erblühen

würde. Er war von dem schlaun Mädchen schnöde abgeführt worden, als er den unverschämten Versuch machte, ihr zu zeigen, was er beabsichtigte, und er traute ihr zu, daß sie künftig noch kräftiger beweisen werde, wie tugendvoll ihre Liebe zu dem würdigen Manne sei, der ihr Namen, Rang und Stand aller Art verschaffte. Auch war sie ganz dazu geeignet, ihn am Seile festzuhalten, so lange er lebte, ihn so zu umspinnen, daß er wirklich sich einbildete, er sei sehr glücklich; und zuletzt söhnten sich die Anderen wohl gar mit dem Unvermeidlichen aus, es kam zu einer allgemeinen Verständigung, wenigstens zu einem äußeren Vernehmen und zu Aufklärungen, die nicht ermangeln würden, ihm die ganze Sündenlast aufzupacken. Hinderte er dagegen jetzt diese Heirath, so mußte ihm ein Verdienst zugeschrieben werden, das von allen Seiten Vortheile bot, und er zweifelte durchaus nicht daran, daß in kurzer Zeit der Präsident selbst sowohl wie sein Vetter und die ganze Familie ihm dankbar sein würden. Was vorgefallen war, darüber mußte Herr von Landau gewiß schweigen, und wenn er jetzt großmüthig die Zusicherung einer beträchtlichen Rente zurückgewiesen hatte, so war das Document nicht vernichtet, Trifels hatte es in der Mappe, und bei einer zweiten Gelegenheit wanderte es jedenfalls in seine Tasche. Ueberhaupt, wie jetzt die Sachen lagen, schien es die dümmste Albernheit, alle Brücken abzubrechen, welche zur Versöhnung mit seinem Verwandten führte, und wo hätte sich ein besseres Mittel gefunden, sich ihm wieder zu nähern, als er es in der Hand zu haben glaubte?

Es war keine Frage, daß Herr von Landau im größten Selbstzerwürfniß, völlig unselbstständig, nicht wußte, was er beginnen sollte. Er bereute, er wurde von Vorstellungen gequält; es bedurfte nicht viel, ihn dahin oder dorthin zu stoßen eine entschlossene Hand konnte ihn zu jedem Sprunge bringen. Hätte Wolters ihm aus einander gesetzt, daß jetzt nichts übrig bleibe, als sein Wort zu halten, und ihm die treue, wartende, ihm Alles opfernde Geliebte im schönsten Lichte gezeigt, wie er es öfter gethan, so würde er mit einer verzweifelnden Anstrengung ihm gefolgt sein – er wartete auf diese Unterstützung; aber der Regierungsrath hütete sich davor und hatte eine mephistophelische Freude daran, ihn immer mehr in Schrecken zu setzen.

»Ich hätte es nicht thun sollen,« sagte der Präsident halb laut, »ich hätte Emma nicht so behandeln sollen. Wohin wird sie gehen?«

»Wahrscheinlich wird sie zunächst sich an das junge Paar wenden und ihm Mittheilungen machen, erwiederte Wolters. »Sie hat es nicht weit dazu.«

»Wer konnte denken, daß er, statt wenigstens ein halbes Jahr zu reisen, auf sein Gut gehen würde!«

»Das konnte freilich Niemand denken.«

»Auf dieses Gut mitten in abgelegenen Wäldern! Hedwig zeigte immer Entsetzen, wenn sie von dem alten traurigen Hause hörte; was ist Alles darin vorgefallen!«

»Es war freilich eigenthümlich genug.«

»Verstehen Sie es? Begreifen Sie es? Sie werden dort umkommen!«

»Das glaube ich nicht,« sagte Wolters in sanftem Tone, »ich glaube vielmehr, sie werden sehr zärtlich und vergnügt sein. Ich bin überzeugt,« fuhr er fort, »daß Trifels wirklich, wie er es gelobt hat, ein neues, thätiges Leben beginnen wird, und zwar, ohne alle Rückfälle. Die junge, schöne Frau kennt jetzt den Quell seiner geheimen Besorgnisse, sie wird ihn mit ihrer Liebe fesseln, wird ihm Glauben und Vertrauen geben. Ich fürchte nichts mehr für ihn, bester Herr von Landau, alle meine Bedenken über sein dauerndes Glück haben ihr Ende erreicht.«

Der Präsident sagte nichts darauf, obwohl eine Antwort sich ihm aufdrängte. Seine eigene Lage beschäftigte ihn jedoch noch mehr, und er war klug genug, seinen letzten Freund nicht zu beleidigen.

»Es hat sich Alles verändert, Alles verändert!« begann er nach einem Weilchen. »Jeden Tag, jede Stunde kann Hedwig bei mir sein. Ich bin in entsetzlicher Bedrängniß, sehe Stürme über mich kommen, die ich nicht ertragen kann. Sagen Sie selbst, lieber Wolters. Ich liebe meine Kinder, besonders Hedwig. Ist es nicht traurig, fürchterlich, in solcher Lage zu sein?«

»Man muß den Muth nicht zu schnell verlieren,« erwiderte Wolters tröstend, und setzte er boshaft hinzu, »sein Glück und seine Zufriedenheit immer zunächst bedenken.«

»O, freilich, freilich!« seufzte Herr von Landau, »allein Alles liegt zertrümmert, nichts hat sich erfüllt.«

»So kann sich Niemand beklagen, wenn wir selbst nicht erfüllen können, was wir im Vertrauen darauf versprochen.«

»Wie meinen Sie das?« fragte der Präsident stillstehend.

»Ich meine,« fuhr Wolters eben so einschmeichelnd fort, »man muß in jeder Lage des Lebens den Verhältnissen Rechnung tragen und durchaus das thun, was diese als gerechtfertigt darstellen.«

»Und Sie – Sie nehmen an . . . «

»Ich nehme an,« sagte Herr von Wolters, »daß Sie Sich für Eines von Beiden entscheiden müssen. Entweder Sie wollen Wort halten, dann bieten Sie allen Stürmen klug und entschlossen Trotz, oder Sie finden, daß es nicht möglich sei, dann machen Sie der Sache eben so entschlossen ein Ende.«

»Das kann ich nicht!« stöhnte der Präsident. »Das arme, liebe Kind, es würde ihm das Herz brechen!«

»Das wäre freilich ein höchst jammervolles Ende,« antwortete Wolters, der seinen Hohn nicht mehr unterdrücken mochte, »allein ich denke, das Herz wird ganz bleiben.«

Der Präsident wurde empfindlich.

»Ich kann eine solche Schuld nicht auf mich laden!« rief er energisch. »Ein edles, großmüthiges Herz, das mit solcher Stärke mir anhängt, kann ich nicht in Verzweiflung stürzen.«

Jetzt schien es Wolter's Zeit zu sein, ohne alle weitere Schonung zu handeln. Er fühlte ein wollüstiges Behagen

dazu, und seine Brille zurechtrückend und diabolisch lächelnd, das scharfe Gesicht seinem Opfer entgegen gebeugt, sagte er im verbindlichsten Tone:

»Erlauben Sie, theuerster Herr von Landau, daß ich Ihnen als ein wahrer und unterthäniger Freund die volle Wahrheit sagen darf?«

»Sagen Sie alles, was Sie denken.«

»Glauben Sie denn, daß Sie Ihrer selbst wegen so heiß geliebt werden?«

Der alte Herr schwieg betroffen. Wolters ließ ihm Zeit zur Antwort.

»Ich sollte meinen,« sagte Herr von Landau endlich halblaut, »daß es dafür Beweise giebt.«

»Mein theurer Herr von Landau,« fuhr der Regierungsrath schmeichelnd fort, »Sie erfreuen Sich allerdings noch eines sehr rüstigen Alters, blühender Gesundheit, jugendlicher Vorzüge, allein wenn Sie scharfsichtig erwägen, daß die Schwärmerei, welche man Liebe nennt, die Begeisterung und die Illusionen der Jugend verlangt, so werden Sie zugeben müssen, daß es zu den Seltsamkeiten junger schöner Augen gehören würde, wenn diese an ernsten Falten und grauenden Haaren eines gereiften Mannes besonderes Wohlgefallen finden könnten. Ich sage: die Augen, bester Herr Präsident; denn diese göttliche Leidenschaft hängt allein von den Augen ab. König ist der, welcher den Augen gefällt, würde Herr Niedlich nach Schiller sagen. Wenn Sie also glauben, daß dieses schlaue, liebe Kind mit dem großmüthigen Herzen Liebe in dieser Weise für Sie empfindet, so darf ich Ihnen

die Versicherung nicht vorenthalten, daß Sie von ganz falschen Voraussetzungen ausgegangen sind.«

»Sie kennen ihr Herz nicht,« sagte Herr von Landau verwirrt. »Ihr Herz ist edler und reiner, als Sie es begreifen.«

»Ihr Herz?« antwortete Wolters lachend. »Gegen diesen Vorwurf muß ich sie beschützen, denn sie hat kein Herz, alles Andere, nur nicht dieses. – Hören Sie mich an, wenn es Ihnen gefällig ist. Was verlangen Sie? Verlangen Sie eine junge, artige Frau, welche Ihnen dankbarlich anhängt, sich klug Ihnen anschmiegt, sich immer freundlich, immer gelehrig zeigt und Sie mit Küssen und Schmeicheleien täglich tractirt für Ihre Liebesbeweise, Ihre schönen Geschenke, Ihre Aufmerksamkeiten als gefälliger, entzückter Eheherr, so säumen Sie nicht, Sie werden gewiß vielerlei Freude erleben. Verlangen Sie aber Liebe, das heißt innige, zärtliche Anhänglichkeit, jene süße Schwärmerei, die mit dem Geliebten in der Hütte wohnen, sich mit ihm in Einsamkeit vergraben möchte, wie es jetzt meinem glücklichen Vetter gewährt ist – verlangen Sie die heißblütige Begeisterung, für den Geliebten zu leben und zu sterben, sich ihm zu opfern, Alles für ihn und mit ihm zu tragen und zu dulden, so haben Sie davon gewiß nichts zu erwarten.«

»Meinen Sie – nichts, nichts?« fragte Herr von Landau.

»Und mit welchem Rechte?!« versetzte Wolters, »ist man nicht mehr in den Jahren, wo der Stein Funken schlägt, so darf man in Wahrheit kein Feuer der Leidenschaft mehr verlangen. Hat man noch zärtliche Wünsche,

so bezahlt man sie, bezahlt sie mit Geld oder mit seinem Namen, mit Armbändern oder gedeckten Putzmacher-Rechnungen.«

Er lachte laut auf.

»Ich glaube auf mein Wort,« sagte er dann, »daß eine solche gut honorirte zärtliche Liebe häufig viel länger aushält, als die Rasereien des jungen Blutes; nur müssen die Mittel und der gute Wille, zu geben, nicht abnehmen.«

»Wenn Sie Recht hätten!« fiel der Präsident beschämt, nachdenklich und stockend ein – »aber das ist es eben, Sie haben nicht Recht, und so kann ich mich nicht zurückziehen. Ich kann nicht, und wenn ich daran erstickel!«

»Es kommt auf den Versuch an,« erwiderte Herr von Wolters. »Ist diese Zuneigung wirklich eine seltsame Blume, welche Ihnen blüht, so wäre es Frevel und Verbrechen, sie zerreißen und vernichten zu wollen; wenn sich jedoch ergeben sollte, daß Fräulein Marie nichts weiter beabsichtigt, als Frau von Landau zu werden, was würden Sie dann thun, Herr Präsident?«

»Dann allerdings würde ich mit Gewissensruhe mich zurückziehen können,« sagte er mit einer gewissen Freudigkeit des Tones. »Dann wäre ich der Getäuschte, bester Wolters, und verdiente gerechten Tadel, wollte ich mit Kindern, Freunden und der ganzen Welt mich zerwerfen, um einem eitlen, herzlosen Mädchen zu genügen. – Aber Sie täuschen Sich,« fuhr er fort, und man merkte es, daß

er sich gern widersprechen lassen wollte – ich wünsche, daß Sie Sich täuschen, ich werde Sie überzeugen.«

Der Regierungsrath stand auf und verbeugte sich.

»Wenn es Ihnen gefällig ist,« sagte er, »so bitte ich mir sogleich die Probe aus. Wollen Sie nach meinem Rathe verfahren?«

»Ich denke, daß ich es thun muß,« antwortete Herr von Landau.

»So begleiten Sie mich.«

»Wohin?«

»Zu dem Herrn Schwiegerpapa Blechschmied,« lächelte Wolters.

Der Präsident zog die Stirn zusammen, plötzlich aber drückte er dem Regierungsrath die Hand und sagte lebhaft:

»Ich will Ihnen folgen, ich muß mich überzeugen. Sie haben ein gewisses Herz zum Spötteln, ich fühle es; doch wenn Sie mich frei machen können von diesem – Schwiegervater, so will ich immer ihr dankbarer Schuldner bleiben.«

Nach einer Viertelstunde verließen die beiden Herren das Haus, gingen Arm in Arm, vertraulich sprechend, die Straße hinab und näherten sich der bescheidenen Wohnung des Meisters Hartmann; hier jedoch hatte sich schon vor ihnen ein anderer Gast eingefunden, kein geringerer nämlich, als Herr Niedlich der aber nicht so wie in alter Zeit herablassend und zudringlich herumhüpfte, sondern mit ausnehmender Höflichkeit die Frau Meisterrin und Fräulein Marie unterhielt, was Beiden sehr gut zu

gefallen schien. Herr Niedlich hatte es gewagt, bescheidenlich dieses Haus wiederum zu betreten, aus dem er so ungestüm entfernt worden war; er verfolgte jedoch höhere Zwecke, und diese machten es ihm leicht, überführende Erinnerungen fort zu kommen. Nachdem er eingesehen hatte, es sei nichts mit dem Mondtäubchen, das, aus dem goldenen Käfich gesagt, ein höchst werthloser Besitz sein würde, kam er sofort auf den reellen Gedanken, sich Fräulein Marie wieder zu nähern, nicht aber etwa mit vermessenem Wünschen, sondern als ihr unterthänigster Diener. Er war gekommen als solcher, hatte von den Wundern der Hochzeitsfeier berichtet, sich als Vertrauter des Präsidenten erklärt, hatte seine Glückwünsche dargebracht und war gnädig aufgenommen worden. Der Meister schaffte noch in der Werkstatt bei einer Arbeit, und Herr Niedlich benutzte den Lärm, welcher von dort hereinschallte, um mit unterthänigem Lächeln zu bemerken, daß es sehr unangenehm sei, den ganzen Tag dieses Gehämmer und Geklapper zu hören.

»Es wird aber bald anders kommen,« fuhr er fort, »wenn die Frau Präsidentin erst drüben wohnt in dem großen Hause. Zwanzig Zimmer wenigstens, Alles neu, Alles elegant. Hehe! Fräulein Marie, Sie werden es noch ganz anders einrichten, nach Ihrem Geschmack.«

»Ich bin an Bescheidenheit und Stille gewohnt,« erwiederte Fräulein Marie, mit Würde die Augen aufschlagend. »Aber, lieber Herr Niedlich, es freut mich aufrichtig, daß Sie so versöhnlich sind.«

»Bitte recht sehr!« rief Herr Niedlich, »wer Bildung besitzt, wird niemals rohen Gefühlen Gehör geben. Es ist ja auch Alles ganz natürlich zugegangen, sehr verehrtes Fräulein, und konnte nicht anders sein. Der Herr Präsident, unterthänigster Diener vor ihm, wer sollte nicht mit Vergnügen Platz machen! Sie hatten ganz Recht, Fräulein Marie, ich hätte es durchaus eben so gemacht, wenn mir der Niedlich gekommen wäre.«

»Aber es hat mir doch oft schon leid gethan,« fiel die Frau Meisterin ein, »daß ich damals so grob zu Ihnen war, Herr Niedlich. Es kam aber davon, daß mir Marie eben offenbart hatte, wie der Herr Präsident sich zu ihr benommen.«

»Es mußte so sein, es geschah mir ganz recht!« schrie Herr Niedlich, seine schmalen Hände freudig reibend. »Beste Marie, beste Madame Hartmann, es waren ja Kleinigkeiten, so etwas kommt unter den intimsten Freunden vor, und es hat gar nichts zu sagen, durchaus nichts, und wenn es noch mehr gewesen wäre, nichts! Mein innigster Wunsch ist Ihr allseitiges Glück und daß ich die Ehre und ausgezeichnete Huld genieße, immerdar Ihr unterthänigster Diener verbleiben zu dürfen.«

Fräulein Marie neigte herablassend und lächelnd den Kopf; die Frau Meisterin aber sagte: »das sollen Sie, Heinrich. Ich habe es immer gut mit Ihnen gemeint, und von Hochmuth ist bei uns nicht die Rede.«

»Nicht die Spur!« rief Herr Niedlich. »Bloß der Papa,« fügte er leiser hinzu, »der ist hartnäckig hochmüthig, und es geht noch nicht anders. Er kann doch nicht hier

in der alten Hütte bleiben, kann Ihnen doch keine Schande machen wollen, wen die Frau Präsidentin erst drüber wohnt.«

»Es wird sich Alles finden,« sagte Marie würdevoll.

»Das sagt der Herr Präsident auch,« fiel Herr Niedlich ein. »Ich habe neulich erst mit ihm darüber gesprochen. Es ist durchaus nothwendig zum allseitigen Glück, daß der Papa sich zunächst als Rentier etablirt. Fräulein Marie Hartmann, einzige Tochter des Rentiers, Herrn Hartmann; hören Sie einmal, wie das klingt, wenn das Aufgebot von der Kanzel verlesen wird.«

Die Augen der Frau Meisterin öffneten sich weit und glänzend. Sie betrachtete ihre Tochter mit stillem Entzücken.

»Also eine Wohnung muß da sein, wie sie für den Herrn Rentier paßt,« fuhr Niedlich fort, »damit der Herr Präsident bei seinen Schwiegereltern anfahren kann; dann wird's keinem Menschen einfallen, sich zu wundern. Das alte Haus hier wird verkauft, obwohl es nichts ist als eine Baustelle; aber dennoch kauft es einer, der es gut bezahlt, nämlich ich, Heinrich Niedlich, ein treuer Freund der Familie von Klein auf. Auf der Stelle sollen Sie es los werden, so wahr ich lebe! Da kommt der Papa! Herr Rentier, ich kaufe das Haus. – Ah!«

Herr Niedlich sprang von seinem Stuhle auf. Der Meister stand wirklich mitten in der Thür, die nach seiner Werkstatt führte; von der Flur aus trat jedoch zugleich mit ihm der Präsident von Landau herein, und hinter ihm zeigte sich Herr von Wolters.

Der Meister, die Arbeitsschürze über die blaue Wolljacke gestreift, die Hände schwarz von seinem Thun, das Käppchen verschoben auf dem Hinterkopf, sah durchaus nicht rentiermäßig aus; allein er schien den Anblick und Ausruf des Herrn Niedlich eben so wenig übel zu nehmen, wie er über den Eintritt der beiden vornehmen Herren erstaunt oder verlegen war. Sein ehrliches Gesicht war zu einem Lächeln geneigt, und die Art, wie er seine plumpe Gestalt zu einer Verbeugung brachte und die Hand des Präsidenten faßte, welche dieser ihm bot, hatte etwas Neckendes und Vergnüglichen.

»Ich kann's kaum wagen,« sagte er, »meine Hände sind schmutzig, gnädiger Herr! Das Blech macht einmal nicht anders.«

»Sie sind gewiß verwundert, mich hier zu sehen?« erwiderte der Präsident. »Nicht wahr?«

»Ich bin eben nicht zu sehr verwundert,« antwortete Hartmann. »Hab's mir beinahe so denken können.«

»So haben Sie etwas von unserem Geheimniß erfahren?« fragte Herr von Landau, indem er Marien ansah.

»Habe manches und allerlei Zeichen gemerkt,« sagte der Meister, den breiten Mund verziehend. »Aber setzen Sie Sich, gnädiger Herr, und lassen Sie hören, wie es steht. Ist's also immer noch Ihr Wille, mein Schwiegersohn zu werden?«

Bei dieser Frage konnte der Regierungsrath sein dämonisches Grinsen nicht ganz verbergen. Der vierkantige,

schmutzige, alte Bursche that, als ob er eine Gnade gewähren wollte; denn ohne die Antwort des Präsidenten abzuwarten, fügte er hinzu:

»Ich will's nicht weiter in Verdacht ziehen, was sich paßt oder nicht paßt, habe mich darüber fortgesetzt, weil's nicht anders geht, und habe darum auch kein Wort gesagt, als es mir klar wurde, daß hinter meinem Rücken der Faden weiter gesponnen werde.«

Herr von Landau hatte sich inzwischen gesammelt, und indem er fein lächelnd Marien sich näherte, erwiderte er:

»Ja mein lieber Hartmann, es ist mein Wille, ich werde mein Wort halten und habe, um mit Ihnen aufrichtig zu sprechen, nur abgewartet, bis die Verheirathung meiner Tochter vorüber, was durchaus nöthig war.«

»Ich kann's denken,« antwortete der Meister.

»Um dessentwillen werden Sie es vergeben, daß ich anscheinend mich zurückzog; denn, aufrichtig gesagt, ich fand bei mehreren mir nahestehenden Personen große Bedenken und heftigen Widerspruch.«

»Ich kann's denken,« sagte der Meister noch einmal.

»Jetzt ist jedoch, was mich hemmen konnte, überwunden,« fuhr Herr von Landau fort, »und nichts soll mich abhalten, Marien zu meiner Frau zu machen, wenn Sie mir das liebe Kind geben wollen.«

»Ich habe nichts dagegen,« sagte der Meister.

»Kein Opfer wird mir zu groß sein, ihr meine Liebe zu beweisen,« fuhr der Präsident fort, »und ihre Liebe,

die mir mehr gilt, als was die ganze übrige Welt mir geben kann, zu belohnen. Die jämmerlichen Vorurtheile der Menschen sollen uns daher nicht kümmern; mögen sie reden und höhnen, wie sie wollen, wir werden sie verachten. Hören Sie Alle, wozu ich fest entschlossen bin; auch Herr Niedlich mag es hören, er ist klug und wird schweigen.«

»Wie das Grab!« rief Herr Niedlich feierlich.

»Ich bin entschlossen, mich aus dem Geräusch des Lebens zurückzuziehen,« begann Herr von Landau. »Mein Amt lege ich nieder, wir verlassen die Hauptstadt, gehen an irgend einen kleinen freundlich gelegenen Ort, und obwohl ich kein bedeutendes Vermögen besitze, denn der größte Theil desselben gehört meinen Kindern, so bleibt mir doch so viel, um eine kleine Besetzung zu kaufen, wo wir in ländlicher Stille und Zurückgezogenheit einfach und zufrieden leben können. Niemand wird dann mehr uns beneiden, die Menschen werden uns bald vergessen, wir werden es aber eben so machen. Wir werden glücklich sein, theure Marie, denn wir werden uns selbst leben können, wir werden allen eitlen Tand von uns schleudern, verachten, verbannen – Sie aber, lieber Hartmann,« fügte er hinzu, indem er sich zu dem Meister wandte, »Sie folgen meinem Beispiele, begleiten uns, verkaufen Ihr Haus.«

»Ich!« rief Herr Niedlich bedeutungsvoll, indem er den Zeigefinger auf seine Brust setzte.

»Ganz recht,« vollendete der Präsident, »Niedlich kauft es; Sie ziehen mit uns, bleiben in unserer Nähe, leben mit

uns, helfen unsere Einsamkeit versüßen. Ich habe Alles reiflich überlegt, so und nicht anders kann es geschehen. Herr von Wolters ist ganz meiner Meinung, meine liebe, geliebte Marie gewiß nicht minder; wir Alle, ich denke, wir Alle sind einig!«

»Ich nicht,« antwortete der Meister, freundlich sein Köppchen rückend, und wie Cortez setzte er mit größter Sicherheit hinzu: »Ich bleibe hier, es kriegt mich Keiner von der Stelle.«

Der Präsident wurde ernsthaft. Er sah Fräulein Marie an, welche ebenfalls ernsthaft aussah, dann die Frau Meisterin, welche mißmuthig auf ihre Schürze blickte und Ihrer Tochter einen kleinen Stoß gab, während Herr Niedlich heftig mit den Achseln zuckend seine langen Finger verschränkte.

»Es scheint, als ob mein Entschluß nicht vielen Beifall fände,« begann Herr von Landau nach einem kleinen Schweigen.

»Ich will's nicht behaupten von mir,« antwortete der alte Mann; »denn ich denke allerdings, es ist das Gescheidteste, was gethan werden kann, von Ihrer Seite; ob's aber dem Mädchen da gefällt, ist eine andere Frage.«

»Es sieht ja aus,« schrie die Frau Meisterin, »als ob . . .« Sie schwieg wieder still.

»Wie denn, liebe Mutter?« flüsterte Marie.

»Als ob der Herr sich unser schämte!« fuhr Frau Hartmann heraus. »Ja so steht es aus, accurat sieht es so aus!«

»Wie können Sie das denken?« sagte der Präsident. »Ich suche allein mein Glück, unser Aller Glück zu sichern. Marie, die mich wahrhaft liebt, wird nicht verkennen, was ich will.«

»Recht so,« fiel der Meister ein, »es ist ihre Sache, sie kann's mit sich ausmachen, was sie davon halten will. Was aber mich betrifft und die alte Frau da, so bleiben wir Beide hier im Hause. Und es wird nicht verkauft,« fuhr er lebhafter fort, indem er die schwarze Kappe rund um seinen Kopf zog, »es kann's kein Anderer haben, die weil es dermalen schon seinen richtigen Herrn hat.«

»Wollen Sie Sich denn nicht zur Ruhe setzen?« fragte der Präsident.

»Hätt's beinahe gewollt,« erwiderte er, »es war aber ein dummer Streich, der mir wieder leid geworden. Nein, nein! es ist nichts damit, der alte Blechschmied muß bleiben, was er ist, so lange die Knochen aushalten; und es ist alleweil abgemacht, ich und mein Sohn Reinhold, wir gehen zusammen bis ans Ende. Vertragen werden wir uns, das Haus habe ich ihm verschrieben, das bleibt ihm.«

»Aber, mein lieber Meister Hartmann,« sagte der Regierungsrath, »Sie werden doch zugeben, daß es dem Herrn Präsidenten sehr wünschenswerth sein muß, wenn Sie aus Ihrer bisherigen Thätigkeit Sich zurückziehen; die Weltverhältnisse sind einmal so. Jedermann achtet Sie als einen ehrenwerthen Mann und vortrefflichen Hausvater. Da Sie jedoch jetzt Familien-Verbindungen mit einer höheren ständischen Gliederung schließen, so ist es

wirklich nöthig, daß Sie selbst dazu einige Anstrengung machen und Sich möglichst höher heben.«

»Es geht also nicht, daß mein Tochtermann zu mir herunter steigt?« fragte der alte Mann.

»Heruntersteigen will Niemand, mein lieber Meister.«

»Nun denn,« sagte Hartmann, seine Augen schalkhaft aufhebend – »so ist es am besten, ein Jeder bleibt, wo er ist. Ich habe zu alte, schwere Beine, kann's also nicht ändern.«

Herr von Landau hatte mit geheimer Freude zugehört.

»Man muß sich nach den Verhältnissen richten,« sagte er, »und was ich von Ihnen verlangen darf, müssen Sie mir gewähren. – Liebe Marie, machen Sie das Ihrem Vater begreiflich.«

»Ich glaube – mein Vater hat Recht,« erwiederte Marie leise.

»Was sagen Sie da?« antwortete er. »Er hat Unrecht!«

»Mein Vater ist ein geringer Mann in mancher Leute Augen,« fuhr sie fort, »allein diejenigen, welche mit ihm in Familien-Verbindung treten wollen, dürfen sich nicht seines Standes schämen.«

»Sie brauchen Sich auch nicht auf ein Dorf zu verstecken, damit keiner unser Kind sieht,« fiel die Frau Meisterin ein.

Es entstand ein allgemeines Schweigen, das endlich Herr von Landau unterbrach, nachdem er mit dem Regierungsrath einige Blicke gewechselt hatte.

»Wir müssen uns verständigen,« sagte er. »Ich bin hier, um mein gegebenes Wort zu erfüllen. Ich biete Ihnen

meine Hand, liebe Marie bedenken Sie, daß ich große Opfer freudig bringen will, um mich Ihrer Liebe freuen zu können, die mir am Abend meines Lebens als neue Lebenssonne aufgegangen ist. In vier Wochen kann ich frei sein, mit Ihnen mir ein stilles, ein friedliches Rückzugsplätzchen suchen. Schlagen Sie ein, liebes, theures Kind! Ich will Alles thun, daß Sie es niemals bereuen.«

Aber Fräulein Marie schlug nicht ein. Sie hielt ihre Hände still, senkte ihre Augen und antwortete mit sanfter Würde:

»Ich kann nicht mit Ueberzeugung glauben, daß ich es vermöchte – Sie zu beglücken.«

»Sie können es nicht glauben?« erwiderte er gereizt; denn obwohl er die Entscheidung kommen sah, wie er sie wünschte, mischte sich dabei doch die gekränkte Eitelkeit. »Sollte ich mich getäuscht haben?« setzte er langsam hinzu.

»Ich fürchte, Sie haben Sich getäuscht,« sagte das junge Mädchen, »obwohl es mir sehr schmerzlich ist, dieses zu glauben. Sie haben mir mehr als einmal gesagt, daß Sie mich trotz aller Feinde und Neider in Ihr Haus führen würden. Jetzt wollen Sie dieses, Ihren Rang, Ihre Stellung aufgeben. Ich darf das nicht zulassen. Sie würden es bald bereuen; ich würde unglücklich sein durch den Gedanken, Sie dahin gebracht zu haben.«

Einige Augenblicke lang schien dieser Einwurf seine gute Wirkung zu thun; denn in den Mienen des Präsidenten malte sich eine gewisse Rührung; eben so schnell

aber bemerkte Wolters diese Veränderung, und er hielt es für Zeit, sich einzumischen.

»Da Herr von Landau mit so vieler Ueberlegung seinen Vorsatz gefaßt hat,« sagte er, »so können Sie alle Befürchtungen aufgeben. Ich selbst habe ihm dazu gerathen, Sie können keinen schöneren Beweis der unendlichen Liebe des Herrn Präsidenten fordern.«

Fräulein Marie warf ihm einen stolzen Blick zu.

»Ich danke verbindlichst für Ihren Rath,« begann sie, »in einer solchen Sache jedoch räth man sich selbst am besten, und ich – wenn Herr von Landau – wenn ich glauben darf, daß ich ihm werth bin – so wird er mit mir nicht in einen Winkel fliehen wollen, er wird bleiben und seinen Platz behaupten.«

»Sie machen das also zur Bedingung?« fragte der Regierungsrath.

»Ich glaube, daß ich es thun muß,« sagte das junge Mädchen, indem sie einen schmelzenden, flehenden Blick auf den Präsidenten warf, der jedoch fruchtlos abprallte; denn jetzt war bei ihm die volle Ueberzeugung durchgebrochen, daß Wolters Recht habe.

»In diesem Falle freilich,« erwiderte er aufstehend und seufzend, »ist es mir allerdings nicht möglich, weiter in Sie zu dringen. Ich habe gethan, was ich konnte – Niemand kann mich tadeln. – Bedenken Sie wohl, Marie, welches Leid Sie mir zufügen! Sie wollen nicht?«

»Nicht, von meinen Eltern getrennt, Ihnen, wer weiß wohin, folgen,« rief Marie weinend, indem sie ihre Mutter umarmte. »Nein das kann ich nicht, das demüthigt mich.«

»Krankenwärterin sein, in der Ecke sitzen, warum nicht gar?!« rief die Fra Meisterin zornig.

»Dann,« sagte Herr von Landau, »haben diejenigen nur zu sehr Recht, die ... die ...« ihm fiel Emma ein – »die mir das voraussagten, und oh, wenn ich bedenke, – doch schweigen wir davon, Niemand soll erfahren, was es mich kostet, zu der Erkenntniß zu gelangen, daß ich die besten, theuersten Seelen von mir gestoßen habe, weil ...«

Hier drehte er sich gegen die Thür um, in deren Mitte die Glasscheibe war, und wie vor einer Erscheinung prallte er zurück, denn hinter dieser Scheibe sah er in Emma's ernstes anklagendes Gesicht.

ACHTES CAPITEL.

Als der Reisewagen, welcher den Freiherrn von Trifels und seine junge Frau fortführte, die große Straße hinab gerollt war, sahen Jungfer und Bedienter im Coupé mit Erstaunen, daß er nicht den Weg zum Thore einschlug, sondern abbiegend durch allerlei enge und krumme Seitenstraßen eine ganz andere Richtung verfolgte. Da jedoch die Herrschaft drinnen damit einverstanden schien, so mußten es die Diener auch sein. Sie erinnerten sich, daß der gnädige Herr dem Postillon etwas heimlich gesagt hatte; allein ihre Neugier wuchs noch mehr, als das

Ende dieser Irrfahrt eine entlegene, wenig bebaute Gegend und ein Haus war, das sein abgestoßenes Gemäuer in den dunkelnden Abendhimmel streckte. Als der Wagen hielt, hob der Freiherr seine junge Gemahlin heraus, hüllte sie dicht in den Mantel, beachtete nicht die Köpfe, welche durch einige trübe Fenster fuhren, um verwundert diese seltenen Gäste anzustarren, und verschwand mit ihr rasch in dem offenstehenden, vom Zugwinde durchpeitschten, wenig einladenden Flur. Der Diener sah nur noch, wie die junge Herrschaft über den Hof in das Seitengebäude ging; die steilen Treppen wurden von röthlichen Wolken beleuchtet, welche über den Himmel jagten, und heftig athmend stand Hedwig oben angelangt still und hielt mit ihrer krampfhaft zusammengepreßten kleinen Hand an dem Geliebten fest. Beide horchten auf den Ton, der zu ihnen drang, und Beide hörten nichts als ein leises Gemurmel. Sie fühlten sich tief ergriffen von dem Ernst und dem Weh des Anblickes, dem sie entgegen gingen, Kummer und Trauer verdüsterten ihre Mienen. Endlich öffnete Trifels die Thür und trat mit seiner jungen Frau hinein; mit Einem Schlage sahen sie Alles vor sich, was sie gefürchtet hatten.

Da stand das Instrument des armen Künstlers und noch war es geöffnet, noch bedeckt mit Noten und Blättern; da stand sein kleiner Schreibtisch, die erbrochenen Briefe darauf mit seinem Blut überströmt. Ein Gewirr von Kleidern, Geräthen, Gläsern und den Resten der verschiedenen Hilfsmittel, welche man angewandt, bedeckte Tisch und Stühle; aber über alle diese Zeichen

des Unglücks flogen ihre Blicke fort zu dem Bett an der Wandseite und blieben daran festgebannt hängen.

Die Himmelsröthe warf Ihr sanftes Licht auf dieses Schmerzenslager und auf die alte Frau, welche an dem Kopf-Ende des schmalen Bettes stand. Sie hatte den Schirm abgenommen und hielt in ihren abgemagerten Händen das kleine vergriffene Gebetbuch, aus dem sie mit leiser, aber fester Stimme las. Es war unmöglich, daß sie in dieser Dämmerung bei der Schwäche ihrer Augen die Schrift erkennen konnte; allein sie wußte die Gebete auswendig und stärkte sich nur selbst durch die Nähe des heiligen Buches, aus welchem sie so oft schon Ergebung und Trost geschöpft hatte. Das verklärende Licht fiel auch auf ihre bleiche Stirn, und als sie die Schritte hörte und die beiden Nahenden erblickte, kam ein Schein der Freude über sie.

»Sie sind es,« flüsterte sie, ihre Arme ausstreckend. »Ja, ja! Sie müssen es sein. Mein armes Kind hat drei Mal schon nach Ihnen gefragt und sich so ängstlich umgesehen, er konnte es nicht länger warten; ich habe aber nicht umsonst zu Gott gefleht, ich wußte, daß er Sie zu uns senden würde.«

»Wollte Gott,« erwiderte Trifels gerührt, »daß ich ihm mehr als Trost, daß ich ihm Rettung bringen könnte!«

Sie schüttelte den Kopf.

»Er schläft,« sagte sie. »Der Herr über Tod und Leben hat ihm Ruhe verliehen – sanft wie ein Engel seines Himmels liegt er, und stärkt sich zu seinem Kampfe.«

Sie wich dabei zur Seite, helleres Licht fiel auf die Kissen. Da lag Andreas Herzberg, und es war, wie seine Mutter gesagt hatte, er ruhte so friedlich, er schlief so süß und fest, wie er seit Jahren nicht geschlafen. Sein schwarzes langes Haar breitete sich über die weiße Bett-
hülle aus, seine hohe Stirn war frei, sein blasses Gesicht nicht mehr beunruhigt von stürmischen, wilden Gedanken und dem düsteren Feuer seiner Augen. Um den Mund schwebte ein leidendes, schwaches Lächeln, und seine zarten Hände, die auf der Bettdecke ruhten, schienen etwas zu umschließen, das zwischen seinen Fingern lag. Es war, als träumte der arme Knabe einen schönen Traum, der ihm noch einmal ein Leben voll Ruhm und Lust vorspiegelte, und während der schwarze Gott der Finsterniß schon an seinem Lager saß und die Hand nach seinem heftig schlagenden Herzen ausstreckte, um es zu zerdrücken, füllte sich dieses Herz zum letzten Male mit den reizendsten Bildern irdischer Herrlichkeit und Sehnsucht.

Leise schluchzend lehnte sich Hedwig auf ihres Gatten Schulter.

»Ist denn keine Hilfe?« flüsterte sie.

»Die Menschen sagen Nein!« antwortete die alte Frau mit Festigkeit, »sie haben ihm sein Leben abgesprochen.«

»O, hoffen Sie, hoffen Sie!« sagte Trifels erschüttert.

»Ich hoffe auf Ihn, der da weiß, was mir gut ist,« erwiderte sie. »Er weiß auch, ob es Zeit ist, daß mein armes Kind von seinem Erdenjammer erlös't werde. Sie sagen,« fuhr sie fort, indem sie ihre Hände faltete, »daß seine Brust zerrissen sei, kein Wort dürfe über seine Lippen kommen und nichts ihn aufregen. O, wie lange schon ist er ohne Frieden und ohne Ruhe umher gewandelt! Wenn ich Nachts aufwachte, fand ich ihn an seinem Tische da, und wenn ich an sein Bett trat, um ihn zu segnen, saß er mit offenen Augen und sah mich starr an. Es war eine Qual in ihm, eine Angst und eine Sehnsucht, ach! wer es niemals sah, der weiß nicht, was er gelitten. Wohl Mancher hat seinen Stolz an ihm versucht, wohl Mancher hat ihm wehe gethan, er aber nahm es schweigend und verbarg es in seinem Herzen. Und sein Herz war voll Güte und Liebe,« fuhr sie mit zitternder Stimme fort, »sein Herz war ein Garten Gottes. Es kannte ihn Keiner wie ich, es wußte es Keiner wie ich. Stehe Du bei ihm, mein Heiland, und ziehe die Dornen aus seinen Wunden!«

Mit einer hastigen Bewegung machte sich Hedwig von ihrem Gatten los. Der Mantel fiel von ihrer Schulter, sie stand in dem weißen leuchtenden Kleide wie eine himmlische Erscheinung an dem Lager, beugte sich darüber hin und legte ihre Hand auf die Hände des Kranken.

»Vergieb auch mir, o, vergieb!« flüsterte sie, und während sie diese Worte sprach, zerriß am Abendhimmel der düstere Wolkenkranz, und mit glühendem Gefunkel trat die Sonnenkugel roth und groß noch einmal hervor. Das

stille Zimmer füllte sich mit Glanz, das Sterbebett schimmerte davon, der Purpur des Himmels bedeckte das totenbleiche Antlitz, auf das eine heiße Thräne niedertropfte.

»Mutter!« flüsterte Andreas, und indem er die Augen aufschlug, blickte er über sich in Hedwig's Gesicht. Groß und staunend sah er sie an. Seine Blicke hefteten sich heller und inniger auf sie, ein verklärtes Schauen, ein leises süßes Lächeln füllte seine weichen, bittenden Züge. So lag er eine Minute lang, regungslos die schöne Erscheinung betrachtend, dann öffneten sich seine Lippen, und unaussprechlich sehnsüchtig und liebevoll sagte er aus tiefster Brust: »Engel Gottes! kommst Du endlich?«

»Ich komme!« erwiderte sie, sich tiefer neigend.

»Dank – Dank!« flüsterte er mit brechender Stimme und beide Arme nach ihr ausstreckend, sank er in die Kissen nieder. Aus seinen Händen, die sich öffneten, blieb etwas in ihrer Hand zurück. Eine verwelkte Blume, von der die letzten trockenen Blätter fielen. In dem Augenblicke riß eine Saite in dem Instrument, der schrillende Ton hallte klagend wie ein langes, langes Seufzen durch das stille Gemach – Andreas Herzberg hatte aufgehört zu leben!

»Er stirbt – o Gott!« rief Hedwig schmerzerfüllt.

Eduard schloß sie an seine Brust, die alte Frau aber begann mit lauter feierlicher Stimme, auf ihre Kniee sinkend und die gefalteten Hände erhebend:

»Mein Herr und Gott, ich danke Dir! Du hast ihn fortgeführt in Dein heiliges, ewiges Reich. Nimm ihn gnädig

auf. Erbarme Dich, Herr, erbarme Dich, Dein Wille geschehe, Dein Name sei gelobt!«

Als sie dies in ihrem starken Glauben sprach, erblickte Trifels hinter sich Reinhold und Emma, welche traurig stumme Zeugen dieses letzten erschütternden Auftrittes geworden waren. Betäubt von Weh und Leid, hielt er seine junge Frau umfaßt; er fühlte sich erleichtert, als er die Freunde bei sich sah, denen er allen Beistand, der hier noch möglich, überlassen konnte.

Emma verstand sogleich, was seine Blicke ausdrückten. Sie schlug den Mantel um Hedwig, küßte ihre blassen Lippen und sagte zu Trifels:

»Führen Sie sie fort von dieser Stätte des Todes, das ist kein Platz für Sie beide. Ich und Reinhold, wir werden sorgen.«

»Sorgen Sie für Alles,« sagte er, »bis ich es thun kann.«
So geschah es.

Als sie allein waren, standen sie mit nassen Augen an dem Lager, auf welchem der stille Freund lag. Dunkle Schatten der Nacht umspannen ihn, aber friedenvoll leuchtete sein Gesicht daraus hervor. Die gottergebene Mutter hatte seine Arme ins Kreuz gelegt; leise Worte murmelnd, barg sie ihren Kopf an dem Kissen des Todten.

»Er hat uns ein Vermächtniß hinterlassen, Reinhold,« antwortete Emma, auf die unglückliche Mutter blickend.

»O, ja – ja!« rief er mit schmerzvoller Herzlichkeit. »Damit wollen wir unser neues Leben beginnen. Mag's ein Trost sein für ihr armes, zerschlagenes Herz.«

Hand in Hand standen sie, zwei gute Menschen voll Liebe und von Treue.

Zwei Stunden darauf begab es sich, daß der Präsident von Landau hinter dem Glasfenster in der Thür des alten Meisters Emma's Gesicht erblickte, und ehe er sich in seinem Erstaunen zurecht gefunden, ob es Täuschung, ob es Wahrheit sei, stand sie vor ihm an Reinhold's Hand, der mit festen Schritten ohne alle Schüchternheit, und ohne die fremden Herren viel zu beachten, auf seinen Verwandten losging.

»Vater,« sagte er, seine blauen sanften Augen aufhebend, »wir haben es heute zusammen abgemacht. Ich habe Ihnen Alles entdeckt, wie es in mir aussah, und Sie meinten, ein Mann, der ein rechter Mann sei, müsse wissen, was er thun und wagen dürfe. – Wohl, Vater, ich hab's gewagt, und hier steht die, die mir's geschworen hat, sie wollte es immer in Treue mit mir halten.«

Der alte Meister lächelte klug vor sich hin.

»Hab's wohl gewußt, Reinhold, hab's wohl gewußt,« sagte er. »Du bist ein Mann, der sich neben den Besten stellen kann.«

Die Anderen hatten geschwiegen, jetzt aber rief der Präsident:

»Emma, was beginnen Sie? Sie sollen keinen Schritt thun, ohne mich zu hören! Ich widerrufe Alles, ich lasse

Sie nicht von mir. Sie sind mein Kind, Sie gehören mir an.«

»Fräulein Emma!« schrie Herr Niedlich, »machen Sie keinen Spaß. Sie wissen, ich!«

Er setzte den langen schmalen Finger auf seine Brust.

»Ich gehöre Keinem an, als ihm allein, Reinhold,« sagte Emma. »Weil er ein Mann ist, ein rechter Mann, wie sein Vater sagt, darum liebe ich ihn von ganzem Herzen, und darum Vater, Mutter, nehmen Sie mich gütig auf, ich will Ihre Tochter sein, Ihren Segen will ich mir getreulich erwerben.«

Der alte Meister stand vor ihr mit sonderbar großen, leuchtenden Augen. Er sah sie und Reinhold an; in seinem harten Gesicht zuckte es, er wollte etwas sprechen und vermochte es nicht. Endlich riß er die Mütze von seinem grauen Kopf, und wie er beide Hände faßte, rief er mit Heftigkeit:

»Ich hab's gesagt, und es steht fest für alle Zeit, Blech muß doch Blech bleiben!«